

cursor≡

Sprache. Kultur. **Europa.**

21/2025



ISSN 2522-3984

Didactics of Classical Languages

Steven Hunt
Seite 15

Von Plutarch bis Cara Mopsula

Markus Bürscher
Seite 30

Altsprachlicher Unterricht

Margot Anglmayer-Geelhaar
Seite 58

Narrative und Zerrbilder

Bernhard Söllradl
Seite 74

EDITORIAL



CARISSIMI LECTORES!

Hiermit eröffnen wir die 3. Dekade der cursores. Angesichts der aktuellen Situation im Bildungssektor, aber auch in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen, sind wir mehr denn je für eine humanistisch geprägte Allgemeinbildung engagiert – und überzeugt, dass Bildung die nachhaltigste Währung der Gesellschaft ist. S. Hunt gibt Einblick in die Fachdidaktik an der Uni Cambridge, M. Anglmayer-Geelhaar nimmt die erstaunliche Modernität des Lehrplans von 1849 in den Blick, B. Söllradl Texte zur Entdeckung der Neuen Welt. U. Gärtner resumierte den 1. Grazer Antikettag zum Thema Schriftkultur. Ad Kulturgeschichte: H. Stöllner recherchiert in Sherlock-Holmes-Manier die verwickelte Historie des Grabes des Humanisten Lorenzo Valla in S. Giovanni in Laterano, M. Bürscher entführt uns in die Schätze der Stiftsbibliothek Seitenstetten und R. Weissengruber empfiehlt uns eine Kulturreise ins Friaul. Fast nicht zu glauben sind die Fähigkeiten der alten Griechen, den Umfang der Erdkugel zu messen. V. Streicher erläutert diese anhand der Methode des Eratosthenes. M. Hotz bietet ebenso unglaubliche Fakten zur Piazza San Pietro – nach der Lektüre wird man den Petersplatz mit neuen Augen betreten. M. Lobe bleibt in Rom und wirft einen Blick auf den Fauskämpfer vom Quirinal – und Mike Tyson. M. Vorzellner schließlich eröffnet den Beitragsreigen mit Ovidischen Metamorphosen im Opernwerk von Jean Baptiste Lully. Ihnen eine genussvolle Lektüre!

Cordialiter vos saluto!

Peter Glatz

INHALT

Un roy digne de l'estre est le don le plus grand des cieux 3	Alter Boxer, junger Boxer 38
Markus Vorzellner	Michael Lobe
Eratosthenes oder die Vermessung der Welt 12	Die Macht der Buchstaben. Wie die Schrift die antike Welt revolutionierte 44
Viktor Streicher	Ursula Gärtner, Marcel Humar, Margit Linder, Philipp Raffael Pfeifer, Peter Scherrer, Hedwig Schmalzgruber
News from the Didactics of Classical Languages at the University of Cambridge 15	Iter per Forum Iulium 52
Steven Hunt	Rainer Weissengruber
Euroclassica Congress 2024 Frascati 22	Kraftquellen. 56
Christian Laes	Peter Glatz
Results ECCL 2024/2025 23	Der altsprachliche Unterricht zwischen Beständigkeit und Wandel. 58
Jeroen Vis	Margot Anglmayer-Geelhaar
Lorenzo Vallas Grab im Lateran. 24	Die Umarmung der Welt 62
Herbert Stöllner	Michael Hotz
Von Plutarch bis Cara Mopsula 30	Narrative und Zerrbilder 74
Markus Bürscher	Bernhard Söllradl
Die Idea Principis Christiano-Politici centum Symbolis expressa und die Embleme im Schloss Eggenberg Graz 36	Beiträge im Magazin cursor: Index 1/2003 bis 20/2024 78
Mareike Einfalt	

Lektürehinweis:

Im cursor **extra** finden Sie Zusatzdokumente zu diversen Beiträgen im Magazin cursor.



Cursores 1–21:

QR-Code zu den bisherigen Ausgaben des „cursor“ und zum Beitrittsformular.



IMPRESSUM

Medieninhaber, Herausgeber und

Verleger:

AMICI LINGUAE LATINAE
Freunde der lateinischen Sprache
ZVR: 562396446
Atriumweg 6, A-4060 Leonding

E-Mail: peter.glatz@eduhi.at

Redaktion: Mag. Peter Glatz,
Mag. Christoph Gruber, MMag. Andreas Knabl

Layout: Mathias Rizy
Abbildungsnachweise: S. 86

Auflage: 750 Stück

ISSN 2522-3984

Druck: Druckerei Haider,
Niederndorf 15, Schönau im Mühlkreis

Jährlicher Mitgliedsbeitrag: 30€

Wir ersuchen um Mitteilung (Mail oder Post) von Adressänderungen (Name, Adresse, E-Mail). Für den Beitritt zu den ALL schicken Sie das ausgefüllte Formular per Mail oder Post an den Obmann Peter Glatz.

Bankverbindung

Kontoinhaber: Amici Linguae Latinae
IBAN: AT25 3418 0000 0103 0998
BIC: RZOOAT2L180



Titelbild: Relieffiguren dreier Märtyrerinnen, Stuckfries (links) im Tempietto Langobardo, Cividale, 8. Jh.

Un roy digne de l'estre est le don le plus grand des cieux

Ovids Metamorphosen metamorphosiert im Bühnenwerk

Jean Baptiste Lullys

Markus Vorzellner

Der Wert der Metamorphosen des Ovid greift über ihre immanente literarische Bedeutung weit hinaus, sind sie doch eines jener Werke der Weltliteratur, das als wertvolle Quelle seinerseits Metamorphosen erfahren hat, die in späteren Meisterwerken der Literatur, der Musik, aber auch der Bildenden Kunst ihren Niederschlag finden.

Exemplarisch für ungezählte Ausformungen sollen einige Verwandlungen stehen, die in das Zeitalter Ludwigs XIV. Eingang gefunden haben. Die Mehrzahl der musikalischen, aber auch bildnerischen Umgestaltungen der Texte des Publius Ovidius Naso haben in der Zeit des höfischen Absolutismus einer oftmals pla-

kativen Selbstdarstellung des absolutistischen Herrschers zu dienen, die durchaus mit dem jüngeren Begriff der Propaganda umschrieben werden kann.

Für eine solche Art der Selbstdarstellung bedarf es kreativer Persönlichkeiten, welche derartige Intentionen des Herrschers in dechiffrierbare Symbolik zu transformieren verstehen. Dazu gehören, speziell im Zeitalter Ludwigs XIV., die Berufsstände der Architekten und Maler, sowie der Garten- und Festgestalter. Unter letzteren ragt eine Persönlichkeit heraus, die jenem Zeitalter ihren musikalischen Stempel aufgedrückt hat: Jean Baptiste Lully, der königliche Hofkomponist. Dieser trägt

entscheidend dazu bei, Ludwigs Satz „*L'état c'est moi*“ durch die Sprache der Musik in konkrete Sinneseindrücke umzusetzen – eine Sprache, die dem tanzenden König schon von Kindesbeinen an vertraut gewesen war.

Im Jahre 1653 findet in Paris das große Ballet royal de la nuit statt, ein Tanzfest, das den Dualismus von Tag und Nacht, von hell und dunkel, in den Mittelpunkt stellt. In diesem Rahmen tanzt der 15-jährige Ludwig, der bereits seit über zehn Jahren die Position des Königs bekleidet, die Rolle des Apoll, der Verkörperung jener Sonne, mit der er sich in seiner Jahrzehnte währenden Selbstdarstellung zunehmend identifiziert.



Ludwig als Apoll



Die Sonne am Gitter von Versailles

Unter den Tänzern befindet sich auch der 21-jährige Lully, den der König kurz darauf in seine Dienste nimmt und ihm eo modo eine Karriere bei Hof ermöglicht.

Versailles als Zentrum absolutistischer Macht
Als lokaler Brennpunkt der königlichen Machtausübung symbolisiert das Schloss Versailles das in Architektur gegossene Programm des höfischen Absolutismus, und das schon Jahre bevor Versailles tatsächlich ab 1682 dem König als Residenz dienen kann. Diese Architektur fungiert jedoch nur als eine Seite der Machtdemonstration, deren Ergänzung sich in dem groß angelegten Park des Schlosses zeigt, mit seinem Widerspiel von Grünflächen und architektonischen Bezugspunkten. Seit Beginn seiner Alleinherrschaft, nach dem Todes seines Vormundes Kardinal Jules Mazarin 1761, stellt dieser Garten das Zentrum aller Feierlichkeiten dar bis zum Tod Ludwigs XIV. im Jahr 1715.

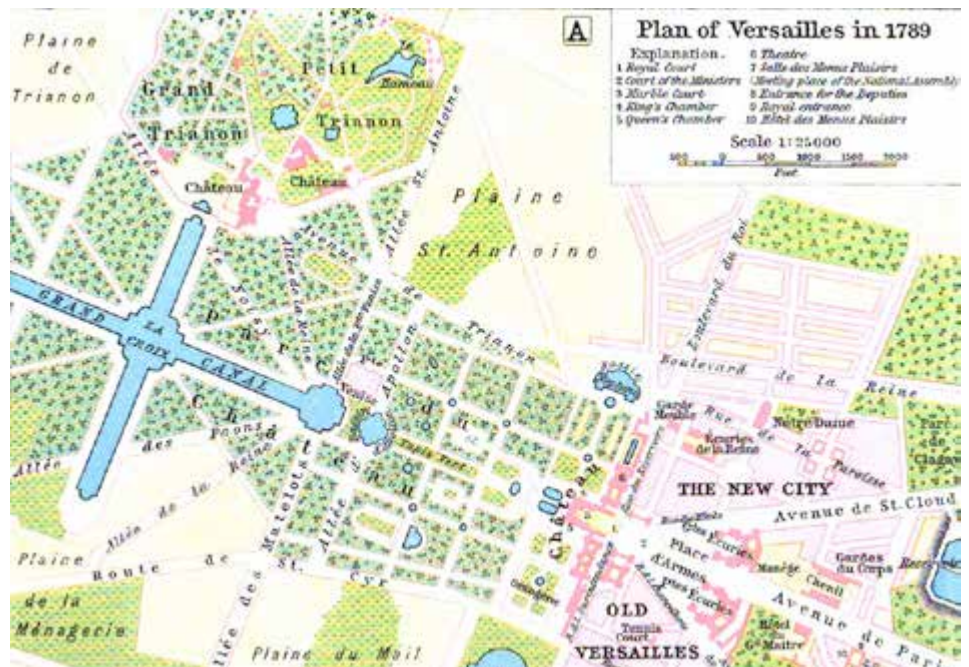
Bestimmte Positionierungen der kunstvollen Brunnenanlagen in der Konzeption des Gartens zeigen Ovids Metamorphosen als Basis ihrer Programmatik. Auf der Westachse, am halben Weg zum Grand Canal, liegt der *Apollo-Brunnen*, aus dem sich der Gott mit seinem Gespann gerade aus dem Wasser erhebt, ein Meisterwerk der beiden Brüder Balthasar und Gaspar Marsy.

Apollo fungiert in seiner Funktion als Sonnengott als Gegenpol zur Finsternis. In der ersten Tageshälfte, zur Zeit potentieller königlicher Audienzen, glänzt diese Figurengruppe im Sonnenlicht, wodurch erneut die Symbiose von Sonne und Apollo, analog zum tanzenden Knaben, erkennbar wird. Ein quellenmäßig nicht belegbarer Spruch dürfte damals angekommen sein: *Quod sol in coelis id rex in terra.*

Zwischen Schloss und Apollo-Brunnen befindet sich auf dieser West-Ost-Achse ein weiterer, ebenfalls von den Brüdern Marsy 1668 geschaffenes Brunnenwerk, mit der Darstellung einer von unterschiedlichen Formen von Ungeheuern umgebenen Frau. Dabei handelt es sich um Latona, Tochter des Titanen Coeus und – Mutter Apollos:

*Distulit ira sitim. Neque enim iam filia Coei
supplicat indignis nec dicere sustinet ultra
verba minora dea; tollensque ad sidera
palmas
„Aeternum stagno“ dixit „vivatis in isto!“
Eveniunt optata deae: iuvat esse sub undis
et modo tota cava submergere membra
palude,
nunc proferre caput, summo modo gurgite
nare,*

*Saepe super ripam stagni consistere, saepe
in gelidos resilire lacus. Sed nunc quoque*



Plan Garten Versailles



Apollo-Brunnen



Latona-Brunnen

turpes

*Litibus exercent linguas pulsoque pudore,
Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere
temptant.*

*Vox quoque iam rauca est, inflataque colla
tumescunt,
Ipsaque dilatant patulos convicia rictus.
Terga caput tangunt, colla intercepta videntur,
Spina viret, venter, pars maxima corporis,
albet,*

Limosoque novae saliunt in gurgite ranae.

(Met. 6, 366ff.)

Die lykischen Bauern hindern Latona an der Labung, weswegen diese ungehalten wird, ihren Durst vergisst und zur Tat schreitet. Während dieses Prozesses äußern die zu Fröschen verwandelten Bauern ihre berühmten tierischen Laute:

*Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere
temptant.*

Der räumlich tiefer gelegene Latona-Brunnen befindet sich in der Mitte der besagten Achse. Die topographisch Lage beider Brunnen-Werke nimmt auf die mythologische Genealogie Bezug: Latona kommt die – freilich etwas untergeordnete – Mittler-Position zwischen der Darstellung ihres mythologischen Sohnes und dem Zentrum der Macht von dessen königlicher Emanation zu, weshalb der Brunnen die Achsenebene unterschreitet. Ludwigs Mutter, Anna von Österreich, hatte nach dem frühen Tod des Vaters, Ludwigs XIII., für den noch minderjährigen Sohn die Regentschaft übernommen und ihn auf seine zukünftige Rolle vorbereitet.



Latona-Brunnen, Frösche



Anna von Österreich



Latona-Brunnen, Frösche



Chateau Vieux St. Germain en Laye

Die Frösche wiederum symbolisieren nichts Geringeres als die **Fronde**, eine Gruppe von Adeligen, die nach dem Tod des mächtigen Kardinal Richelieu 1642 und jenem Ludwigs XIII. 1643 das entstandene Machtvakuum ausgenutzt und sich gegen Anna von Österreich und ihren noch minderjährigen Sohn aufgelehnt hatten. Der Aufstand konnte niedergeschlagen werden, doch setzte Ludwig während seiner gesamten Herrschaft gezielte Maßnahmen zur Schwächung des Adels.

Während der Arbeiten an der riesigen Schlossanlage von Versailles diente das *château vieux* von St. Germain en Laye als Uraufführungsort der Ballette und Opern von Lully und seinem wichtigsten Librettisten Philippe Quinault.

Als entscheidender Wendepunkt in der musikalischen Ausrichtung des Kulturlebens bei Hof kommt dem Jahr 1670 eine spezielle Bedeutung zu, als der leidenschaftliche Tänzer Ludwig seine öffentlichen Auftritte beendete. Dadurch verloren die Ballettkompositionen an Bedeutung und verschwanden schließlich von der Bildfläche. Deren Stelle übernahm die *tragédie lyrique* als eine neu geschaffene Spielart der Oper, als deren Begründer Lully und Quinault angesehen werden können.

Als Stoffe für die Opernkompositionen der folgenden Jahre fungieren in fünf Fällen Ovids Metamorphosen. An zwei dieser Bühnenerwerke sollen exemplarisch die dramaturgisch notwendigen Modifikationen an den Ovidischen Texten zugunsten der *tragédie lyrique* aufgezeigt werden.

Thésée

Thésée, das erste Lullysche Werk nach dem Vorbild Ovids, ging am 10. Jänner 1675 zum ersten Mal in St. Germain en Laye über die Bühne.

Bei sämtlichen Opern Lullys ist der eigentlichen Handlung ein Prolog vorangestellt, in

welchem die anwesenden Figuren ein jüngst gewesenes Ereignis preisen, bei dem Frankreich als Sieger hervorgehen konnte. Im Fall von „Thésée“ hatten Ludwigs Truppen am 5. Jänner 1675, fünf Tage vor der Premiere, im Rahmen des *Niederländischen Krieges* den Sieg in der *Schlacht bei Turckheim* im Elsass errungen. Da die Oper nicht erst fünf Tage zuvor beendet worden war, hatte Quinault das Libretto umzuarbeiten, was mithilfe eines dramaturgischen Tricks geschah: Der König befindet sich zu Beginn der Oper nicht in Versailles, dem Reich der Venus, weil er noch im Kriegsgebiet, dem Areal des Mars, verweilt. Der Chor der Cupidines, der Grazien, der Vergnügen und der Spiele hebt an:

Choeur d'amours, de graces, de plaisirs, et de jeux

*Les jeux et les amours
ne regnent pas toujours.*

Un Plaisir

*le maistre de ces lieux n'aime que la victoire,
il en fait ses plus chers desirs :
il neglige icy les plaisirs,
et tous ses soins sont pour la gloire.*

Le Choeur

*les jeux et les amours
ne regnent pas toujours.*

Chor der Cupidines, der Grazien, der Vergnügen und der Spiele

*Die Spiele und die Götter der Liebe
regieren nicht jeden Tag.*

Ein Vergnügen

*Der Herr dieses Ortes liebt nur den Sieg,
ihm zumeist gilt sein Verlangen:
Alle Freuden verachtet er hier,
sein Sehnen strebt nach Ruhm.*

Der Chor

*Die Spiele und die Götter der Liebe regieren
nicht jeden Tag.*

Es entwickelt sich ein längerer Diskurs zwischen Venus und Mars um die jeweiligen Vor-



Philippe Quinault

züge von Liebe und Krieg. Da es sich bei dem Sieg im Elsass nur um eine Etappe handeln konnte, gehen Mars und Venus am Schluss des Prologs den Kompromiss ein, dass auch während der Dauer des Krieges die Liebe nicht zu kurz geraten solle:

Mars et Venus

*Qu'il passe au gré de ses desirs
de la gloire aux plaisirs,
des plaisirs à la gloire ;
venez, aimables dieux, venez tous, dans sa
cour:
meslez aux chants de victoire
les douces chansons d'amour.*

Le Choeur

*meslons aux chants de victoire
les douces chansons d'amour.
Au milieu de la guerre,
goustons les plaisirs de la paix.*

Mars und Venus

*Er soll, ganz nach seinen Wünschen,
vom Ruhm zu den Vergnügungen,
von den Vergnügungen zum Ruhm
übergehen;
kommt, liebliche Götter, kommt alle an
seinen Hof:
Vermischt mit den Kriegsliedern
die anmutigen Gesänge der Liebe.*

Der Chor

*Wir vermischen mit den Kriegsliedern die an-
mutigen Gesänge der Liebe.
Mitten im Krieg kosten wir die Freuden des
Friedens.*

Nach diesem Prolog setzt die eigentliche Opernhandlung ein, die Geschichte von Thésée, dem Ovidischen Theseus.

*sed postquam Colchis arsit nova nupta ve-
nenis
flagrantemque domum regis mare vidit ut-
rumque,
sanguine natorum perfunditur inpius ensis,*

ultraque se male mater Iasonis effugit arma.
(Met. 7, 394ff.)

Nachdem Medea die *nova nupta*, Creusa, die aktuelle Gemahlin des Jason, vergiftet hat und unter den Augen des Korinthischen als auch des Saronischen Meerbusens der Königspalast in Flammen aufgegangen ist, findet der Kindermord statt.

Medea betritt im Folgenden die Burg des Pallas. Dieser wird nicht weiter beschrieben, sehr wohl jedoch dessen Bruder Aegeus:

*excipit hanc Aegeus facto dammandus in uno,
nec satis hospitium est, thalami quoque foedere iungit.*

Dieser „*facto dammandus in uno*“ nimmt Medea bei sich auf und macht sie obendrein zumindest zu seiner Bettgenossin.

Quinault und Lully kreieren zugunsten ihrer Dramaturgie weitere Figuren, so etwa Prinzessin Aeglé, ihre Vertraute Cleone und deren Verlobten Arras. Die Prinzessin wird von König Aegé geliebt, dem Ovidschen Aegeus. Und auch Thesée tritt bald in Erscheinung – als Jüngling, der dem Vater unbekannt war, was für die weitere Handlung, sowohl bei Ovid als auch bei Lully, entscheidend ist:

*Iamque aderat Theseus, proles ignara parenti,
qui virtute sua bimarem pacaverat Isthmon:*
(Met. 7, 404f.)

Ovid präsentiert Medea als jene Person, die für Theseus ein Gift mischt, das sie einst von den Küsten Skythiens gebracht hat. Dieses Akonit soll aus den Zähnen des Höllenhundes entstanden sein:

*Huius in exitium miscet Medea, quod olim
attulerat secum Scythicis aconiton ab oris.
Illud Echidnaeae memorant e dentibus
ortum
esse canis: specus est tenebroso caecus hiatu,
est via declivis, per quam Tiryntius heros
restantem contraque diem radiosque micantes
obliquantem oculos nexis adamante catenis
Cerberon abstraxit, rabida qui concitus ira
inplevit pariter ternis latratibus auras
et sparsit virides spumis albentibus agros.*
(Met. 7, 406ff.)

Eine derart plastische Beschreibung ist von keinerlei Relevanz für die Oper, in der das Motiv für den geplanten Giftmord an Theseus die entscheidende Rolle spielt, dem wiederum Ovid kein größeres Interesse entgegenbringt. Medée erzählt ihrer Vertrauten Dorine von ihrer Liebe zu Thesée, sowie von ihren Schicksalsschlägen:

*Doux repos, innocente paix,
heureux, heureux un cœur qui ne vous pert
jamais!
L'impitoyable amour m'a toujours poursuivie;
n'étoit-ce point assez des maux qu'il m'avoit
faits!
Pourquoy ce dieu cruel avec de nouveaux
traits
vient-il encor troubler le reste de ma vie?
Doux repos, innocente paix,
heureux, heureux un cœur qui ne vous pert
jamais!*

*Süße Ruhe, unschuldiger Friede,
glücklich glücklich ein Herz, das Dich nie verliert!
Der erbarmungslose Liebesgott verfolgt mich
jeden Tag;*

*Hat er mir nicht schon genug an Schmerzen
angetan?*

*Warum will dieser grausame Gott mit neuen
Qualen
mich den Rest meines Lebens plagen?
Süße Ruhe, unschuldiger Friede,
glücklich glücklich ein Herz, das Dich nie verliert!*

König Aegé wird bereits im ersten Akt als Kriegsheimkehrer in einem Bürgerkrieg vorgestellt, dem Medée durch ihre Zauberkünste geholfen hatte, über die Meuterer (*les mutins*) den Sieg davon zu tragen:

*Les mutins sont vaincus, leurs chefs sont
immolez;
leur vaine esperance est destruite.*

Den Zeitgenossen dürfte bewusst gewesen sein, dass diese *mutins*, als Erfindung Quinaults und Lullys, die rebellische Adels-Fronde symbolisieren. In den Metamorphosen kehrt König Aegeus nicht aus einem Krieg nach Hause.

Medée hat also durch ihre Zauberkünste König Aegé zum Sieg verholfen, weshalb dieser ihr die Ehe versprach. Sie teilen jedoch auf der Opernbühne nicht dasselbe Bett, denn die Konstellationen sind dramaturgisch vorgegeben: Aegé liebt Prinzessin Aeglé, Medée wiederum liebt Thesée. So kann der Vertragsbruch beiderseits legitimiert werden:

*Ne nous piquons point de constance;
consentons à nous dégager.
Goustons d'intelligence
la douceur de changer.*

*So wollen wir uns nicht der Beständigkeit rühmen;
Lasst uns uns einvernehmlich trennen,
genießen wir mit Verstand
die Annehmlichkeit des Wechsels.*

Dieser Plan wird jedoch durch die reale Konstellation durchkreuzt: Thesée liebt Aeglé, und

Aeglé liebt Thesée.

Thesées Liebesschwüre in Medées Gegenwart gelten nicht dieser, sondern der geliebten Prinzessin. Die erschütterte Medée meint, dass der König diesem Plan im Weg stehen und dass sie die Angelegenheit regeln werde. Nach Thesées Abgang lässt sie ihrem Zorn freien Lauf, wodurch die Intention besagter Regelung evident wird.

Zornesausbrüche boten Komponisten unterschiedlichster Epochen eine geeignete Basis für gewagte Kompositionen. Georg Friedrich Händel lässt seinen Ruggero mit Furioso-Rasereien die *Crude furie* beschwören, und Mozart seinen Osmin darüber jubeln, „*wenn sie euch zum Richtplatz führen und die Hälse schnüren zu*“. Lully kann, aus gesangstechnischen Gründen, noch keine Rasereien bieten; trotzdem ist der Zorn auch hier musikalisch sprübar:

*Depit mortel, transport jaloux,
je m'abandonne à vous.
Et toy, meus pour jamais, tendresse trop
fatale;
que le barbare amour, que j'avois creu si
doux,
se change dans mon cœur en furie infernale.
Dépit mortel, transport jaloux,
je m'abandonne à vous.
Inventons quelque peine affreuse, et sans
égale:
preparons avec soin, nos plus funestes coups.
Ah! si l'ingrat que j'aime échape à mon
courageux,
au moins, n'épargnons pas mon heureuse
rivale.
Dépit mortel, transport jaloux,
je m'abandonne à vous.*

*Tödlicher Zorn, eifersüchtige Raserei,
ich gebe mich euch hin,
und du, stirb für immer, verhängnisvolle Zärtlichkeit;
auf dass der barbarische Amor, den ich so süß empfand,
sich in meinem Herzen in eine Höllenfurie verwandeln möge.
Tödlicher Zorn, eifersüchtige Raserei,
ich gebe mich euch hin,
Lasst uns fürchterliche Schmerzen erfinden ohne
gleichen,
mit Sorgfalt die raffiniertesten Coups vorbereiten.
Ah! Wenn der Undankbare, den ich liebe, auch
meiner Raserei entkommen möge,
so soll zumindest meine glückliche Rivalin nicht
verschont werden.
Tödlicher Zorn, eifersüchtige Raserei,
ich gebe mich euch hin.*

Die folgenden Akte sind mit Medées Versuchen durchsetzt, die Beziehung zwischen Aeglé und Thesée zu stören. Dieses Vorhaben muss jedoch an der Kraft der Liebe zwischen Aeglé

und Thesée scheitern. Aus diesem Grund muss Thesée sterben, wenngleich Medée ihm in ihrer Arie Schonung versprochen hat. Die Art des geplanten Todes ist dem Ovidschen Text entnommen:

*agrestes aconita vocant; ea coniugis astu
ipse parens Aegeus nato porrexit ut hosti.
sumpserat ignara Theseus data pocula dex-
tra,
cum pater in capulo gladii cognovit eburno
signa sui generis facinusque excussit ab ore.
effugit illa necem nebulis per carmina motis;*
(Met. 6, 419ff.)

Der nichtsahnende Aegeus reicht Theseus den Giftbecher, kurz bevor er am Knauf des Schwertes den eigenen Sohn erkennt. Medea wiederum entschwindet mithilfe von Zaubersprüchen in einer Nebelwolke.

Quinault und Lully können sich aus Gründen der Bühnenwirksamkeit mit einem derart pragmatischen Abgang nicht zufrieden geben. Auch bei ihnen will Aegé Thesée zuerst aus eigenem Antrieb vergiften, weil dieser ihm, durchaus die Intention Medées teilend, seinen Rang als König streitig machen soll.

Thesée möge doch den Becher aus des Königs Hand nehmen: *Prenez ce vase de ma main*, worauf Thesée bei diesem Schwert, das ihn mit Ruhm bedeckte, schwört, dass er den König gegen dessen Feinde verteidigen wolle. *Je jure sur ce fer qui m'a comblé de gloire, / que je vous servirai contre vos ennemis*, worauf der König schließlich in Thesée den eigenen Sohn erkennt:

*Que voy-je ? quelle espée ! ah qui l'auroit pu
croire !
ô ciel ! j'allois perdre mon fils !
j'avois laissé ce fer pour ta reconnaissance,
mon fils, ah mon cher fils, où nous exposois-
tu ?*

*Was sehe ich? Dieses Schwert!
Ah! Wer hätte das zu glauben gewagt!
O Himmel! Ich war im Begriff, meinen Sohn zu
töten!
Dieses Eisen ließ ich dir als Zeichen der Wieder-
erkennung,
mein Sohn, ah mein teurer Sohn,
was haben wir dir getan?*

Medée entflieht, aber sie kommt bald darauf zurück, um, unter dem Einsatz aller bühnentechnischen Möglichkeiten, den Palast in Brand zu setzen:

*Vous n'êtes pas encor délivrez de ma rage:
je n'ay point préparé la pompe de ces lieux
pour servir au bonheur d'un amour qui
m'outrage;
je veux que les enfers détruisent mon ouv-*

*rage,
c'est ainsi qu'en partant je vous fais mes
adieux.*

*Noch seid ihr meinem Rasen nicht entkommen:
ich habe den Pomp dieses Ortes nicht geschaffen,
um einer Liebe zu dienen, die mich wütend
macht;
ich will, dass die Höllengeister mein Werk zer-
stören,
so sage ich, im Abgehen, euch allen Adieu.*

Nach einem fait accompli, das noch zu Zeiten des sogenannten „Opernreformators“ Christoph Willibald Gluck, Gültigkeit beansprucht, muss die Handlung ein positives Ende aufweisen, ein *Lieto fine*, weshalb die Göttin Minerva den Zustand vor der Zerstörung wieder herstellt.

Ihren Worten *Vivez, vivez, contents dans ces aimables lieux*. antwortet der Chor in entsprechender grammatikalischer Umformulierung: *Vivons vivons, contents dans ces aimables lieux*.

Den Beschluss bildet die notwendige Quintessenz:

*Un roy digne de l'estre
est le don le plus grand des cieux.
Vivez, vivez contents dans ces aimables lieux.*

*Ein König, wert des Thrones,
ist das größte Geschenk des Himmels.
Lebt zufrieden an diesem liebenswerten Ort!*

Es ist evident, dass „*Un roy digne*“ weder den Aegeus der Metamorphosen noch den Lullyschen Aegé bezeichnet, sondern Louis XIV.

Isis

Isis ist die zweite Oper nach einem Stoff aus den Metamorphosen, aber die dritte nach Ovid, denn der Stoff der zweiten, *Atys*, ist den *Fasti* entnommen.

Auch hier geht der eigentlichen Geschichte eine zeitgenössische Anspielung voran. Die Premiere ging am 5. Jänner 1677, ebenfalls im *château vieux* von St. Germain en Laye, über die Bühne. Ein halbes Jahr davor, am 2. Juni 1676, gewannen die Franzosen die *Seeschlacht vor Palermo* im Rahmen des noch andauernden Niederländischen Krieges. Die französische Flotte hatte die holländisch-spanische Flotte angegriffen und deren Schiffe mehrheitlich versenkt – ein Ereignis, das freilich ebenfalls im Prologue seinen Niederschlag finden musste.

Dort singt Neptun zum Renommée, gleichsam zur Fama, dass sein Reich als Theater für den Krieg gedient habe:

Neptune, parlant à la Renommée

*Mon empire a servi de théâtre à la guerre;
Publiez des exploits nouveaux:*

Neptun spricht zum Ansehen

*Mein Reich hat gedient als Theater des Krieges;
Verkünden wir die neuen Heldentaten.*

Ludwig XIV. geht nunmehr als doppelter Sieger in die Geschichte ein: Derselbe, der zuvor an Land gesiegt hatte, konnte auch auf See den Sieg davontragen:

*C'est le même vainqueur si fameux sur la
terre
Qui triomphe encor sur les eaux*

*Es ist derselbe Sieger, weithin über das Land
bekannt,
der jetzt auch über das Meer triumphiert hat.*

Kurz darauf jedoch schalten sich Apollo und die Musen ein, um den Kriegshymnen ein Ende zu setzen: Da man zur Genüge das Lob des Kriegers Louis vernommen habe, könne man sich nunmehr beruhigt den schönen Dingen widmen. Die kriegerischen Handlungen weichen jetzt dem Frieden und vor allen Dingen der Musik.

Zu Beginn der Haupthandlung kommen die Flüsse Griechenlands zusammen, um dem Hauptfluss zu gratulieren, respektive zu kondolieren. Dieser Peneus, der heutige Pinios in Thessalien, zählt zu den längsten Flüssen Griechenlands. Dessen Tochter Daphne wurde in Ovids vorangegangener Erzählung in einen Baum verwandelt, weshalb die Flüsse nicht wissen, wie sie reagieren sollen. Einer jedoch fehlt bei dieser Zusammenkunft: Es ist Inachus, der heutige Inachos. Ovid nennt den Grund:

*Inachus unus abest imoque reconditus antro
fletibus auget aquas natamque miserrimus Io
luget ut amissam: nescit, vitane fruatur
an sit apud manes; sed quam non invenit
usquam,
esse putat nusquam atque animo peiora
veretur.*

(Met. 1, 583ff.)

Durch die Trauer um seine Tochter vergrößert Inachus die Wasser mit seinen Tränen. Er weiß nicht, ob Io noch das Leben genießt oder schon bei den Manen ist. Doch Ovid verrät, was ihr widerfahren ist:

*Viderat a patrio redeuntem Iuppiter illam
flumine et ,o virgo Iove digna tuoque beatum
nescio quem factura toro, pete' dixerat ,um-
bras
altorum nemorum' (et nemorum monstrave-
rat umbras)*

(Met. 1, 588ff.)

*...
ne fuge me! fugiebat enim. Iam pascua
Lernae
consitaque arboribus Lyrcea reliquerat arva,*

*cum deus inducta latas caligine terras
occuluit tenuitque fugam rapuitque pudo-
rem.*

(Met. 1, 597ff.)

Derartige Formen spontaner göttlicher, wie auch menschlicher Vergewaltigung sind nur schwer auf einer Opernbühne zu realisieren. Auch bei Don Giovannis Versuch erschallen Zerlinas „Aiuto!“-Rufe hinter der Bühne. Selbst Benjamin Britten stellt mehr als zweihundert Jahre später „The Rape of Lucretia“ nicht auf der Bühne dar. Erst Dmitrij Shostakovich wird dieses Tabu bei seiner „Lady Macbeth von Mzensk“ brechen. So beginnt der erste Akt bei Lully mit der Klage eines gewissen Hierax:

*„Cessons d'aimer une infidèle
évitons la honte cruelle
de servir, d'adorer qui ne nous aime plus.“*

*„Hören wir doch auf, eine Untreue zu lieben,
vermeiden wir die grausame Schmach,
derjenigen zu dienen und diejenige anzubeten,
die uns nicht mehr liebt!“*

Wer diese „Untreue“ wirklich ist, erfährt das Publikum, wenn sein Freund Pirante die Bühne betritt und verkündet, dass „La fille d'Inachus“ nur ihn liebe. In diesem Satz wird Io konkretisiert.

Für die geplante Hochzeit würde selbst Juno eintreten, aber Hierax hegt Zweifel, weil Io die geplante Hochzeit hinauszögert, indem sie über ein Omen berichtet:

*„Je crains une funeste présage.
Un aigle devorant vient de fondre à mes
yeux,
Sur un oiseau qui dans ces lieux,
M'entretenait d'un doux ramage.“*

*Ich fürchte ein verhängnisvolles Omen.
Ein gieriger Adler kam, vorbei an meinen Au-
gen,
über einen Vogel, der an diesem Ort
mich mit seinem süßen Gesang erfreute.*

Nach dieser Schilderung spricht sie ihre Forderung direkt aus:

Différez notre hymen, suivons l'avis des cieux.

Die Hochzeit möge also verschoben, die Zeichen des Himmels befolgt werden.

In der darauffolgenden Szene jedoch gesteht Io gegenüber der Nymphe Mycene den eigentlichen Grund ihres Zögerns: Hierax' Verdacht sei gerechtfertigt. Jupiter habe ein Auge auf sie geworfen:

*Du cœur de Jupiter l'Amour m'offre l'empire;
Mercure est venu me le dire:*

*Je le vois chaque jour descendre dans ces
lieux.
Mon cœur, autant qu'il peut, fait toujours
résistance,
Et pour attaquer ma constance,
il ne fallait pas moins que le plus grand des
dieux.*

*„Lorsqu'on me presse de me rendre
Aux attraits d'un amour nouveau,
Plus le charme est puissant et plus il serait
beau
De pouvoir m'en défendre.“*

*„Über Jupiters Herz hat Amor mir Macht gege-
ben;
Merkur ist herabgestiegen, um mir das zu sagen:
Ich sehe ihn jeden Tag hierher herabsteigen.
Mein Herz widersteht, so gut es kann,
und um meine Standhaftigkeit zu prüfen,
bedarf es nichts weniger als des größten der
Götter.“*

Je anziehender also der Charme des Werbers ist, desto reizvoller sei es, sich zu verteidigen.

Mycene flieht jedoch bei der Ankunft des auf einer Wolke schwebenden Götterboten Merkur, der Jupiters Kommen ankündigen soll. Doch in diesem Moment steigt bereits der Göttervater selbst herab:

*„Jupiter vient sur la Terre, pour la combler
de bienfaits, Il est armé du tonnerre, mais c'est
pour donner la paix“*

*„Jupiter kommt auf die Erde, um Wohltaten zu
bringen, er ist mit Donner ausgerüstet, aber nur,
um Frieden zu bringen.“*

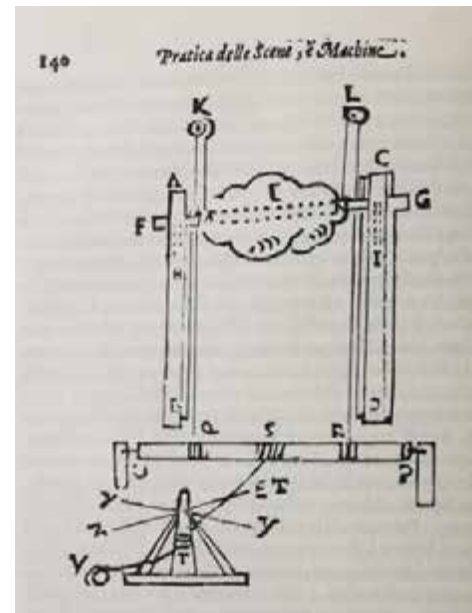
Ob bei dieser Stelle, an der der „Friedensbringer“ Jupiter sich selbst vorstellt, geschmunzelt wurde, ist nicht überliefert. In jedem Fall verhält sich der Jupiter der Opernbühne zurückhaltender als jener der Metamorphosen.

Zu Beginn des Zweiten Aktes steigt Juno zur Erde herab, ebenso wie sie es bei Ovid tut. Dieser lässt den Göttervater in dieser Bedrängnis schnell reagieren:

*coniugis adventum praesenserat inque ni-
tentem
Inachidos vultus mutaverat ille iuvencam;
bos quoque formosa est. Speciem Saturnia
vaccae,
quamquam invita, probat nec non, et cuius
et unde
quove sit armento, veri quasi nescia quaerit.
Iuppiter e terra genitam mentitur, ut auctor
desinat inquiri: petit hanc Saturnia munus.*

(Met. 1, 610ff.)

Jupiter ahnt das Kommen der Gattin und verwandelt Io in eine *Iuvenca nitens*. Juno durch-



Volkenmaschine

blickt diese List und wünscht sich konsequenterweise die Kuh als göttliches Geschenk.

Für ebendiese Szene mussten sich Quinault und Lully etwas einfallen lassen, denn die Verwandlung in eine Kuh war bei den technischen Möglichkeiten des 17. Jahrhunderts nicht zu realisieren. Io wird stattdessen von Jupiter ebenfalls in eine Wolke gehüllt und fragt dementsprechend: „Où suis-je, d'où vient ce nuage?“ Jupiter klärt sie im Flirt auf; da kommt Merkur und informiert Jupiter darüber, dass Junos Vertraute Iris sich näherte, um Jupiters Untreue nachzuweisen. Merkur soll Iris nun ablenken.

Dass auch Juno mittels einer Wolke die Bühne betritt, lässt sich ebenfalls mit der barocken Bühnentechnik begründen: Wolken konnten, im Gegensatz zu Kühen, sehr wohl auf der Opernbühne erstehen. Unter den Maschinen, die Louis XIV. in den ehemaligen Ballsaal von St. Germain en-Laye hatte einbauen lassen, befand sich auch eine von Nicola Sabbatini zu Beginn des 17. Jahrhunderts entwickelte Maschine, die den dramaturgischen Einsatz von Wolken ermöglichte.

Da Jupiter seiner Gattin keine Kuh schenken kann, äußert diese stattdessen den Wunsch, eine neue Nymphe in ihren Hofstaat nehmen zu wollen. Dass diese Nymphe nur „La fille d'Inachus“ sein kann, ist Junos List geschuldet.

Ebenso wie bei Ovid ist Io auch bei Lully unter Aufsicht des Riesen Argus gestellt, der hier jedoch keine Kuh bewacht, sondern Io in ihrer menschlichen Gestalt.

Der verliebte Hierax erscheint in der Absicht, Io zu befreien. Er pocht bei Argus auf brüderliche Freundschaft (*L'amitié fraternelle*), doch das rührt den Riesen wenig. Auch Ovid

lässt Jupiter einen Plan zur Tötung des Argus entwerfen. Merkur soll diese Aufgabe erfüllen. Dieser bastelt sich nun aus *iunctis harundinibus* eine Flöte, unter deren Klängen er eine Ziegenherde leitet. So nähert er sich dem wachenden Argus und setzt sich neben ihn:

*Sedit Atlantiades et euntem multa loquendo
detinuit sermone diem iunctisque canendo
vincere harundinibus servantia lumina
temptat.*

(Met. 1, 682ff.)

Bei Ovid ist es eine einzige Flöte, die den Argus besiegt. Kurz fragt dieser noch, wie denn dieses herrliche Instrument entstanden sei. Dann schläft er ein. Bei Lully freilich benötigt dieser Prozess eine längere Zeitdauer und ein größeres Instrumentarium: Der Komponist nützt jede Gelegenheit, um Musik und Tanz auf die Bühne zu bringen.

Mercur will Io nunmehr, auf Befehl Jupiters, entführen, als sich Hierax in den Weg stellt und Argus aufweckt. Daraufhin tötet Mercur den Riesen und verwandelt Hierax in einen Raubvogel.

Iuno, welche die Entführung bemerkt hat, befehlt einer Erinnye, Io mitzunehmen:

*protinus exarsit nec tempora distulit irae
horriferamque oculis animoque obiecit Er-
iny-n
paelicis Argolicae stimulosque in pectore
caecos
condidit et profugam per totum exercuit
orbem*

(Met. 1, 724ff.)

Auch auf der Opernbühne rast Juno. Auch dort schickt sie Io *per totum orbem*:

*Et vous, nymphe, apprenez comment Junon
se venge!
Sors, barbare Erinnis, sors du fond des En-
fers,
Viens, prends soin de servir ma vengeance
fatale,
Et d'en montrer l'horreur en cent climats
divers:
Épouvante tout l'univers
Par les tourments de ma rivale.
Viens la punir au gré de mon courroux:
Redouble ta rage infernale,
Et fais, s'il se peut, qu'elle égale
La fureur de mon cœur jaloux.*

*Und du, Nymphe, lerne, wie Juno Rache nimmt!
Erhebt euch, grausame Erinnyen, erhebt euch
vom Grund der Hölle!
Kommt, nehmt euch meiner grausamen
Rache an
und zeigt euren Schrecken in hundert unter-
schiedlichen Klimazonen:*

ACTE QUATRIÈME, SCÈNE I
C H O E U R de Peuples des Climats glaces.

*I. Compl. L'hy-ver qui nous tour-men-te S'ob-sti-ne à nous ge-ler:
II. Compl. Les Fri-mats se ré-pan-dent Sur nos corps lan-gui-fants:
L'hy-ver qui nous tour-men-te S'ob-sti-ne à nous ge-ler:
Les Fri-mats se ré-pan-dent Sur nos corps lan-gui-fants:
L'hy-ver qui nous tour-men-te S'ob-sti-ne à nous ge-ler:
Les Fri-mats se ré-pan-dent Sur nos corps lan-gui-fants:
Nous ne sau-rions par-ler Qu'a-vec u-ne voix trem-blante:
Le froid tran-si-t nos sens. Les plus durs Ro-chers se fen-dent:
Nous ne sau-rions par-ler Qu'a-vec u-ne voix trem-blante:
Le froid tran-si-t nos sens. Les plus durs Ro-chers se fen-dent:
Nous ne sau-rions par-ler Qu'a-vec u-ne voix trem-blante:
Le froid tran-si-t nos sens. Les plus durs Ro-chers se fen-dent:
La nei-ge & les glaçons Nous don-nent de mor-tels frissons.
La nei-ge & les glaçons Nous don-nent de mor-tels frissons.
La nei-ge & les glaçons Nous don-nent de mor-tels frissons.*

BASSE-CONTINUE.

Eis-Chor

*Versetzt das ganze Universum in Schrecken
wegen der Qualen meiner Rivalin,
Kommt, um hier entsprechend meinem Zorn zu
strafen:
Verdoppelt eure höllische Raserei,
Und macht sie, wenn möglich,
der Raserei meines Herzens gleich.*

Diese Situation kostet Lully nun aus, indem er im vierten Akt all seine Kompositionskünste aufbietet: Die rachelüsterne Juno hat ihre Drohung wahr gemacht und Io in das erste dieser *cent climats divers* gebracht, das eiskalte Skythien, in welchem klirrende Kälte herrscht. Man hört den Choeur des peuples des climats glaces klagen:

*L'hiver qui nous tourmente
s'obstine à nous geler,*

*nous ne saurions parler
qu'avec une voix tremblante.
La neige et les glaçons
Nous donnent de mortels frissons.
Les frimas se répandent
sur nos corps languissants,
le froid transit nos sens,
les plus durs rochers se fendent.
La neige et les glaçons
nous donnent de mortels frissons.*

*Der Winter quält uns hier,
er beharrt darauf, uns frieren zu lassen,
wir können nur sprechen
mit zitternder Stimme.
Der Schnee und das Eis
geben uns den tödlichen Frost.
Der Raureif breitet sich aus
über unsere schwindenden Körper,*

*Die Kälte benebelt unsere Sinne,
die härtesten Felsen bersten.
Der Schnee und das Eis
geben uns den tödlichen Frost.“*

Dass die „Eismenschen“ dort nur mit zitternder Stimme sprechen können, unterstreicht Lully durch artikulatorische Raffinessen: *Nous ne saurions parler qu'avec une voix tremblante*. Die Kälte wird dadurch hörbar, dass jede Silbe doppelt vorgebracht wird, als Zeichen extremer Kälte.

Dieser Chor soll angeblich Lullys Zeitgenossen Henry Purcell zu dessen Frost-Scene in *King Arthur* (1691) inspiriert haben.

Iuno schickt Io von den eiskalten Gefilden weiter in die Gegend der Chalyboi, jenes Stammes, der für seine Methode der Eisenhärtung bekannt war. Dort lassen Quinault und Lully Io zwar aus dramaturgischen Gründen durch das Feuer gehen; dann aber lösen sie den Handlungsfaden in Ovidscher Manier auf: Jupiter verspricht ewige Treue, worauf Iuno von ihren Racheplänen ablässt. Im fünften Akt schließlich kommt Io an die Ufer des Nil und mutiert in einem triumphalen Erlösungsprozess zur Göttin Isis. Quinault verschafft Lully, mithilfe redundanter Lobeshymnen, kompositorischen Raum: *Isis est immortelle ...*

Ovid hält diese Situation freilich kürzer, indem er ihr durch eine Schar von Leinenträgerinnen Verehrung zukommen lässt:

Nunc dea linigera colitur celeberrima turba.
(Met. 7, 747)

Dieses Bühnenwerk zeitigte nicht nur positive Folgen: Philippe Quinault wurde vom Hof verbannt, weil das adelige Publikum – und damit auch der König – in der Figur der rachelüsternden Iuno die nicht ganz einflusslose Madame de Montespan erkannte, die zu dieser Zeit die Mätresse Ludwigs gewesen war.

Zu dieser Analogie gesellte sich der Umstand, dass Louis XIV. seine Aufmerksamkeit auch der sieben Jahre jüngeren Marie-Elisabeth de Ludres, auch *Belle Isabelle* genannt, zukommen ließ, welche man wiederum in der Figur der Io zu erkennen glaubte.

Quinault wurde jedoch, im Unterschied zu Ovid, nicht nach Tomé verbannt und wenige Jahre später vom König wieder in Gnaden aufgenommen. Lully hatte dieses Glück nicht: Ludwig entzog ihm 1685 seine Gunst aufgrund einer Affäre, die der Musiker mit einem Pagen eingegangen war. Lully starb am 22. März 1687, nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Gunst des Königs wieder zu erlangen, an den Folgen einer Verletzung des Vorderfußes.

Die berühmte Metapher der „*nova corpora*“, die Ovid an den Beginn seiner Metamorphosen stellt, muss konsequenterweise auch für die Gesamtheit der nachfolgenden Adaptationen seiner Geschichten in Literatur, Bildender Kunst und Musik Geltung beanspruchen. Darunter sind, neben den beiden besprochenen Bühnenwerken, „*non solum, sed etiam*“ jene drei verbleibenden Opern zu subsumieren, die Quinault und Lully nach Ovids Metamorpho-

sen geschaffen haben: *Proserpine* (1680), *Persée* (1682) sowie *Phaëton* (1683). ■



Quellen



Madame de Montespan



Marie-Elisabeth de Ludres

Eratosthenes oder die Vermessung der Welt

Die geometrische Berechnungsweise nach Kleomedes¹

Viktor Streicher

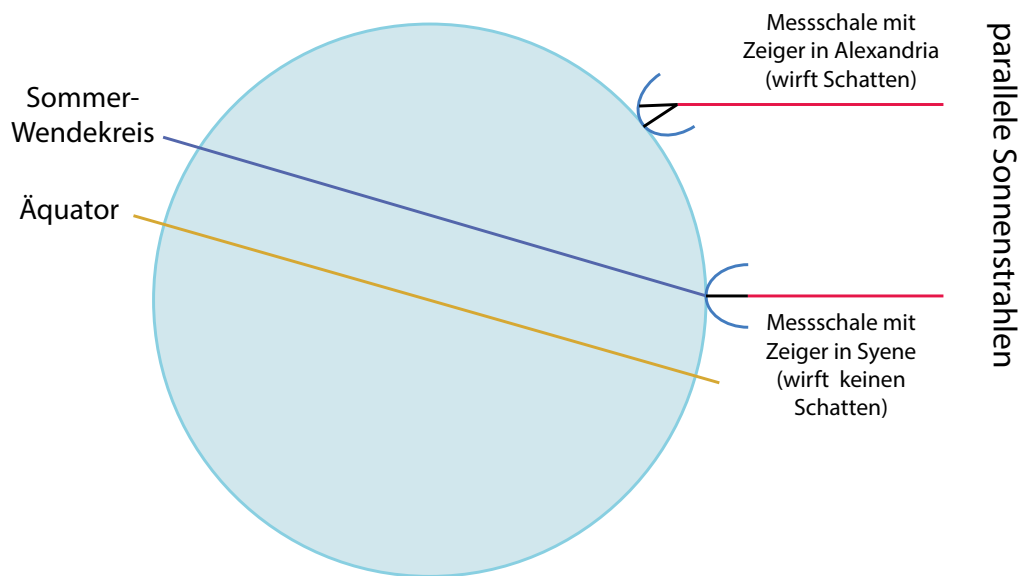
Die Frage nach der Form der Erde und den Bewegungsabläufen im All hat die antike Philosophie und Naturwissenschaft seit jeher beschäftigt. Die Kugelform der Erde galt im 3. Jh. v. Chr. jedenfalls als weitgehend akzeptiert; dass sie sich selbst um andere Himmelskörper und nicht das ganze All um die ruhende Erde dreht, setzte weiterreichendes astronomisches Verständnis voraus und scheint als Konzept nur bei *Aristarch* von Samos im 2. Jh. auf (heliozentrisches Weltbild), hat sich jedoch in der Antike nie durchgesetzt, da die erwarteten physikalischen Beweise nicht erbracht werden konnten. Für die Berechnung des Erdumfangs wurden unterschiedliche Methoden angewandt: der Philosoph *Poseidonios* von Apameia (2./1. Jh.) operiert mit der Höhe sichtbarer Sternbilder über dem Horizont und ermittelt sein Ergebnis anhand deren unterschiedlicher Stellung entlang der Linie Rhodos-Alexandria, während schon vor ihm *Eratosthenes* von Kyrene (3. Jh. v. Chr.) ein rein geometrisches Verfahren über der Linie Alexandria-Syene² anwendet. Der kaiserzeitliche Mathematiker und Astronom *Kleomedes* (1. Jh. n. Chr.), auf dessen Text unsere Kenntnis der beiden Ermittlungsverfahren beruht, gibt Poseidonios in Exaktheit und Plausibilität den Vorzug, während er bei der im folgenden wiedergegebenen Methode des Eratosthenes geometrische Messfehler nicht ausschließt³. Diese beruht neben allgemeingültigen geometrischen Gesetzen auf der Festlegung der Strecke Alexandria-Syene mit 5.000 Stadien und der Annahme, dass infolge der großen Entfernung Sonnenstrahlen überall parallel auf die Erdoberfläche treffen⁴.

Τούτων ὁ κατακράτησας οὐκ ἂν χαλεπῶς τὴν ἔφοδον τοῦ Ἐρατοσθένους καταμάθοι ἔχουσιν οὕτως. Ὑπὸ τῷ αὐτῷ κείσθαι μεσημβρινῶ φησι Σὺνῆν καὶ Ἀλεξάνδρειαν. Ἐπεὶ οὖν μέγιστοι τῶν ἐν τῷ κόσμῳ οἱ μεσημβρινοί, δεῖ καὶ τοὺς ὑποκειμένους τούτοις τῆς γῆς κύκλους μεγίστους εἶναι

1 Kleomedes, Kreistheorie der Gestirne 1, 10 (Text nach TLG); Übersetzung/geometrische Erläuterungen vom Autor
2 Heute Assuan im südlichen Ägypten.

3 Es existieren weitere Überlieferungen von der Methode des Eratosthenes (u. a. aus dem lat. Mittelalter), die in sich nicht schlüssig sind und daher hier nicht in Betracht gezogen werden.

4 Zur Problematik des ägyptischen Stadions s. noch im Folgenden; die Parallelität der Sonnenstrahlen ist als Annahme mathematisch-astronomisch korrekt, war aber in der Antike nicht beweisbar.



Die beiden Messschalen und das Auftreffen der Sonnenstrahlen auf ihren Zeigern (mit Schatten in Alexandria, ohne Schatten in Syene)

ἀναγκαίως. Ὡστε ἡλίκον ἂν τὸν διὰ Σὺνῆς καὶ Ἀλεξανδρείας ἥκοντα κύκλον τῆς γῆς ἢ ἔφοδος ἀποδείξει αὕτη, τηλικούτος καὶ ὁ μέγιστος ἔσται τῆς γῆς κύκλος. Φησὶ τοίνυν, καὶ ἔχει οὕτως, τὴν Σὺνῆν ὑπὸ τῷ θερινῷ τροπικῷ κείσθαι κύκλῳ. Ὅποταν οὖν ἐν καρκίνῳ γενόμενος ὁ ἥλιος καὶ θερινὰς ποιῶν τροπὰς ἀκριβῶς μεσουρανήσῃ, ἄσκειοι γίνονται οἱ τῶν ὥρολογίων γνῶμονες ἀναγκαίως, κατὰ κάθετον ἀκριβῆ τοῦ ἡλίου ὑπερκειμένου· καὶ τοῦτο γίνεσθαι λόγος ἐπὶ σταδίου τριακοσίου τὴν διάμετρον.

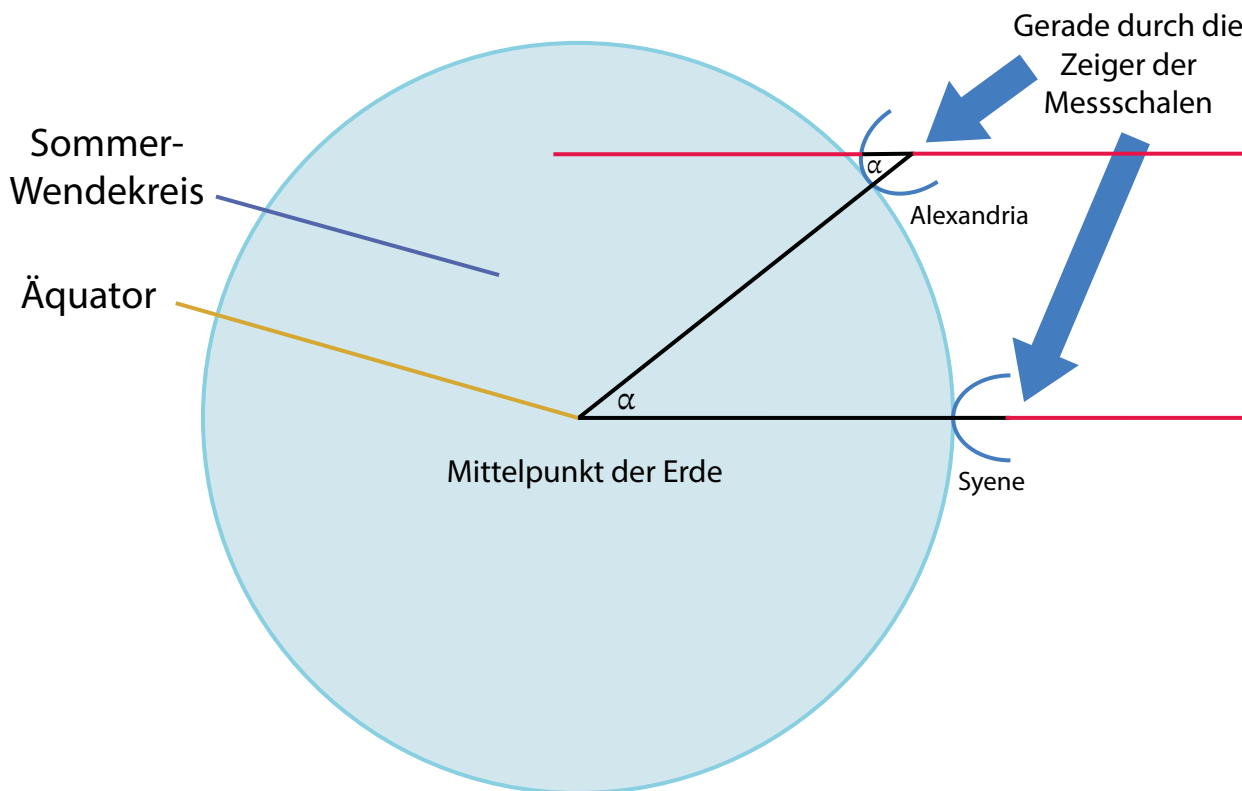
Wer diese Grundlagen beherrscht, wird die Methode des Eratosthenes im Folgenden leicht nachvollziehen können: Er geht davon aus, dass Alexandria und Syene unter⁵ demselben Meridian liegen. Da nun die Meridiane Großkreise der Himmelskugel sind, sind notwendigerweise auch die unter ihnen liegenden Kreislinsen der Erde Großkreise. Daher wird die für den durch Alexandria und Syene gehenden Kreis ermittelte Länge generell die Länge eines Großkreises sein. Er geht nun davon aus -und das zurecht-, dass

Syene direkt unter dem Sommerwendekreis liegt. Wenn nun die Sonne in den Krebs eintritt und zur Sommersonnenwende exakt im Zenit steht, werfen die Zeiger der dortigen astronomischen Messschalen notwendigerweise keinen Schatten, da die Sonne in einer exakten Senkrechten über ihnen steht. Die Messung erweist, dass sich dieser Umstand in einem Umkreis von 300 Stadien nicht verändert.

Ἐν Ἀλεξανδρείᾳ δὲ τῇ αὐτῇ ὥρᾳ ἀποβάλλουσιν οἱ τῶν ὥρολογίων γνῶμονες σκιάν, ἅτε πρὸς ἄρκτῳ μᾶλλον τῆς Σὺνῆς ταύτης τῆς πόλεως κειμένης. Ὑπὸ τῷ αὐτῷ μεσημβρινῷ τοίνυν καὶ μεγίστῳ κύκλῳ τῶν πόλεων κειμένων, ἂν περιάγωμεν περιφέρειαν ἀπὸ τοῦ ἄκρου τῆς τοῦ γνῶμονος σκιάς ἐπὶ τὴν βάσιν αὐτὴν τοῦ γνῶμονος τοῦ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ ὥρολογίου, αὕτη ἡ περιφέρεια τμήμα γενήσεται τοῦ μεγίστου τῶν ἐν τῇ σκάφῃ κύκλων, ἐπεὶ μεγίστῳ κύκλῳ ὑπόκειται ἡ τοῦ ὥρολογίου σκάφη.

Zur selben Zeit werfen allerdings die Zeiger der astronomischen Messschalen in Alexandria einen Schatten, da diese Stadt nördlicher als Syene liegt. Da die beiden Städte nun unter dem selben Himmelsmeridian und damit Großkreise liegen, so wird, wenn wir einen Kreisbogen

Sonnenstrahlen
als parallele Gerade



Die Sonnenstrahlen erzeugen parallele Gerade, wobei der Strahl in Syene direkt zum Erdmittelpunkt durchgeht

von der Spitze des Schattens des Zeigers in der Messschale in Alexandria zum Fußpunkt des Zeigers selbst ziehen, dieser Kreisbogen ein Teil eines Großkreises in der Messschale sein, da die Wölbung der Messschale selbst einen Großkreis abbildet.

Εἰ οὖν ἐξῆς νοήσαιμεν εὐθείας διὰ τῆς γῆς ἐκβαλλομένας ἀφ' ἑκατέρου τῶν γνωμόνων, πρὸς τῷ κέντρῳ τῆς γῆς συμπεσοῦνται. Ἐπεὶ οὖν τὸ ἐν Σὺνῃς ὥρολόγιον κατὰ κάθετον ὑπόκειται τῷ ἡλίῳ, ἂν ἐπινοήσωμεν εὐθεῖαν ἀπὸ τοῦ ἡλίου ἦκουσαν ἐπ' ἄκρον τὸν τοῦ ὥρολογίου γνώμονα, μία γενήσεται εὐθεῖα ἡ ἀπὸ τοῦ ἡλίου μέχρι τοῦ κέντρου τῆς γῆς ἦκουσα. Ἐὰν οὖν ἑτέραν εὐθεῖαν νοήσωμεν ἀπὸ τοῦ ἄκρου τῆς σκιάς τοῦ γνώμονος δι' ἄκρου τοῦ γνώμονος ἐπὶ τὸν ἥλιον ἀναγομένην ἀπὸ τῆς ἐν Ἀλεξανδρείᾳ σκάφης, αὕτη καὶ ἡ προειρημένη εὐθεῖα παράλληλοι γενήσονται ἀπὸ διαφορῶν γε τοῦ ἡλίου μερῶν ἐπὶ διάφορα μέρη τῆς γῆς διήκουσαι.

Wenn wir uns nun als Nächstes zwei Gerade denken, die von den Spitzen der Zeiger durch die Erde verlaufen, so werden diese im Mittelpunkt der Erde aufeinandertreffen. Da nun die Messschale in Syene in einer Senkrechten unter der Sonne liegt, so wird dann, wenn wir uns dazu eine Gerade von der Sonne zur Spitze des Zeigers der Messschale denken, eine einzige Gerade von der Sonne zum Mittelpunkt der Erde führen. Wenn wir uns nun eine weitere Gerade

von der Messschale in Alexandria ausgehend denken, die von der Spitze des Schattens des Zeigers über die Spitze des Zeigers selbst bis zur Sonne führt, so werden diese Gerade und die vorgenannte Parallele sein, die von unterschiedlichen Regionen der Sonne zu unterschiedlichen Regionen der Erde verlaufen.

Εἰς ταύτας τοῖνυν παραλλήλους οὐσας ἐμπίπτει εὐθεῖα ἡ ἀπὸ τοῦ κέντρου τῆς γῆς ἐπὶ τὸν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ γνώμονα ἦκουσα, ὥστε τὰς ἐναλλὰξ γωνίας ἴσας ποιεῖν· ὧν ἡ μὲν ἐστὶ πρὸς τῷ κέντρῳ τῆς γῆς κατὰ σύμπτωσιν τῶν εὐθειῶν, αἱ ἀπὸ τῶν ὥροlogίων ἤχθησαν ἐπὶ τὸ κέντρον τῆς γῆς, γινομένη, ἡ δὲ κατὰ σύμπτωσιν ἄκρου τοῦ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ γνώμονος καὶ τῆς ἀπ' ἄκρου τῆς σκιάς αὐτοῦ ἐπὶ τὸν ἥλιον διὰ τῆς πρὸς αὐτὸν ψαύσεως ἀναχθείσης γεγενημένη. Καὶ ἐπὶ μὲν ταύτης βέβηκε περιφέρεια ἡ ἀπ' ἄκρου τῆς σκιάς τοῦ γνώμονος ἐπὶ τὴν βάσιν αὐτοῦ περιαχθεῖσα, ἐπὶ δὲ τῆς πρὸς τῷ κέντρῳ τῆς γῆς ἡ ἀπὸ Σὺνῃς διήκουσα εἰς Ἀλεξάνδρειαν. Ὅμοιαι τοῖνυν αἱ περιφέρειαι εἰσὶν ἀλλήλαις ἐπ' ἴσων γε γωνιῶν βεβηκυῖαι. Ὅν ἄρα λόγον ἔχει ἡ ἐν τῇ σκάφῃ πρὸς τὸν οἰκεῖον κύκλον, τοῦτον ἔχει τὸν λόγον καὶ ἡ ἀπὸ Σὺνῃς εἰς Ἀλεξανδρείαν ἦκουσα. Ἡ δὲ γε ἐν τῇ σκάφῃ πεντηκοστὸν μέρος εὐρίσκεται τοῦ οἰκεῖου κύκλου. Δεῖ οὖν ἀναγκαίως καὶ τὸ ἀπὸ Σὺνῃς εἰς Ἀλεξάνδρειαν διάστημα πεντηκοστὸν εἶναι μέρος τοῦ μεγίστου τῆς γῆς κύκλου· καὶ

ἔστι τοῦτο σταδίων πεντακισχιλίων. Ὁ ἄρα σύμπαρ κύκλος γίνεται μυριάδων εἴκοσι πέντε. Καὶ ἡ μὲν Ἐρατοσθένους ἔφοδος τοιαύτη.

Diese beiden parallelen Geraden schneidet nun die Gerade, die vom Mittelpunkt der Erde zum Zeiger in Alexandria führt, sodass sie gleiche Wechselwinkel erzeugt; von denen liegt der eine am Mittelpunkt der Erde im Schnittpunkt der Geraden an, die von den (Zeigern der) Messschalen zum Mittelpunkt der Erde gezogen wurden, der andere am Schnittpunkt der Spitze des Zeigers in Alexandria und der Geraden, die von der Spitze seines Schattens durch den Berührungspunkt mit dem Zeiger bis zur Sonne gezogen wurde. Zu diesem Winkel gehört die Bogenlinie, die von der Spitze des Schattens des Zeigers zum Fußpunkt des Zeigers selbst gezogen wird, zum anderen Winkel am Mittelpunkt der Erde gehört die Bogenlinie, die (an der Erdoberfläche) von Syene nach Alexandria verläuft. Dasselbe Verhältnis, das nun die Bogenlinie in der Wölbung der Messschale zum dazugehörigen Vollkreis hat, hat auch die Bogenlinie von Syene nach Alexandria (zum Erdumfang). Die Bogenlinie in der Messschale erweist sich nun als der 50. Teil ihres Vollkreises. Notwendigerweise muss nun auch die Strecke von Syene nach Alexandria der 50. Teil eines Großkreises der Erde sein; und diese Strecke beträgt 5.000 Stadien. Der gesamte Erdumfang beträgt demnach 250.000 Stadien. Das also ist die Methode des Eratosthenes.

Résumé und Schlussfolgerungen

Basierend auf der Annahme des klassischen Stadionmaßes von 192 m (nach dem Stadion von Olympia als Idealvorlage) ergibt sich nach Eratosthenes die Länge des Erdumfangs mit ca. 48.000 km, was den tatsächlichen Wert um ca. 8.000 km überschreiten würde. Für eine Erklärung einer Abweichung dieser Größenordnung greifen alle Argumente betreffend Messungenauigkeit zu kurz; selbst die unscharfe Übertragung von „50. Teil“ in Grade auf der Innenseite der Messschale (also etwa $7,15^\circ$ von den bereits in der Antike gebräuchlichen 360° des Vollkreises) reichen als Argument nicht zu⁶. Stutzig macht indes die heute berechenbare Entfernung von Iskandariya (Alexandria) nach Assuan (Syene), die von Zentrum zu Zentrum der beiden Städte mit 845,21 km angegeben wird (Luftlinie); umgelegt auf die genannten 5000 Stadien ergibt das bereits nur mehr eine Länge von unter 170 m für das von Eratosthenes benutzte „Stadion“, unabhängig noch von der Frage, ob die antike Entfernungangabe möglicherweise eine schön klingende

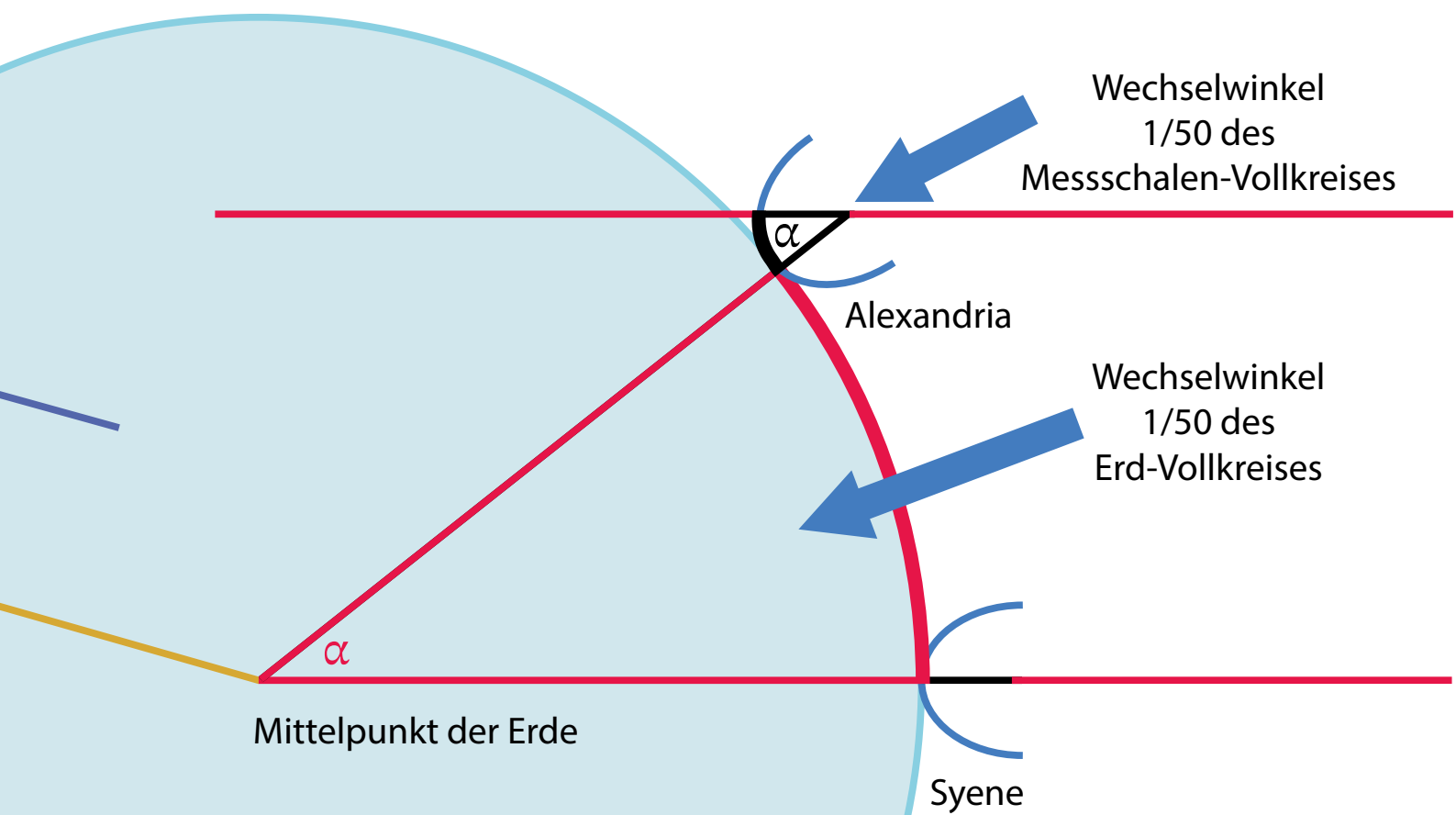
⁶ Irrelevant ist hingegen der Umstand, dass der Erdumfang als Meridianlänge über die Pole infolge der Abplattung der Erde zum Rotationsellipsoid geringer ist als um den Äquator gemessen: die Differenz beträgt lediglich 67 km (also gut 390 „Stadien“).

Rundung auf ganze Tausende war und von welcher Marke damals die Entfernung von Städten oder auch möglicherweise den Außen Grenzen ihrer jeweiligen Verwaltungsbezirke gemessen wurde. Angenommen dass auch frühere Landvermessungen in Ägypten, auf die sich Eratosthenes wohl stützen konnte, keine grob falschen Distanzen geliefert hatten, bleibt nur noch die Beantwortung der Frage nach dem Grund einer allfälligen Verkürzung des klassischen griechischen Stadions als mögliche Lösung des Problems.

Obwohl dazu keine stichhaltigen Quellen vorliegen, muss also entweder von einem andersartigen ägyptischen Längenmaß ausgegangen werden, das im Zuge der Gleichsetzungsbestrebungen der alten Griechen – in griechischsprachigen Texten – einfach „Stadion“ genannt wurde (ähnliches würde eintreten, wenn man US-amerikanische Yards einfach überschlagsmäßig mit Metern wiedergäbe, obwohl sie nur etwas über 90 cm ausmachen); oder es war zwischenzeitlich eine „Abwertung“ des Längenmaßes erfolgt. Gründe dafür können auch finanztechnischer Natur gewesen sein: Wird die steuerbezogene Maßeinheit kleiner, ergeben sich z. B. für nach wie vor dasselbe Grundstück höhere Abgabenquoten. Diese Praxis war durchweg bei Herrschenden beliebt, man vergleiche etwa die Einführung des „Ungelts“

durch Rudolf den Stifter im 14. Jh., der Gastronomiebetrieben bei verringerten Schankmaßen denselben Verkaufspreis vorschrieb, um den Mehrwert als Getränkesteuer abschöpfen zu können. Diese Praxis findet sich neuerdings als „Shrinkflation“ in der Konsumgüter-Industrie wieder (selbe Verpackungsgröße, weniger Inhalt).

Jedenfalls bleibt festzuhalten, dass die Antike trotz verfehlter Ausgangsvoraussetzungen (geozentrisches Weltbild mit der Erde als unbewegter Mitte der Himmels-Hohlkugel, die Sonne sie täglich umkreisend) die demnach invertiert betrachteten astronomischen Phänomene (Jahreszeitenwechsel, unterschiedliche Tageslängen u. ä.) mit erstaunlicher mathematisch-geometrischer Präzision völlig korrekt berechnete und aufschlüsselte; und dass trotz allem noch ein präziser Denker wie Kleomedes bei der Berechnung des Erdumfangs die Methode des Poseidonios – gegründet auf die Annahme von Sternbildern als gottgewollten astronomischen Größen – den Vorzug gab. Wenn entscheidende Fragen nicht letztgültig geklärt bzw. das Ergebnis nicht ausreichend bewiesen werden kann, nimmt auch der gelehrte Physiker gern seine Zuflucht zum Bereich des Göttlichen (oder was eben – kulturabhängig – als solches gilt). ■



Die Gleichsetzung der Wechselwinkel als Teil ihrer Vollkreise

News from the Didactics of Classical Languages at the University of Cambridge

Steven Hunt



Douglas McIntyre Building, Faculty of Education, University of Cambridge

Introduction

This article describes the Postgraduate (PGCE) teacher training course at the Faculty of Education at the University of Cambridge, UK. After I describe the present provision of Classics Education in the UK, I explain the process by which we train teachers of Classics to teach Latin and ancient Greek languages, literature and culture, and provide them with practical experiences in the classroom. I draw on my own experiences as an Associate Teaching Professor of Classics Education of 17 years, a classroom teacher of over 25, and a researcher and author of numerous teacher education materials.

Education in the UK

A school subject discipline depends on the strength of its teachers. At the Faculty of Education, University of Cambridge, I am the Associate Teaching Professor in Classics Education, a post I have held since 2008. In that time, I have been responsible for selecting, training and examining over 270 student teachers for the Secondary Postgraduate Certificate in Education (PGCE) in Classics (latterly, 'Latin with Classics') course, one of five such courses operated by universities in England. Around 70 new Classics teachers are trained each year, with the Cambridge PGCE taking about 18¹. The PGCE is a Level 7 course and can contribute half the credits for a Masters level qualification².

Education policy is devolved among the four constituent parts of Great Britain. For details of classics education in each country, see *England* (Khan-Evans, 2025), *Northern Ireland* (Taylor & Holmes-Henderson, 2025), *Scotland* (Imrie, 2025) and *Wales* (Pucknell, 2025). This article is focused on the situation in England, where the vast majority of schools which offer Classics Education is located.

The position I hold is full time, with a firm focus on pedagogy for Latin, Ancient Greek and the two non-linguistic courses commonly taught in schools: Ancient History and Classical Civilisation. The main nationally-recognised qualifications exist at two levels: first, the GCSE, for pupils aged 16, which was originally designed as a school-leaving certificate, and second, the A level, for pupils aged 18, which was originally designed as a qualification for access to university. The sheer number and content of these courses is remarkable, which the interested reader can see for themselves in the report *School Qualifications in Classical Subjects: a brief overview* (Hunt, 2020). To know the curriculum history and breadth of the discipline in schools is an important first step for those starting a PGCE.

At present government policy is for all pupils in England to study a foreign language at primary school: this may comprise Latin or Ancient Greek, as well as French, Spanish, German or Italian (Holmes-Henderson & Kelly, 2022; Hunt, 2023b). Remarkably, it is reported that around three per cent of schools have chosen Latin (British Council, 2024). However, there

At present government policy is for all pupils in England to study a foreign language at primary school: this may comprise Latin or Ancient Greek, as well as French, Spanish, German or Italian (Holmes-Henderson & Kelly, 2022; Hunt, 2023b). Remarkably, it is reported that around three per cent of schools have chosen Latin (British Council, 2024). However, there

is no guarantee that the secondary school to which a pupil then passes offers Latin; indeed, only around 330 private schools and 280 state-maintained schools offer Latin to GCSE³. This means that there is a gap in government language policy, at least so far as ancient languages are concerned, with something of a stop-start pattern for some students and no guarantee of access to classics education for most pupils (Hunt, 2022b). At the very end of its period in office, the Conservative Government (2010-24) tried to improve the situation by instituting a *Latin Excellence Programme*, which provided financial and training support for 40 state-maintained schools across the UK from 2022 (Belger, 2021). Sadly, this initiative was one of the first programmes to be ended by the present Labour Government (2024-) over Christmas in 2024 (Chantler-Hicks, 2024). At the time of writing, it is unclear how those schools which had started Latin will continue to do so (Adams, 2025). This lack of joined-up thinking by governments of all shades has been a characteristic of Classics Education since 1988, when Latin was left out of the new National Curriculum that had been designed by the then Secretary of State for Education, Kenneth Baker (Hunt, 2023). Since then, each Minister for Education has left their own mark on education policy, and Classics Education has fallen in or out of favour (mostly out) with each passing government. An optimist might see the turmoil as one which serves to animate discussion about what and when and how to teach it (Holmes-Henderson, 2021; Holmes-Henderson *et al.*, 2024). In schools, there is no fixed time allocated by law for the study of Latin, let alone the other classical subjects. As a result, it is very much: some students may start Latin at age 5, others as late as age 14. If their school does offer it, most will start Latin at 11, Ancient Greek (if at all) at 13; Classical Civilisation and Ancient History are typically started at age 14 or age 16, although pupils will have studied the ancient world in primary school and may have studied it in early secondary either alongside the Latin in their course book or through a curriculum devised by their teachers. It is often this early study of the ancient world in primary school which drives interest in pupils undertaking courses in non-linguistic classics at A level and beyond, even at university (Khan-Evans, 2018). Contrastingly, it is often simply by luck that a state-maintained or private school exists nearby for a pupil to be able to study the ancient world, and most of them anyway are located in London and the South East of the country. This lack of opportunity to study the ancient world in broad swathes of the UK in schools of any type has been described as a poverty of opportunity (Hunt & Holmes-Henderson, 2021). As well as such patchy provision nationally, there is no specified national curriculum for Latin or any of the other classics courses, des-

pite being subsumed under national examinations specifications set by Ofqual, the Department for Education's quality control arm. This anomaly - a subject without a curriculum, but held to account by national standards - is tolerated by schools and teachers as without the 'protection' of Ofqual, Classics Education might be in deep trouble. While there is some broad consensus by teachers on what should be taught, language content is defined mostly by the published course books which are in common use. The *Cambridge Latin Course* (Cambridge School Classics Project, 1998-2003) and *Suburani* (Hands Up Education, 2020-) are inductive reading courses; *Latin to GCSE* (Cullen & Taylor, 2016) and *De Romanis* (Radice *et al.*, 2020) are more deductive grammar-focused. Some teachers mix and match the two types of courses (a source of confusion for students, I imagine) and there are sometimes strong feelings about the pros and cons of both methods. Each of the course books tend to follow the specifications set by the two main examination boards, OCR and Eduqas, which have to maintain a balancing act between opposing methodologies. There being no single text book and no single national examination, competition between publishers and examination boards for market share is fierce. No records are kept of how many pupils start the ancient languages, but in 2023 there were 8,388 entered for Latin GCSE and 995 for A level (CUCD Bulletin, 2024). A very small number do the International Baccalaureate. Statistics show that around 46 per cent of entries at GCSE are from state-maintained schools⁴; perhaps fewer than ten per cent of them at A level. Both of these figures show a gradual decline in entries for more than twenty years. For Ancient Greek, the numbers are much smaller,

with only around 900 entering for GCSE and 202 for A level (CUCD Bulletin, 2024). In the face of the decline of Ancient Greek, especially in state-maintained schools⁵, a group set up the *Intermediate Certificate in Classical Greek*, with help from the charity Classics for All and the Classical Association (Le Hur, 2022). This qualification, roughly equivalent to half a GCSE, has attracted some additional 487 entries in 2024⁶. Two other Latin qualifications exist, with a much lower tariff than the GCSE: the OCR Entry Level qualification (526 entries) (CUCD Bulletin, 2024) and the WJEC Level 1 Certificate (554 entries)⁷.

The shape of the PGCE course

The course itself lasts from September to June. It is full time and partly residential, in that PGCE students need to have a base in or near Cambridge for the more theoretical and academic parts which are taught in the Faculty of Education. The practical element is based in two successive school placements (November and February-June), and PGCE students may choose to live closer to their schools. The length of time spent in schools is set at 120 days by the Department for Education, which also monitors the whole course for compliance with the regulations set for Initial Teacher Education in England and inspects it every three years⁸. Applicants for the PGCE are interviewed, tested and their qualifications checked⁹. The successful candidates in Latin (with Classics) join a cohort of some 140 students from several other subject disciplines: Mathematics, English Language & Literature, Modern Languages, Religious Studies, Chemistry, Biology, Physics, History, Art & Design, Design & Technology, Music and Geography. For part of the course, PGCE students are taught together and



PGCE student cohort 2024-5

the mix of disciplines fosters a certain camaraderie and provides opportunities to share more general ideas about teaching than one might get if it was only in Classics. Before the course begins, PGCE students are allocated their schools and a mentor to supervise them. Many of the mentors, who also receive training at the Faculty of Education, are ex-PGCE students from Cambridge and are department leads in strong Classics departments in local schools. Maintaining this network is my responsibility, with Faculty support. The PGCE course is divided, like Gaul, into three parts: Subject Studies (the teaching of Latin, Ancient Greek and the ancient world); Professional Studies (general education issues, such as special educational needs and disabilities, inclusion, behaviour management etc); and practical experience in School Placements. (see page 16)

Subject Studies

Subject studies are carried out in the Faculty of Education at various points during the PGCE. They run concurrently with the school placements and occupy the first part of each term. Subject Studies provide students with opportunities to develop subject-specific pedagogical knowledge, grounded in theory and the experience of expert subject lecturers and mentors. There is too much to describe in these pages, so I will cut short to five areas of particular interest: written assignments; planning lessons; digital resources; museums and heritage and course links.

Written assignments

PGCE students are assessed both on their teaching practice in the school placements, success at which awards them Qualified Teacher Status and the right to work in a state-maintained school in the UK. They are also assessed by written means, which affords the PGCE qualification itself. There are three assignments: 1A, 1B and 1C. The 1A is assessed within the first six weeks of the beginning of the PGCE course. It is subdivided into three parts, each of 2,000 words. In the first 1A assignment, students must make the case for the study of Classics (of whatever kind) in the modern classroom. It is interesting to note that the arguments of fifty or more years ago continue to resonate today: Should we teach original literature or in translation? What is the contemporary role of ancient history, politics and society? Is Classics Education intrinsically elitist? The assignment provides students with an opportunity to refine and justify their own perspectives on the teaching of Classics, especially Latin – an essential skill in the light of general indifference or downright hostility among the population. This is in the light of the new Labour Government's recent withdrawal of funding for the *Latin Excellence Programme* (Chantler-Hicks, 2024), the addition of VAT to private school fees (where much

Classics Education takes place in small, financially vulnerable groups) (Fisher, 2024) and the Curriculum Review's intention to 'comb back some of the less vital' parts of the National Curriculum (Turner, 2025) – policies which have rung alarm bells among many Classics teachers. The second assignment asks students to compare and contrast the ways in which two contrasting Latin course books present the same grammar feature. Thus, students will take into consideration the presentation and pace of the material, the nature and frequency of practice exercises, and pupil-friendliness. They also reflect on the practicalities of teaching using each course book. The final assignment involves planning a lesson in which the student takes note of how to adapt resources and practices to account for pupils in the classroom who have special educational needs and disabilities. Macro-adaptations (such as providing laptops, extra vocabulary lists and coloured overlays) and micro-adaptations (such as scaffolded instructions, choice of question-types, personalised monitoring and support) are all points the student log in this and for future lessons.

The more generic 1B assignment (4,000 words) is a focus on students' experiences and observations in the placement schools as they relate to education aspects such as special education needs, inclusion and access, neurodiversity and so on. This is delivered centrally by members of the Faculty team, school head teachers and other experts.

The 1C final assignment (8,000 words) is a mini-research project of the student's own choice. The timeframe is short and PGCE students have to take into consideration the parameters of what they can do and what conclusions they might derive from it. Despite these constraints, the 1C assignment provides students with an opportunity to pursue an interest in their own teaching practice, grounded in published research, which will develop their own thinking and performance: in essence, by carrying out a piece of research, they will become better consumers of research, as well as being trained as researchers of the future themselves. Several 1C assignments are written up and form articles in the *Journal of Classics Teaching* each year and become objects of reference for future PGCE students¹⁰.

In this way, the whole PGCE provides students with a 'toolkit' for undertaking a Masters in Education within four years of completion.

Planning language lessons

The official title of the PGCE course is Latin (with Classics). This is in order to comply with the Department for Education's preference for the teaching of the ancient languages and the award of substantial financial support for PGCE students of Latin. Latin teachers are usually expected to teach more generally about the ancient world, either through the course

books which they use, or through the specialised courses in Ancient History and Classical Civilisation. However, the primary focus is on the instruction of PGCE students in the teaching methodologies of Latin language, with some asides for Ancient Greek.

The starting place is always to consider the three main teaching methodologies: grammar-translation (or grammar-first), reading-comprehension, and active approaches. A full day is assigned to each one of these, using extracts from the commonly-used Latin course books in UK schools today: *Latin to GCSE* (Cullen & Taylor, 2016) and *de Romanis* (Radice et al., 2020) for the first, the *Cambridge Latin Course* (Cambridge School Classics Project, 1998-2003) and *Suburani* (Hands Up Education, 2020-) for the second. We are extremely lucky to have some of the authors of these courses to come to visit.

Because there is no consensus on the right methodology for the teaching of ancient languages and schools are able to choose their own courses, we instruct students both the theoretical underpinning of the commonly-used courses as well as their practical application in the classroom. I always say that I am there to teach the students to do the job as it is, and also as it might be. I am convinced that the traditional grammar-translation courses which are currently available are not ideal means of teaching any language, even so-called dead languages. These books are still surprisingly popular in the UK. However, they have no theoretical underpinning (Richards & Rogers, 2009) and few pedagogical necessities can be taught, other than those that persuade school pupils to recall language information in the hope that they can regurgitate it under examination conditions. Whilst the best teachers try to engage their pupils using mnemonics, chants and extraneous material (such as pictures and essays in English, loosely connected to the Latin or ancient Greek texts), in practice learning from such books is a slog both for pupil and teacher. I am sure Artificial Intelligence would easily be able to take over. By contrast, I am much more interested in the use of the (equally popular) reading comprehension method, in which language knowledge and language use develops over time, set in a rich historical narrative that is appealing both to teacher and to pupils. These courses are harder to teach because they require both subject knowledge and a particular sort of pedagogical knowledge that fits the course. There are far more pedagogical approaches to how to use these course books – thematic and linguistic priming, the teaching of reading, comprehension and translation as separate but entwined skills, and knowledge of how the subject matter can help language knowledge and understanding. Accordingly, I spend more time on these important skills. Regardless of the type of course, we are all agreed that acquisition and learning vocabulary

is an important element. We explore the ways in which the different course books introduce vocabulary (either explicitly or implicitly), and how to factor in dual coding, the use of cognates, gapping techniques, repetition and retrieval. The reading-comprehension courses are more effective at presenting new vocabulary in meaningful contexts, heavily illustrated, and with a continuous storyline which engages readers and helps them fill in gaps in the knowledge through expectation. The grammar-first course books take a more explicit approach with vocabulary lists – we consider how best to make use of both methods appropriately. More active approaches include various types of dictation, Total Physical Response, Teaching Proficiency Through Storytelling, Story Asking, Picture and Video Talk, reading aloud, Soundscapes and many others. In preparation for any of these approaches, I am convinced of the need of active, engaging and motivating practices, which stimulate the responses and personal creativity of the pupils in the classroom. Creative writing can also help – even if the grammar is wrong, the pupils’ attempts to express their own ideas galvanises their enjoyment of looking up and using words. Traditional course book resources rely on translation or at the least spoken or written comprehension of a text. In terms of error correction, pupils often find themselves spending more time correcting their English ‘answers’ than focusing on the Latin. We encourage our PGCE students to try to stay ‘in the Latin’ more. This means asking questions of a Latin text in Latin, getting students to respond in Latin (in writing or orally), and producing writing in Latin, even if only a little. It is a challenge – partly because of the feeling of a lack of proficiency of the students themselves (and they have plenty of other things to contend with, such as subject knowledge and behaviour management), and partly because there is some resistance to the idea. The PGCE students have, for the most part, come up through a fairly traditional school examination system, which has privileged translation of Latin to English and English to Latin in almost all cases, a system which is replicated in almost all British university courses (Lloyd & Robson, 2018). These are the ones who have been very successful at it. Why should they change? To get over this burden of disbelief, we try a number of other approaches, closer to the more traditional ones: we ask questions in Latin of a traditional Latin text; we get the students to understand the importance of linguistic priming or (at the very least) contextual priming of a passage; we want pupils to anticipate the way in which a narrative unfolds or how characters within it behave logically in what they say and what they do. We prefer PGCE students to enquire ‘What is going on here?’ or ‘Tell me what you think is going to happen next?’ rather than simply say ‘translate’. In all of this, an understanding that

language does not exist in a vacuum, but is intrinsically tied up with meaningfulness, with Roman civilisation either explicitly told or implicitly revealed: the culture helps the language, and the language helps the culture. To pretend otherwise is a huge error.

For the occasions when syntax needs to be explained explicitly, we teach the PGCE students how to use the board properly. I think board-work is an important practice, despite all the digital resources that are available today. We encourage the PGCE students to demonstrate full Latin sentences rather than individual, isolated words; to show the patterns and features of Latin syntax, showing exemplar, regular material and using annotations; to talk pupils through the sentences using ‘think aloud’ practices; to focus on a small number of items in order to reduce cognitive load; to model how to read a sentence from beginning to end, to work with pupils on more examples, until finally letting them practise on their own. In the teaching of language, we also look at a number of innovations: linear reading from left to right with a sense of expectation (Ross, 2008) or phrase completion (Hoyos, 1997); fluency training through the use of Latin novellas (Cooper, 2023; Ash, 2019; Hunt, 2024a); tying original texts for increasing access (Sears & Ballestrini, 2019; Gall, 2020); and deconstructing complex periodic sentences (Mistry, 2024).

An area of importance today is the proper representation of non-elite people in the Roman world. Several ex-PGCE students have written about how the *Cambridge Latin Course* used to present a biased view of the position of slaves and women (Amos, 2020; Parodi, 2020; Upchurch, 2014). Along with other such criticisms, CSCP has undertaken a root-and-branch review and rewrite of the whole course, with some of our mentors acting as critical friends of the new material. We consider the use of language and choice of vocabulary we use as teachers, and take part in a workshop led by two experienced mentors on equality, diversity and inclusion in the Classics classroom, making use of their experiences and resources they have created.

Another area of importance is assessment design (formative and summative). This includes comprehension question types (factual, inferential and personal response), multiple-choice question types, comparison of translations and so on. We look at the different requirements of the English examination system’s Classics exams. As a foil to this, we also investigate alternative assessments, such as the creative writing aspect of the International Baccalaureate’s examination in Latin, *Euroclassica’s* awards¹¹, the USA’s National Latin Exam and Advanced Placement (AP) exam, and proficiency-based adaptive examination systems such as ALIRA¹² and the Latin Stamp¹³. While there is pressure on the examination boards from Ofqual, the



Steven Hunt at the Euroclassica conference, Accademia Vivarum Novum, Frascati, Italy in 2024

body responsible for national examinations in England, for uniformity and tradition, a consultation set up by the Classical Association Teaching Board is currently in progress to prepare for possible changes and innovations under a new government. As a member of the consulting body and author of the report *Classical Studies Trends: teaching Classics in secondary schools in the UK* (Hunt, 2024) I am in an ideal position to advise and influence. I have been especially lucky to have been invited to a number of events at which active approaches to teaching and learning ancient languages have been used. These include the *Paideia Living Latin Conference* at Fordham University in New York, *Euroclassica* at the Accademia Vivarum Novum in Frascati, and *Elliniki Agogi* in Athens. Most recently I have attended lessons at Jesus College with *Oxford Latinitas*. My own performances of Greek plays (Hippolytus, Bacchae, Thesmophoriazousae, Ajax) as an undergraduate in the 1980s, and the writing of music for some of them, still helps inform my belief in the importance of the spoken and sung word. Some of the PGCE students themselves have participated in Greek plays in the original or in translation¹⁴ and an increasing number have had some experience of ‘living Latin’ approaches at their own universities.

Digital resources: online parsing tools, virtual reality and artificial intelligence

For years the PGCE course has been in the forefront of developing pedagogies for teachers



PGCE students try out Virtual Reality headsets

of classics education. The use of audio-visual material, electronic dictionaries and digital parsing tools for teaching the *Cambridge Latin Course* have been pioneered by the Cambridge School Classics Project – our neighbours and many PGCE students now use them naturally in their classrooms – some even helping develop the resources themselves. A number of good research papers have come out from these, investigating how well pupils valued these tools (Hunt F., 2018; Titcombe, 2022). A recent paper carried out by two mentors showed how much parsing tools speeded up the process of translation for every pupil, leaving valuable lesson time to consolidate varied learning objectives: translation as beginning, not as end (Coe *et al.*, 2024). We have good links with the authors of *Suburani*, who have developed a unique system of pupil-tracking assessment. More commercial resources, such as *Quizlet*, *Kahoot!*, *Memrise*, *Blooket* and others are frequently subjects of intense discussion and several students have written about their use in the classroom (Cleary, 2022; Walker, 2015). For research projects, we provide a number of other stimuli: an afternoon spent with Virtual Reality headsets on ‘visits’ to Pompeii and Athens; time spent in consideration of the value of video-games such as *Assassin’s Creed: Odyssey* or *Rome Total War*, in developing knowledge and understanding of the ancient world.

It is too early to assess the impact that Artificial Intelligence (AI) will have on teaching, learning and assessment. The government has recently announced its intention to develop Britain into a world-leader for AI (Booth, 2025). In schools its main focus is on ways in which AI can reduce teachers’ workload by automating routine data collection, for example. But it is also investing in online Generative AI (Gen AI) lesson-plan programme ‘Aila’, developed by *Oak National Academy* (Martin, 2022). This has already led to anxieties among teachers about the ethics of ready-made lessons from a government-promoted website, the genericism of its resources (Williamson, 2024) and their lack of pupil-relatedness (Giannakos *et al.*, 2024). How pupils will notice (or not)



PGCE students handling Ancient Greek vases, from the Classics Faculty’s collection

the implicit biases created by Gen AI is also a source of concern (Leaver & Sradarov, 2025). This is especially pertinent in the day of increased awareness of stereotyping of the peoples of the ancient world (Ross, 2024). There is even more anxiety about how it will enable pupils to pass Gen AI created assignments off as their own: a recent study has shown that it may already not be possible to tell the difference (Dearnies *et al.*, 2024). The ethics of how Gen AI plagiarises material and the energy costs in so doing are all raised on the PGCE course. We consider how we might deal with pupils’ understanding of Gen AI’s ‘hallucinations’ and developing appropriate codes of conduct when they use it (for examples, see Peddar, forthcoming and Ross & Baines, 2024). As for practice, we have been encouraging some limited experimentation, inspired by a presentation by our own mentors (Morrice *et al.*, forthcoming). These have included the development of questions and answers from a Latin text; the

design of lesson plans which integrate text and images; and the use of speech and audio Chat-bots. It is early days – but in the same way that the internet and WiFi revolutionised my own teaching, it is guaranteed that AI will revolutionize theirs.

Museums and heritage

Students undertake a visit to museum and heritage sites in London in December. At each site, opportunities are taken to improve students’ knowledge of the ancient world and how to use the collections to develop that of their pupils. At the British Museum, the themes of *Caesar’s invasions of Britain and Rome in the West, East and Egypt* also serve to strengthen pupils’ listening and oracy skills through historical enquiry and bargaining game activities. We move on to the London Amphitheatre, for a creative *Populating the amphitheatre* activity. Last of all, a visit to the London Mithraeum opens up questions of tour group management

and the potential of virtual reality. We are lucky to have access to the Museum of Classical Archaeology in Cambridge, with its outstanding collection of Victorian casts of sculptures and friezes from the ancient Mediterranean, and participate in a vase-handling session with the museum's curator. PGCE students have access to a small travel grant for further study in the summer term after completion of the course awarded by the Faculty of Classics.

Course links

The last Conservative Government had traditionalist views on education, in terms of subject content, curriculum and assessment. Nick Gibb, the Minister for Schools advocated strongly for a 'direct method' of teaching, and, together with his placemen in the education system, openly mocked a more pupil-centred approach, supposedly advocated by teacher education programmes in universities (Gibb, 2021). Michael Gove, the Secretary of State for Education, and successive ministers tried to close down university-based teacher education and replace it with school-based training carried out by teachers themselves (Gove, 2013), by organisations such as *Teach First*, modelled on the USA's *Teach America*, and, more recently, by instituting a *National Institute of Teaching*. An alternative has been for the same Michael Gove to declare that teachers do not need any qualifications at all – an example of muddled thinking if ever there was one (Eaton, 2012). Despite or because of this sense of confusion, these innovations have not met with great success: university-based teacher education continues to thrive, despite these attacks. The role of the university in providing teacher education has been the subject of much politicking and not without controversy in the UK (Moon, 2016). There has been a marked turn towards the casualization of the teaching force (Baumfield, 2016). Under the last Conservative Government, a false dichotomy between knowledge and skills was promulgated, especially on social media, which seemed to act as an unofficial demonstration of what the Government wanted (Watson, 2020). The so-called 'knowledge-rich curriculum' and Gove's and Gibb's personal preferences for traditional pedagogies, monitored by the Government's school inspection service Ofsted, have led many teachers to a feeling of distortion of what education is about and what it is for (Pring, 2013). This, joined by a regime of hyper-accountability in schools for pupils' examination results, has hit the recruitment and retention of teachers very badly (Walker, 2023). However, the Faculty of Education in Cambridge University, like many others in the university sector, has to be resilient and look beyond education fads and the whims of Ministers. Unlike temporary Ministers¹⁵, its expert educationalists have responsibility for the collective memory, if you like, of education in all its parts: peda-

gogy, curriculum and assessment. Despite the best efforts of the last government to 'blow up the concrete' (Gibb, 2022) and to develop alternative training courses for teachers outside the universities, the Cambridge PGCE course as a whole remains an attractive one, with some 50 or more applicants for Classics Education each year¹⁶. As an institution, it has been judged to be one of the very best in the country (Ofsted, 2024). We have a course which we believe develops a teacher more holistically: not to be able to teach in one school, but in many; not to deliver one set course, but to be discriminating in which resources to use; not to rely on self-help books such as *Teach Like A Champion* (Lemov, 2021) or online lesson-planner like *Oak National's 'Aila'*, but to make their own pedagogical decisions that draw on what the sociologist and educator Basil Bernstein described as their own repertoire of teaching approaches and 'reservoir' of knowledge of how pupils learn (Bernstein, 1971). We want our students not to *deliver* a lesson – especially not a ready-made one – but to design lessons of their own which make pupils co-constructors of learning with each other and their teachers. Under the Conservative Government, schools were applauded for focusing on something they called a 'knowledge-rich' curriculum (Gibb, 2021), taking their cue from the American educationist E. D. Hirsch (1988). Classics Education was also drawn into the curriculum for the potential value of its canonical histories and literature in raising standards, especially amongst those pupils who did not otherwise have access to an elitist education (Hunt S., 2018). But Hirsch's vision of knowledge is one which is fixed and unchanging, and does not reflect the fact that 'the rate of knowledge production continues to accelerate relentlessly' (Lambert, 2011, p. 225). At its worst, practice in the classroom could be end up as what Freire (2005) described as a 'banking' model, that renders pupils as passive recipients and denies them agency. The new Labour Government has just instituted a curriculum review, as the present one is considered by almost everyone to be overloaded with content and fails to recognise the diversity and reality of the classroom. It has also squeezed out many arts and humanities subjects in favour of STEM subjects. Assuming that Classics Education will still be an option for pupils in schools, some members of the consultative group are arguing for a 'knowledge-rich curriculum' in which they recognise that knowledge is not just a cognitive process, but also 'social and real' (Rollett & Cruddas, 2024): pupils bring something of themselves to the classroom, do something with what they have learnt, and are eager to find and do more. As well as equipping pupils with what Young *et al.* (2014) call 'powerful knowledge' – the subject disciplinary knowledge necessary for those who wish to undertake future scholarly work, we should also want to develop pupils' sense

of well-being as well as make them ready for employment. As the Government's curriculum review panellist Zongyi Deng says, 'knowledge is a vehicle for developing human powers—not something to be taught for its own end' (Deng, 2022, p. 606).

We believe in the idea that a university-based PGCE course is the best way to develop the best teachers for these things. Schools are diverse according to their catchment areas and the ways they interpret national policies about parental choice and competition between schools. Behaviour management varies from one place to another – often for very good reasons. PGCE students see the contradictions and often wrestle with two or more different courses of action to take. The PGCE course provides them with the opportunity to engage in what McIntyre (1993) calls 'practical theorising', which 'integrates insights gained through experience with those rooted in theories derived from research' (Burn & Mutton, 2024, p. 159). PGCE students can try out theories in the classroom, reassess and hone their own practices in the light of actual experiences. And their mentors fully support them in the process. This has led to a lively and informed research community, with mentors and PGCE students working together to fathom out knotty problems and to make observations in class that are of practical benefit for themselves and others more widely. Many go on to Masters research in the Faculty of Education in Cambridge or elsewhere to become the education researchers of the future.

For their practical experience of teaching in schools, PGCE students must be placed in two contrasting secondary schools, with pupils aged 11-18, for 120 days to meet Ofsted rules. They should start with around hours per day, moving to eventually an 80 per cent timetable by the end of their second placement for six weeks. PGCE students may teach on their own or with their mentor (team teaching) or with a smaller group within the classroom or taken to another room (for support or extension as required); they will also participate in standard school teachers' activities, such as open days, parents' evenings, staff meetings, and extra-curricular trips if available. They may contribute to school clubs and societies, including sport, music and drama. Add on top of that their PGCE assignments and subject knowledge development. Teaching is tiring and tough – students need to build resilience and learn to pace themselves through the school week.

We do not work in isolation, but make full use of our friendly and informal connections with other institutions. The Faculty of Classics, about half an hour's walk away, shares a keen interest in what goes on at the Education Faculty: simply put, without us providing the teachers of the future, the more difficult it will be to find students of their own. Several acade-



At the Classical Association Annual Conference, University of Warwick, 2024



With students at the Faculdade de Letras da Universidade do Porto, 2024

mics from there contribute talks for the PGCE students, such as the latest research, a tour of the ancient holdings of the library, on Classical Reception, and through use of resources of the *Museum of Classical Archaeology* in the Classics Faculty. More widely, PGCE students meet with their future colleagues (and rivals!) at an annual event in London put on by the Classical Association for students of all the PGCE courses across the country. They meet with representatives from the charity *Classics for All* and several have become involved in the online Greek club which it runs. I have good relations with the other Classics PGCE course leaders and often share resources or give talks to each other's students. I represent our course at national level and frequently contribute to events, present papers at conferences¹⁷ and encourage our PGCE students to do the same.

Many have contributed in this way to the *Journal of Classics Teaching* and chapters in edited volumes elsewhere¹⁸. We wish to cultivate the best teachers, but also great ambassadors for Classics around the country.

If there are only a few things one might draw from my recent book *Teaching Classics Worldwide* (Hunt & Bulwer, 2025), then it is the importance of publicity, networking, and building and sustaining relationships. Greater and better knowledge of the ancient world, especially that of the Romans, brings a stronger and deeper knowledge of our common European cultural heritage (difficult for us post-Brexit, but not impossible). Recently, links between East and West are being drawn, with China playing a large role in developing them through establishing Classics departments in universities there (Li *et al.*, 2025; Whitmarsh,

2025). Classics is often re-evaluated, but not always simply cancelled, in a post-colonial world (Mlambo, 2025). If anything, Classics Education can bring people closer together rather than set us apart. Our teachers have an important role in this – not just to keep the subjects alive for their own sake, and not just to improve the socio-economic situation of pupils – Latin will put bread on their table. But it is also to make a difference in the world. That is surely the point of education? – not just to replicate society, but to change it for the better. bell hooks describes how the learning process 'comes easiest to those of us who teach who also believe that our work is not merely to share information but to share in the intellectual and spiritual growth of our students' (hooks, 1994, p. 13). Classics Education – the oldest and perhaps the one considered to be the stuffiest and most old-fashioned – has its part to play in this just as much as any of the others. It is through critical engagement with the cultures of the ancient world, I believe, that we can reach the hearts and minds of pupils today in ways which are special both to the subject and to them.

The author

Steven Hunt is Associate Teaching Professor in Classics Education at the Faculty of Education, University of Cambridge, UK. He studying Latin, Ancient Greek and Ancient History at King Henry VIII School in Coventry, he went on to study Classics at King's College London, where he also took his PGCE. He started his career as a Classics teacher in 1988 and taught Latin, Ancient Greek, Classical Civilisation and Ancient History for twenty-five years. He also taught a number of other subjects, including Leisure and Tourism GNVQ. He led over twenty school trips to Italy and Greece. He started work in the Faculty of Education in 2008 as Lecturer in Classics Education, with responsibility for the PGCE in Latin / Classics, during which time he has written or co-edited seven books on Classics Education¹⁹. He is the Editor of the *Journal of Classics Teaching*. As a disclaimer and for reasons of transparency, the author would like to point out that he has contributed to the development of the *Cambridge Latin Course* (assessment materials and online resources), *Suburani* (sections on mythology) and works closely with The Classical Association, Classics for All, Eduqas and OCR. ■

Steven Hunt, Associate Teaching Professor of Classics Education Faculty of Education, University of Cambridge
sch43@cam.ac.uk



Footnotes and References



Euroclassica Congress 2024 Frascati

Christian Laes

Sunday, 25 August

It takes an inspired poet, a literary essayist, or perhaps a visual artist to paint a picture of the Euroclassica conference, which was this year organised by **Vivarium Novum** on its breathtaking Villa Falconieri campus in Frascati. I am nothing of the sort, but console myself with the hope that the 'flame' still shines through here. The setting? A magnificent Renaissance villa with spectacular views of the Urbs Aeterna and the surrounding landscape. The sunset left no one unmoved. The organisers? The most generous hosts imaginable: the well-oiled team of Vivarium Novum now includes not only teachers and students (who returned early from holidays), but also shuttle services, taxis, supporting technical and administrative staff, and – an additional, not-to-be-despised extra – outstanding chefs. The actors? Speakers and delegates from 28 different European countries. The audience? More than a hundred this year. I had never seen this before – after all, I've been attending Euroclassica conferences for 15 years now. A sumptuous dinner (imagine a banquet at long tables, outdoors in the Renaissance garden) was followed by a concert by the Tyrtæon choir. Horace, Catullus, Ovid, the Pervigilium Veneris – they all made an appearance, alongside Greek lyric poets like Archilochus or Anacreon. All were sung in the original language. Introductions and comments were improvised in fluent Latin or Ancient Greek. „Omnes corda fratres“ is how the Italian poet Giovanni Pascoli (1855–1912) expressed it in one of his Latin poems, which was also recited. This took place before an audience that included people from, among others, Ukraine, Russia, Hungary, Georgia, and Israel. I was deeply moved by such European humanism.

Monday, 26 August

Fessissimi sed felicissimi. These were the words with which I thanked the afternoon's speakers at around nine in the evening. Then we had completed a day of ten presentations and the copious outdoor buffet still awaited us. We started promptly at 9:30 a.m. As chairman, I endeavored to illustrate what Euroclassica had achieved in the past year despite limited resources with networking and a great deal of enthusiasm. The website now offers a wealth of content: we are prepared to provide journalists with concise and accurate information on classics across Europe. I gave an interview to an Austrian film crew. In a Q&A, John Bulwer and Steven Hunt (Cambridge) highlighted a massive book project that, under the auspices of Euroclassica, has taken more than a decade to complete: Classics Teaching Worldwide. In 67 chapters, it covered

the five continents. It was striking how issues such as STEM, language and/or culture, and the decline of Ancient Greek... appeared all over the world, with, at the same time, interesting exceptions to the rule. Christophe Rico (Polis Institute) gave a captivating exposé on language didactics at his institution, which mainly teaches ancient languages. In these didactics, methodologies from modern foreign language education, such as *l'expression vivante séquentielle*, play an important role. How students and professors learned, lived, and worked in the famous Collegium Trilingue was presented by Raf van Rooy (Leuven) in an unforgettable account. Here, too, we admired the flawless integration of new technology, like AI (combined with human intellect!), in an ambitious project that put Leuven prominently on the classical world map. The afternoon workshops were unparalleled gems of the talent and dedication of the teachers and students of the Vivarium Novum: Luigi Miraglia, Julien Claeys Boúuáert, Ignacio Armella Chávez, Gerardo Guzmán Ramírez, and Özsef Áron Tóth. From Latin and Ancient Greek for beginners to (highly) advanced, including the musical aspect. It was all covered, and listeners were immediately given a free packet of textbooks. Yes, Vivarium's ambitions are sky-high, and certainly not achievable in every school context. But the discussions were remarkably open, addressing practical concerns and possibilities. Everyone agreed that great opportunities lie in the 'living' approach, always with the aim of facilitating contact with writers and texts from the past. This was confirmed at length at the dinner, which was again extensive, under a beautiful sky full of stars. As a result, human exchange becomes so much more enjoyable.

Tuesday, 27 August

The general assembly for the respective representatives is an annual event, ideally providing a forum for information and exchange. This year, 28 countries were present. As main items, I mention a new platform for student and teacher mobility, the annual summer schools, a book project for a new *Europatria* book, and the magazine *Cursor*, which is increasingly becoming our flagship. Meanwhile, the other participants could listen to an enthralling lecture by Daniel Gallagher (Cornell University) on Reginald Foster's (1939–2020) somewhat unconventional but highly efficient methods of Latin teaching. Anca Dan (Paris), in her talk on *Les Humanités dans le texte*, presented a project brilliant in its simplicity. Have an excerpt selected and presented by a specialist. Also, use all the new social media to promote it. And show again and again how such

excerpts by ancient writers live on, to this day. Séverine Clément-Tarantino (Lille) proposed a relatively unknown text, Pseudo-Vergilius' *Ciris*, with a bold but efficient move: a booklet entirely written in Latin. First, a summary, then a paraphrase in simple prose, and finally the Latin hexameters themselves. The 'playful' element of education was not forgotten: in the afternoon, Marco Tibaldini (Genoa) presented his PAST Project, a brilliant application of the *ad fontes* principle, both for iconographical and for literary approaches. If you thought all this was more than enough for one day, you underestimated the drive of the Vivarium and its participants. There followed an extensive tour of ancient Tusculum and the Villa Falconieri, the projection of the film project *Katabasis* (in Ancient Greek, Latin, and Italian – Homer, Virgil, and Dante respectively), and ... a dinner, again at a Roman hour, of course, and this time indoors after a brisk thunderstorm.

Wednesday, 28 August

A good tradition dictates that the annual Euroclassica conference conclude with a cultural excursion. For that, of course, we were in the right place. The Museum of the *Forma Urbis* and the Basilica of Santi Giovanni e Paolo, both located on the Coelian Hill, remain free of tourist crowds, even in the hot peak season. The art-historical and archaeological guiding (in English, Italian, or Latin, as you choose) was top-notch, as only Vivarium Novum can offer. As if this were not enough! After a catered picnic in the park of the Villa Celimontana, San Clemente was the subject of the next guided tour. Back in Frascati (a brief visit to the beautiful city was just barely possible), a wonderful performance by the ensemble *Superne Rote* followed in the Renaissance setting of the Falconieri. And yes, there was the farewell – sometimes with tears, many embraces, and above all, full of friendship – in a beautiful setting with an equally wonderful dinner. I thanked Luigi Miraglia and the whole team with a Latin speech and we offered a book as a gift. But above all, there was the realization that words and gifts are insufficient in the face of such generous hospitality, friendship, and *humanitas* in the full sense of the word. *Scripta manent*. Each presentation was linked to one or more websites. I am following the order of the presentations here. Without exaggeration: this overview offers thousands of pages of didactic material and possibilities for use in the classroom. ■





Results ECCL 2024/2025

European Certificate for Classics

Jeroen Vis, coordinator ECCL

With this small report, the 2024–2025 campaign of the European Certificates for Classics comes to an end. Students all over Europe have answered 40 multiple choice questions on texts about the stables of Augias, the battle of Thermopylae, the wedding of Peleus and Thetis or the death of Socrates.

The number of participants has now recovered after the coronavirus slump. In many countries, such as Spain, Flanders and France, they

are well above the pre-epidemic figures. Malta and Israel (Associated Member) are taking part for the first time this year.

As usual, there have been two levels: Vestibulum (level 1, about 1–2 years of education) and IANUA (level 2, about 3–4 years of education). When obtaining a good result, the participants are awarded with a “medal”, which is a certificate of Euroclassica, of bronze, silver or gold. These results can be seen in the tables

under the text. At this moment, we are close to finishing the European exams 2025/2026. By the end of the summer, the representatives will receive an invitation for participating. More details about the level of the exams, the format, prerequisites as well as previous exams can be consulted at the website of Euroclassica.

We would like to thank the previous coordinator Bärbel Flaig/Germany for the continued good co-operation. ■

EGEX 2024/2025

country	Vestibulum			Participants	Schools	Ianua			Participants	Schools
	bronze	silver	gold			bronze	silver	gold		
Austria	0	1	1	3	1	0	0	0	0	0
Belgium (Flanders)	44	52	15	130	16	53	70	2	129	21
Belgium (Wallonia)	14	12	5	48	5	11	7	1	23	2
Croatia	34	19	0	92	9	47	29	0	115	10
France	50	30	4	176	16	13	12	7	48	8
Germany	2	0	0	8	2	5	19	0	30	3
Greece	12	10	5	27	1	10	14	8	32	1
Russia	10	36	5	73	3	9	27	11	50	1
Spain	117	75	24	400	51	33	25	13	125	21
Israel	1	1	0	2	1	0	0	0	0	0
	284	236	59	959	105	181	203	42	552	67

ELEX 2024/2025

country	Vestibulum			Participants	Schools	Ianua			Participants	Schools
	bronze	silver	gold			bronze	silver	gold		
Austria	114	133	51	350	15	60	54	23	247	10
Belgium (Flanders)	489	491	69	1164	42	124	31	2	350	20
Belgium (Wallonia)	61	50	2	172	8	30	4	1	105	8
Croatia	228	159	58	599	38	50	26	1	105	11
France	344	260	78	959	44	85	20	2	299	27
Greece	0	5	2	7	1	0	0	0	0	0
Germany	111	60	10	308	15	49	15	8	207	12
Lithuania	38	3	1	354	8	5	7	0	233	1
Malta	4	4	0	9	1	0	0	0	0	0
Northern Macedonia	10	10	10	32	7	1	2	0	3	1
Russia	87	62	26	317	7	28	29	2	76	3
Spain	353	355	116	1110	89	96	53	18	328	40
Sweden	9	5	1	29	1	1	0	0	1	1
Israel	2	1	1	4	1	0	2	0	2	1
	1850	1598	425	5414	277	529	243	57	1956	135

Lorenzo Vallas Grab im Lateran

Damnatio memoriae und Wiedergutmachung

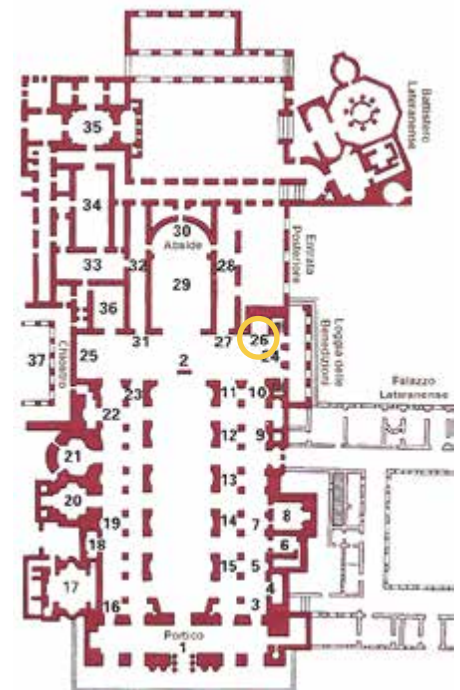
Herbert Stöllner

Im Lateinunterricht meiner letzten Maturaklassen hatte ich eine Unterrichtssequenz zu Konstantin und der sogenannten Konstantinischen Schenkung durchgeführt. Deshalb schien es mir eine gute Idee zu sein, anlässlich der Romfahrt mit den betreffenden Schüler:innen die Themen „Humanismus“ und „Geschichte des Papsttums“ zu vertiefen und ihnen auch den großen Humanisten Lorenzo Valla (1406–1457) näherzubringen. Es war ja Valla, der durch seine Abhandlung *De falso credita et ementita Constantini donatione* nachgewiesen hatte, dass die sogenannte „Konstantinische Schenkung“, mit der die Päpste über Jahrhunderte ihre weltliche Herrschaft begründeten, in Wahrheit eine mittelalterliche Fälschung war.

Das lag umso näher, als sich unser Hotel in der Nähe der Lateranbasilika befand. Diese Kirche ist bekanntlich die Bischofskirche des Papstes und trägt deshalb den Ehrentitel *Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput* („Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt Rom und des Erdkreises“). Dort musste auch irgendwo das Grab dieses großen Mannes sein. Aber wo genau? In keinem Reiseführer fand sich ein diesbezüglicher Hinweis. Nicht einmal der sehr ausführliche Guida d'Italia des Touring Club Italiano (10. Ausgabe von 2008) war eine Hilfe.

Die Internetrecherche führte schließlich ans vordere Ende des rechten Seitenschiffes: Beim Ausgang zur Loggia delle Benedizioni in der

Cappella del Crocifisso (auf dem Plan Nr. 26) befindet sich ein Grabmonument, nach Art antiker Sarkophage mit *strigiles* geschmückt, auf dem sich, wie es scheint, die Liegefigur von Lorenzo Valla befindet. Oberhalb der Liegefigur ist eine Inschrift zu Ehren dieses Mannes, links und rechts befinden sich Gedenktafeln für Mitglieder der Cenci-Familie.



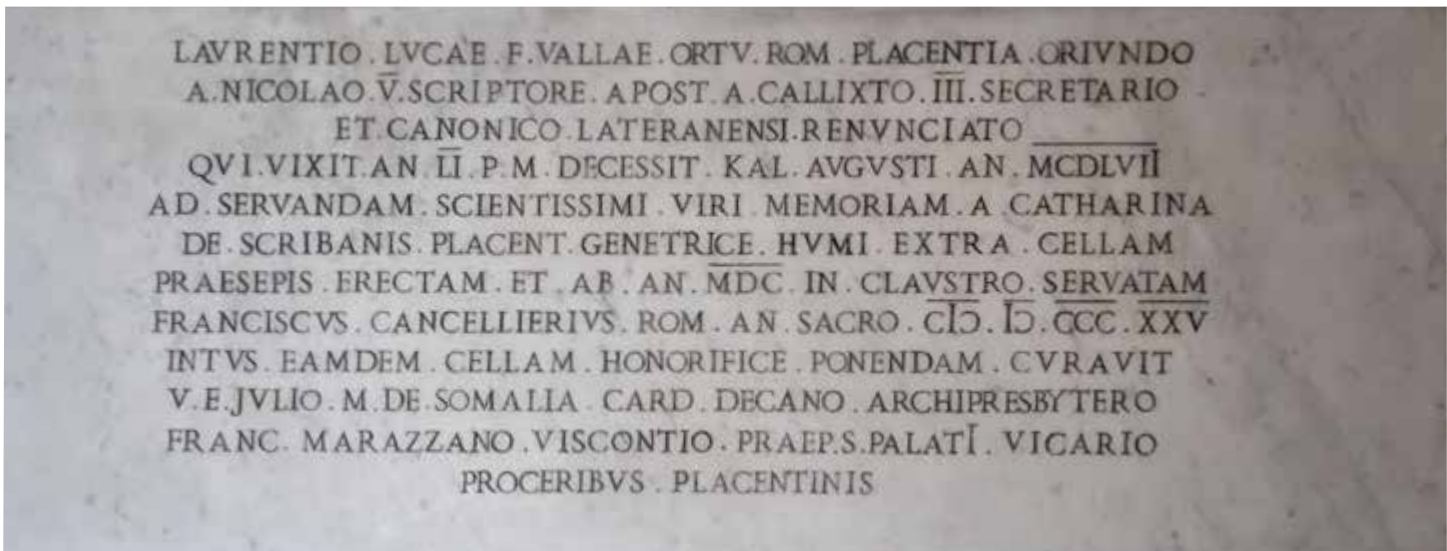
San Giovanni in Laterano



Lorenzo Valla, Grabmonument in San Giovanni in Laterano



Lorenzo Valla (1401–1457)



Cancellieris Inschrift für Lorenzo Valla

Inscription und Übersetzung¹

Cancellieris Inschrift für Lorenzo Valla (Transkription mit Ergänzungen):

LAVRENTIO LVCAE F[ILIO] VALLAE ORTV ROM[ANO] PLACENTIA ORIVNDO
 A NICOLAO V SCRIPTORE² APOST[OLICO] A CALLIXTO III SECRETARIO
 ET CANONICO LATERANENSI RENVNCIATO
 QVI VIXIT ANNIS LI P[ER] M[EN]S DECESSIT KAL[ENDAS] AVGVSTI AN[NO] MCDLVII
 AD SERVANDAM SCIENTISSIMI VIRI MEMORIAM A CATHARINA
 DE SCRIBANIS PLACENT[INA] GENETRICE HVMI EXTRA CELLAM
 PRAESEPIS ERECTAM ET AB AN[NO] MDC IN CLAVSTRO SERVATAM
 FRANCISCVS CANCELLIERIVS ROM[ANVS] AN[NO] SACRO MDCCCXXV
 INTVS EAMDEM CELLAM HONORIFICE PONENDAM CVRAVIT
 V[IR]O E[MINENTISSIMO] IVLIO M[ARIA] DE SOMALIA CARD[INALI] DECANO ARCHIPRESBYTERO
 FRANC[ISCO] MARAZZANO VISCONTIO PRAEP[OSITO] S[ACRI] PALATII VICARIO
 PROCERIBVS PLACENTINIS.

Für Lorenzo Valla, dem Sohn von Luca, geboren in Rom, aus Piacenza stammend,
 Schreiber der Apostolischen Kanzei unter Nikolaus V., Sekretär unter Kalixt III.
 und eingesetzt als Kanonikus der Lateran-Basilika,
 der ungefähr 51 Jahre lebte und am 1. August 1457 starb:

Um die Erinnerung an diesen sehr gelehrten Mann zu bewahren wurde von Catarina
 Scribani aus Piacenza, seiner Mutter, ein Grabmal in der Erde außerhalb der
 Krippenkapelle errichtet, welches nach 1600 im Kreuzgang aufbewahrt wurde.

Im Heiligen Jahr 1825 ließ Francesoc Cancellieri aus Rom es
 ehrenvoll (wieder) in derselben Kapelle aufstellen,
 als der höchst ehrwürdige Giulio Maria della Somaglia Kardinaldiakon und Erzpriester
 und Francesco Marazzano Visconti Propst und Vikar des Heiligen Stuhles waren,
 vornehme Persönlichkeiten aus Piacenza.

Interpretation

Die Inschrift beginnt mit der Widmung im Dativ und nennt einige Lebensstationen des Verstorbenen: Geboren wurde er in Rom, die Familie stammte aus Piacenza, er war Apostolischer Schreiber von Nikolaus V. und Sekretär von Kalixt III., außerdem Kanonikus der Lateranbasilika. Sein Todesdatum wird mit dem 1. August 1457 angegeben, das Geburtsjahr scheint dem Schreiber weniger sicher verbürgt („er lebte ungefähr 51 Jahre“).

Dann wird klar, dass die vorliegende Inschrift nicht vom Originalgrab stammen kann: Weiter wird nämlich berichtet, Lorenzos Mutter Catarina Scribani habe ein Grab für ihren Sohn in der Erde außerhalb der Krippenkapelle errichtet (bzw. errichten lassen), dieses sei aber nach 1600 in den Kreuzgang verlegt worden. Erst im Jahr 1825 habe der Historiker Francesco Cancellieri das Grabmonument wieder in derselben Kapelle aufstellen lassen, wo es sich ursprünglich befunden hatte. Am Schluss folgen die Namen kirchlicher Würdenträger von 1825, die beide aus Piacenza stammten.

¹ Übersetzung – wie auch sonst im Text – vom Autor² Verschreibung für: SCRIPTORI**Fragen**

Bei der Interpretation der Inschrift stellten sich Fragen, die ich nicht ad hoc beantwortet werden konnten:

Die Formen erectam, servatam, ponendam verweisen auf ein feminines Bezugswort, das nicht aufzufinden ist. Da es sich um ein Grab handelt, kämen am ehesten Worte wie monumentum oder sepulcrum in Betracht, die aber Neutra sind.

Ferner spricht die Inschrift von der „Cella Praesepis“ als Grabstätte, während sich das Grab heute in der „Capella del Crocifisso“ befindet. Wurde die Widmung der Kapelle zwischenzeitlich geändert oder hat sich Francesco Cancellieri bei der Wiederaufstellung des Grabmahls im Ort geirrt?

Was bedeutet schließlich die zwischenzeitliche Verlegung des Grabes in den Kreuzgang? Wann und warum wurde das Grab in den Kreuzgang ver-

legt? Wurde der Platz für jemand Wichtigere gebraucht? Galt Lorenzo Valla möglicherweise inzwischen als persona non grata? Wie sah das ursprüngliche Grab aus, falls die Information auf der Tafel („humus“ – in der Erde) stimmt? Die Nachforschungen (in der Literatur und den Quellen) brachten eine überraschende Geschichte zum Vorschein und zeigten auch, dass der Autor nicht der erste war, der grübelnd vor dem Grab gestanden war.³

³ Die folgende Darstellung stützt sich weitgehend auf einen ausführlichen Artikel von Jan L. de Jong: De Sepulcro Laurentii Vallae quid veri habeat. Tracing the Tomb Monument

Das ursprüngliche Grab in den Quellen

Der erste Hinweis auf Vallas Grab im Lateran findet sich in der *Sylloge inscriptionum christianarum urbis Romae* des Humanisten Pietro Sabino aus dem Jahr 1494. Er schreibt, dass sich das Grab „in der Nähe einer Bronzetafel“ (*prope aeream tabulam*) befand; ein Epitaph habe als Todesdatum den 1. August 1457 angegeben (ANNO DNI. MCCCCLVII DIE PRIMO AUGUSTI).⁴

Bei der Bronzetafel, die später auch Seyfried Rybisch (s. Abb. rechts) erwähnen wird, handelt es sich um eine monumentale Tafel der *Lex de imperio Vespasiani* vom 22.12.69, in der einzelne Herrschaftsrechte Vespasians als Princeps verankert wurden. Diese hatte im Lateran als Altarplatte gedient, war von Cola di Rienzo 1346 wiederentdeckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Sie befand sich bis 1576 im (heute nicht mehr existierenden) Umgang der lateranensischen Apsis, bis Papst Gregor XIII. die Tafel in den Palazzo dei Conservatori schaffen ließ, wo sie noch heute aufbewahrt wird. Unter diesem äußerst wichtigen Dokument römischer Herrschaft, mit der sich die Päpste identifizierten, hatte also der kritische Valla seine (vorläufig) letzte Ruhestätte gefunden. Im Deambulatorium befanden sich vier Altäre, einer davon war der bei Onofrio Panvinio (s. unten) und auch auf dem heutigen Grabmonument erwähnte Krippenaltar (CELLAM PRAESEPIS).

1540 wurde Vallas Epitaph auf der Titelseite seiner Werkausgabe⁵ zitiert:

Laurentio Vallae harum aedium sacrum canonico, Alphonsi regis & Po[n]tificis Maximi secretario, Apostolicoque scriptori, qui sua aetate omneis eloquentia superavit, Caterina mater filio pientissimo posuit. Vixit annos L. Ob[iit] An[no] Domini M.CCCC. LXV. Calendis Augusti.

Für Lorenzo Valla, Kanoniker dieses heiligen Hauses, Sekretär von König Alfons und des Papstes und Apostolischer Schreiber, der während seines Lebens alle an Beredsamkeit übertraf, für ihn, ihren liebsten Sohn, hat seine Mutter Caterina [dieses Grabmal] errichtet. Er lebte 50 Jahre. Er starb im Jahr des Herrn 1465, am 1. August.

Abgesehen vom Todesjahr stimmen die Angaben mit denen von Sabino überein. Die Verwirrung bezüglich des Todesjahres wird sich in

of Lorenzo Valla in St. John Lateran, Rome. Schriftenreihe Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Bd. 94 (2014), hrsg. vom Deutschen Historischen Institut Rom. Dort finden sich auch die Hinweise auf die „grübelnden Vorgänger“ des Autors.

4 B. De Rossi, *Inscriptiones christianae urbis Romae septimo saeculo antiquiores*, Rome 1861–1915. Vallas Grab ist im Bd. 2 (S. 425, Nr. 55) erwähnt.

5 Opera, hg. von Heinrich Petri in Basel 1540.



Lex de imperio Vespasiani

späteren Publikationen fortsetzen. Auch der protestantische deutsche Dichter, Historiker und Epigraph Georg Fabricius (1516–1571) nimmt 1550 Vallas Epitaph mit dem Todesjahr 1465, das er vielleicht von dessen Werkausgabe abgeschrieben hat, in seinen Romführer auf.⁶ Schon vier Jahre früher, im Jahr 1546, beschrieb Paolo Giovio (1483/1486 bis 1552) im Rahmen der Biographie Vallas dessen Grab genauer:⁷

Sepulchrum caelato ex marmore, cum effigie, ac elogio, Catharina mater pientissimo filio

posuit, quod in Laterano (eius enim templi flamen erat) introeuntibus ad dexteram spectatur. Obiit anno Christianae salutis. M.CCCC.LVII. Calendis Augusti.

Wir erfahren also: Catharina, Vallas Mutter, hatte im Lateran, wo dieser Kanonikus (flamen) gewesen war, für ihren am 1. August 1457 verstorbenen Sohn (hier also das richtige Jahr!) einen Grabstein aus Marmor (*caelato ex marmore*) mit dessen Abbild (*cum effigie*) errichten lassen, der mit einem elogium (Epitaph, Grabinschrift) versehen war. Die Ortsangabe (*introeuntibus ad dexteram*) ist wenig präzise, widerspricht aber nicht späteren Beschreibungen.

Auf diese Zeilen lässt er ein Elogium des Humanisten Franchini Cosentini (lat. Francis-

6 Georgii Fabricii Chemnicensis Roma, Basel 1550, S. 184 f.

7 Paolo Giovio, *Pauli Iovii ... Elogia veris clarorum virorum ... imaginibus apposita, quae in Musaeo Iovinae Comi spectantur*, Venetiis 1546, S. 62r.



Tobias Fendts Darstellung von Vallas Grab

cus Franchinus; 1500–1559) folgen:

*Laurens Valla iacet, Romanae gloria linguae;
Primus enim docuit qua decet arte loqui.*

Hier liegt Laurentius Valla, der Ruhm der römischen Sprache;

als erster lehrte er, wie man der Kunst gemäß sprechen soll.

Das elegische Distichon hat Cosentini erst Jahrzehnte nach Vallas Tod verfasst, es kann also nicht Teil der Grabinschrift gewesen sein. Spätere Autoren⁸ haben diese Informationen

⁸ Laurentius Scradæus, *Monumentorum Italiae, quae hoc nostro saeculo & a Christianis posita sunt libri quattuor*, Helmstedt 1592, S. 138v. und: Nathan Chytraeus, *Variorum in Europa itinerum deliciae*, Herborn 1594, S. 15.

von Giovio übernommen, ohne allerdings Franchini Consentini als Autor des elegischen Distichons zu erwähnen, sodass Leser der Meinung sein mussten, es habe sich auf dem Grab befunden.

Weitere Informationen zu Vallas Grab finden sich beim Kirchenhistoriker Onofrio Panvinio (1530–1568), der unter anderem berichtet, dass Valla in der Erde (in terra) bestattet worden sei. Er beschreibt auch die Lage des Grabes näher; es befand sich nach ihm im „Porticus“ hinter der Apsis der Lateranbasilika (*Initio vero porticus, quae est retro absidam in hemicycli speciem*) gegenüber einer Nische, in der sich der Krippenaltar befand (*Praesepis ... in parvo sacello, ante quod in terra sepultus est Laurenti-*

us Valla).⁹ Dieser „Porticus“ bzw. Umgang und die alte Apsis wurden 1878 zerstört, um die heutige Apsis zu errichten.

1548–1555 bereiste Seyfried Rybisch (1530–84) aus Wroclaw (Breslau) weite Teile Europas (Polen, Deutschland, Belgien, Frankreich, Schweiz, Österreich und Italien). Im Lateran notierte er:¹⁰

*Tabula aenea perantiqua bene longam
inscriptionem quorundam decretorum ejus
temporis continens muro inserta visitur. Sub-
tus ea sepultus est doctissimus vir Laurentius
Valla cum epitaphio ...*

Man sieht eine uralte Bronze-Tafel, die eine recht lange Inschrift bestimmter Dekrete jener Zeit enthält, in die Mauer eingefügt. Unter ihr ist der sehr gelehrte Mann Lorenzo Valla mit einer Grabinschrift bestattet ...

Rybisch bietet keine neuen Einzelheiten, bestätigt aber die Lage des Grabes unter der Bronze-Tafel der „Lex de imperio Vespasiani“ (s. Seite 26) im Deambulatorium des Lateran. Bedeutsam ist, dass er der letzte ist, der vom Grab berichtet.

Rybischs Werk wurde nie gedruckt, dürfte aber unter Freunden und Interessierten herumgereicht worden sein. Der Maler und Kupferstecher Tobias Fendt (1520/30–1576) jedenfalls, der ab etwa 1565 in Breslau (Wroclaw) tätig war, bedankt sich auf dem Frontispiz seiner *Monumenta sepulcrorum* (...) für Rybischs *liberalitas*, mit der er ihm offenbar Einblick in seine Aufzeichnungen gegeben hatte, und reproduzierte (eventuell nicht ganz präzise) den Grabstein Vallas.¹¹ Der Verstorbene befindet sich mit über dem Bauch verschränkten Armen in einer antikisierenden Nische, um die das Epitaph läuft. Das Todesjahr ist mit 1465 falsch angegeben (ein Fehler, der auf Rybisch zurückgehen könnte), bedeutsamer ist aber, dass der Grabstein keinerlei Ähnlichkeit mit dem heutigen Grabmonument aufweist. Das fiel nicht auf, da Vallas ursprüngliches Grab nicht mehr existierte.

Im Jahre 1588 suchte der niederländische Humanist Aernout van Buchel (Arnoldus Buchel-

⁹ Onofrio Panvinio, *De Sacrosancta Basilica, Baptisterio et Patriarchio Lateranensi Libri quattuor*, in: P. Lauer, *Le palais de Latran. Étude historique et archéologique*, Paris 1911, S. 410–490.

¹⁰ Seyfried Rybisch: S. 160 des PDF, in der Handschrift 107v-108r – Von Rybischs Werk existieren zwei Handschriften in der Universitätsbibliothek Breslau (M 1375 und R 2174). 2017 wurde der Text von Jean Hiernard transkribiert, übersetzt und kommentiert: *Les voyages de Seyfried Rybisch, étudiant silésien. Itinéraire (1548–1554)*. Pessac: Ausonius Éditions 2017 (= *Scripta Receptoria* 9). Die gedruckte Ausgabe bietet nur die französische Übersetzung mit Kommentar. Der lateinische Text findet sich als PDF im Internet.

¹¹ Tobias Fendt, *Monumenta sepulcrorum cum epigraphis ingenio et doctrina excellentium virorum*, Breslau 1574, Taf. XXVI.



Vermeintliche Liegefigur Vallas

lius, 1565–1641) vergeblich nach dem Grab und erfuhr, wie er im *Iter Italicum* berichtet,¹² dass es entfernt worden sei, weil Valla die Konstantinische Schenkung gelehnet habe:

Cum Vallae diu frustra in Laterano (cuius fuerat canonicus) quaesivissem sepulcrum, mihi dictum fuit, sepulcro erutum ob scriptum de falsa donatione Constantini libellum.

Es scheint also, dass man die Übertragung der Bronzetafel im Jahr 1576 auch dazu nutzte, den inzwischen verhassten Valla aus dem Lateran zu entsorgen. Das passte jedenfalls zur Einstellung von Papst Gregor XIII., der die Authentizität der konstantinischen Schenkung energisch verteidigte.

Was dann geschah ...

Erst 1723 taucht das Grab Vallas wieder in einer Quelle auf: Giovanni Mario Crescimbeni berichtet in seiner Beschreibung der Lateranbasilika¹³, das Grab sei unter Papst Clemens VIII (1592–1605) während Renovierungsarbeiten entfernt und in den Kreuzgang geschafft worden, wo es noch herumliege. Die Zeitangabe steht in einem gewissen Widerspruch zur Mitteilung Aernouts van Buchel aus dem Jahr 1588.

12 Arnoldus Buchelius: *Iter Italicum* = *Diarium* Bd. 2, fol. 1r–91r (Archivio della R. Società Romana di storia patria 23–24), hrsg. von Rodolfo Lanciano. Tipografia del Senato, Rom 1901, dort: fol. 53v und 59v).

13 Giovanni Mario Crescimbeni/Alessandro Baldeschi, *Stato della SS. chiesa papale Lateranense nell'anno MDCCXXIII*, Rome 1723, S. 141 f.

1821 nimmt Carl Bunsen Crescimbenis Informationen auf und fügt ohne Angabe seiner Quelle hinzu, dass „die rings umherlaufende Inschrift verloren ging“. Dann erzählt er weiter in lebhaften Worten: „Crescimbeni sah den Stein mit dem Bilde des Mannes im Klosterhofe unter anderen Trümmern liegen“. Er fährt fort: „[Dieser Stein] steht aber noch heutiges Tages (1821) an einen antiken Altar schräg angelehnt im Klosterhofe“, und er gibt der Hoffnung Ausdruck, dass der gelehrte Francesco Cancellieri das Grab mit neuer Inschrift bald wieder im Querschiff der Kirche errichten werde.¹⁴

Francesco Cancellieri starb 1826. Er war Historiker, Archäologe und Philologe, der in engem Kontakt mit Gelehrten wie Carl Bunsen und Georg Niebuhr stand. 1825, ein Jahr vor seinem Tod, errichtete er das heutige Grabmonument für Lorenzo Valla: Er ließ in der Capella del Crocifisso einen Renaissancesarkophag, geschmückt mit *strigiles*, aufstellen, auf dem eine Figur ruht (vermeintlich die Vallas), darüber wurde die am Beginn zitierte Inschrift angebracht. Cancellieri betont, dass er das Grabmonument wieder in derselben Kapelle errichtete, wo Valla einst bestattet worden war:

Franciscus Cancellierius Romanus anno sacro MDCCCXXV intus eamdem cellam honorifice ponendam curavit.

Und doch hat er sich geirrt: Vermutlich war der ehemalige Krippenaltar im Umgang in der Zwischenzeit entfernt worden, schon Crescimbeni erwähnt ihn nicht mehr. Es gab aber eine zweite Kapelle dieses Namens im Lateran, die später, nach der Aufhängung des heute dort befindlichen Kreuzes, den Namen Capella del Crocifisso erhalten hat. Sie ist auch die Grabkapelle von Kardinal Pomponio Ceci und seiner Verwandten, deren Grabtafeln heute links und rechts vom Grab Vallas zu sehen sind. Die frühere Benennung kannte Cancellieri offenbar und ließ sich vielleicht dadurch zur Aufstellung des Monuments an diesem Ort verleiten.¹⁵

Cancellieris Inschrift und Bunsens Bemerkungen zeigen klar, dass sie überzeugt waren, von Vallas Grabstein hätte ein Teil (d. h. wohl die Liegefigur) überlebt. Auch die Autoren der Folgezeit gingen davon aus, dass die Figur auf dem Sarkophag die Vallas sei, selbst wenn sie die handwerkliche Qualität oder die (mangelnde)

de) Wirklichkeitsnähe kritisierten.

Keiner dieser Autoren verglich die Figur mit der Darstellung von Vallas Grabstein durch Fendt aus dem Jahre 1574, erst Philippe Lauer tat dies 1911 in seinem Buch über den Lateranpalast. Im Kreuzgang sah er ein Fragment, das er offenbar mit Fendts Darstellung identifiziert. Nach seiner Beschreibung sei nur der obere Teil des Grabsteines mit der Darstellung Vallas, bekleidet mit der Almutie (dem Umhang der Kanoniker), erhalten.¹⁶ Bei Lauer findet sich sowohl die Illustration des Fragments aus dem Kreuzgang¹⁷ als auch die Liegefigur vom neu aufgestellten Grabmonument aus der Capella des Crocifisso.¹⁸ Erstaunlicherweise zog er daraus nicht den Schluss, dass der von Cancellieri aufgestellte Grabstein nicht der von Valla sein konnte. Selbst wenn Fendts Darstellung wenig genau sein sollte, wird im Vergleich sogleich klar, dass eine große Ähnlichkeit mit dem Fragment, das heute im Kreuzgang ist, besteht, und zwar trotz Differenzen im Detail (wie die Kopfbedeckung, das Kissen und die Art und Weise, wie das Medaillon den Rahmen der Nische berührt), dass es sich aber bei der Figur in der Capella del Crocifisso um eine andere Person handeln muss. Außerdem ist die heutige Figur in der Capella del Crocifisso als Abdeckung eines Grabes im Boden einer Kapelle nicht vorstellbar, während das Kopfkissen des Fragments im Kreuzgang anzeigt, dass es sich ursprünglich um eine Bodenplatte gehandelt hat.

Schlussfolgerungen:

Lorenzo Valla wurde als Kanonikus der Lateranbasilika und geachteter Gelehrter an einem ehrenvollen Platz in der Lateranbasilika bestattet; ob die Nähe zur Bronzetafel der *Lex de imperio Vespasiani* Absicht oder Zufall war, lässt sich nicht feststellen. Seine Widerlegung der Konstantinischen Schenkung hatte trotz seiner eigenen Befürchtungen, die der Autor in der Einleitung formulierte, vorerst keine erkennbaren Auswirkungen. Erst nach ihrer Publikation durch Ulrich von Hutten (1519 oder 1520) in Basel, ihrer Verwendung gegen das Papsttum durch die Protestanten und nach dem Sacco di Roma scheint er in Missgunst gefallen zu sein. Das zeigt sich schon bei Giovio, der als Bischof den Blickwinkel der Kirche einnahm: Bevor er Vallas Grab beschreibt, drückt er sein Bedauern darüber aus, dass dieser versucht hatte, die Konstantinische Schenkung als Fälschung zu überführen.¹⁹

16 P. Lauer, *Le palais de Latran. Étude historique et archéologique*, Paris 1911, S. 286–288: „Vers la même époque, en 1457, fut enseveli à Saint-Jean-de-Latran, dans le transept, le célèbre érudit Lorenzo Valla (...) Il ne reste de son monument qu'un très petit fragment de la partie supérieure, où il est figuré l'aumusse en tête, mais Crescimbeni et d'autres nous en ont gardé l'épitaque, et nous avons une gravure de Boxhorn le représentant.“

17 Ebd. S. 286.

18 Ebd. S. 287.

19 Giovio (s. Fußn. 8), S. 11r.



Fragment von Lorenzo Vallas mutmaßlichem Grabstein im Kreuzgang des Lateran

Edidit etiam opus de falsa donatione Constantini, pio, et sacerdotis nomen professo criminosum, atque nefarium, ut Pontificii Imperii auctoritatem ... convellere niteretur.

Dieser gab auch ein Werk über die gefälschte Konstantinische Schenkung heraus, ein für einen frommen Mann und Priester verleumderisches und gottloses Werk, da er ja die Autorität der päpstlichen Herrschaft zu untergraben suchte.

Als 1559 von Paul IV der *Index librorum prohibitorum* publiziert wird, findet sich dort neben anderen Schriften Vallas (*De libero arbitrio, De voluptate, and Adnotationes in Latinam Novi Testamenti Interpretationem*) auch seine Widerlegung der Konstantinischen Schenkung (*De falso credita et ementita Constantini Donatione declamatio*).²⁰

Auf diesem Hintergrund erscheint Van Buchels Bericht (s. oben), Vallas Grab sei wegen seiner Widerlegung der Konstantinischen Schenkung entfernt worden, sehr glaubhaft. Die Übertragung der *Lex de imperio Vespasiani* in den Palazzo dei Conservatori und die damaligen Renovierungen oder Umbauten im Lateran waren überdies eine gute Gelegenheit, das Grab von Lorenzo Valla, der inzwischen zur Persona non grata geworden war, zu entsorgen.

Erst im 19. Jahrhundert versucht Cancellieri durch die Neuaufstellung eines Grabmonuments, für das er die aktuelle Inschrift verfasste, das Unrecht wieder gutzumachen. Sein Text nimmt Worte der ursprünglichen In-

²⁰ Index Auctorum et librorum prohibitorum, qui ab officio sanctae Romanae Inquisitionis caveri ab omnibus caveri mandantur, Rome, 1559, nicht paginiert. Lorenzo Valla wird unter „L“, unter den „Certorum auct[orum] lib[ri] prohibiti“ angeführt.



San Giovanni in Laterano, Kreuzgang

schrift und der späteren Quellen auf, etwa den Namen der Mutter (Catarina bzw. Catharina) oder der Kapelle (Praesepis), und die Information, dass sich das Grab in der Erde befunden hatte.

Warum der hervorragende Latinist Cancellieri die Formen erectam, servatam, ponendam ohne Bezugswort in den Text gesetzt hat, muss offenbleiben. Dachte der Autor an ein Wort wie effigies oder imago, möglicherweise, um anzudeuten, dass er nicht das ursprüngliche Grab wiederherstellte, sondern nur ein „Bild“ davon, oder um auf die „effigies“ im Kreuzgang zu verweisen?

Interessant ist ferner die Formulierung VIXIT AN[NIS] LI P[LUS] M[INUS], womit auf die Unsicherheit bezüglich Geburts- und Todesjahr hingewiesen wird.

Woher Cancellieri wusste (oder zu wissen glaubte), dass Vallas Grabstein nach 1600 in den Kreuzgang geschafft worden war, ist nicht mehr nachvollziehbar. Nach den vorliegenden Quellen muss es (wahrscheinlicher) vor 1588, dem Jahr, in dem Aernout van Buchel kein Grab mehr finden konnte, oder (nach Crescimbeni) irgendwann zwischen 1592–1605 geschehen sein.

Außerdem hat Cancellieri offenbar eine falsche Figur für die Vallas gehalten. Daraus folgt: Das aktuelle Grabmonument für Valla zeigt die falsche Figur in der falschen Kapelle!

Epilog

Der österreichische Kunsthistoriker Walther Buchowiecki hat die Sachlage offenbar schon früher durchschaut. In seinem mehrbändigen *Handbuch der Kirchen Roms* (1967–1991) notierte er knapp: „Capella del Transito (früher

del Presepio): Grabmal, fälschlich für das des Lorenzo Valla gehalten. Strigillierter Sarkophag mit Liegefigur.“²¹ Und etwas später im Bereich Chiostrò/Westtrakt: „Bruchstück von der Grabplatte des lateranensischen Kanonikers Lorenzo Valla († 1457).“²²

Auch auf der Internet-Seite der Lateranbasilika²³ findet sich zur Capella del Crocifisso eine ähnliche Information:

A sinistra dell'ingresso ... si trova un sarcofago d'ignoto con le credute spoglie di Lorenzo Valla. Il sarcofago del Valla è invece murato nel chiostro dei Vassalletto a sinistra della porta di bronzo che reca in sacrestia.

Links vom Eingang (...) befindet sich ein Sarkophag eines Unbekannten mit den angeblichen Überresten des Lorenzo Valla. (...) Vallas Sarkophag hingegen ist im Vassalletto-Kreuzgang links von der Bronzetür, die in die Sakristei führt, eingemauert. ■

²¹ Walther Buchowiecki, *Handbuch der Kirchen Roms: der römische Sakralbau in Geschichte und Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gegenwart*. 1. Band: Die vier Patriarchalbasiliken und die Kirchen innerhalb der Mauern Roms: S. Agata Dei Goti bis S. Francesco Saverio. Wien 1967. Dort S. 81.

²² Ebd. S. 85.

²³ Arcibasilica papale San Giovanni in Laterano, URL: http://www.vatican.va/various/basiliche/san_giovanni/it/basilica/transetto.htm.

Von Plutarch bis Cara Mopsula

Einige Anmerkungen zu Überlieferung und Rezeption antiker Texte im Stift Seitenstetten

Markus Bürscher

Der Handschriftenbestand der Stiftsbibliothek Seitenstetten ist im Vergleich zu anderen alten Klosterbibliotheken Österreichs weder besonders umfangreich noch von herausragender Bedeutung – insbesondere nicht im Hinblick auf die Überlieferung antiker Autoren. Dennoch finden sich in diesem Bestand einige bemerkenswerte Stücke, die für die im Titel genannte Thematik aufschlussreich sind.

Auffällig ist insbesondere ein Teilbestand, der im 18. Jh. aus den Buchbeständen der Artistenfakultät der Universitätsbibliothek Wien angekauft wurde.¹ Dieser Zugang trägt kaum zur Erhellung der Antikenrezeption im mittelalterlichen Seitenstetten bei, erlaubt jedoch einen interessanten Einblick in die bibliophile Leidenschaft jener Zeit. Die Begeisterung für Handschriften und antike Texte im 18. Jh. tritt hier deutlich zutage.

Eine Handschrift sticht dabei besonders hervor: **Codex 34** der Stiftsbibliothek.

Es handelt sich um eine griechische Handschrift mit mehreren Viten Plutarchs, darunter die Paare Lukurg – Numa, Solon – Publicola, Aristeides – Cato Maior, Themistokles – Camillus, Cimo – Lucullus, Pericles – Fabius Maximus, Nicias – Crassus, Agesilaos – Pompeius. Kodikologisch lässt sich die Handschrift in zwei Einheiten teilen: Der ältere Teil stammt vermutlich aus dem 10. Jh., der jüngere wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jh. in Florenz vom bekannten Kopisten Ioannes Skutariotes geschrieben, der das Werk wohl auch um drei Bifolien aus dem frühen 14. Jh. ergänzte.² Die Handschrift gilt als die „wichtigste griechische Handschrift in Österreich, die außerhalb von Wien aufbewahrt wird“ und ist ein bedeutender Primärzeuge für die Texte Plutarchs.³ Seit ihrer Erwerbung im 18. Jh. hat diese Handschrift das Stift nur ein einziges Mal verlassen – im Rahmen der Ausstellung *Byzanz und der Westen*, die vom 17. März bis 11. November 2018 in der Schallaburg stattfand. Abgesehen davon wird die Handschrift kaum ausgestellt oder gezeigt, was unter anderem



Barockes Studierzimmer der Stiftsbibliothek Seitenstetten

daran liegen mag, dass sie trotz ihres bedeutenden Inhalts über keinen nennenswerten Buchschmuck verfügt und für den nicht auf Plutarch spezialisierten Bibliotheksbesucher wenig spektakulär erscheint.

Ein weiteres interessantes Stück ist **Codex 13** (s. Seite 32), der auf den ersten acht Blättern Auszüge aus Ovids *Fasti* vermischt mit anderen Texten enthält – in einem für das Spätmittelalter typischen Kalenderformat. Darauf folgen verschiedene historiographische

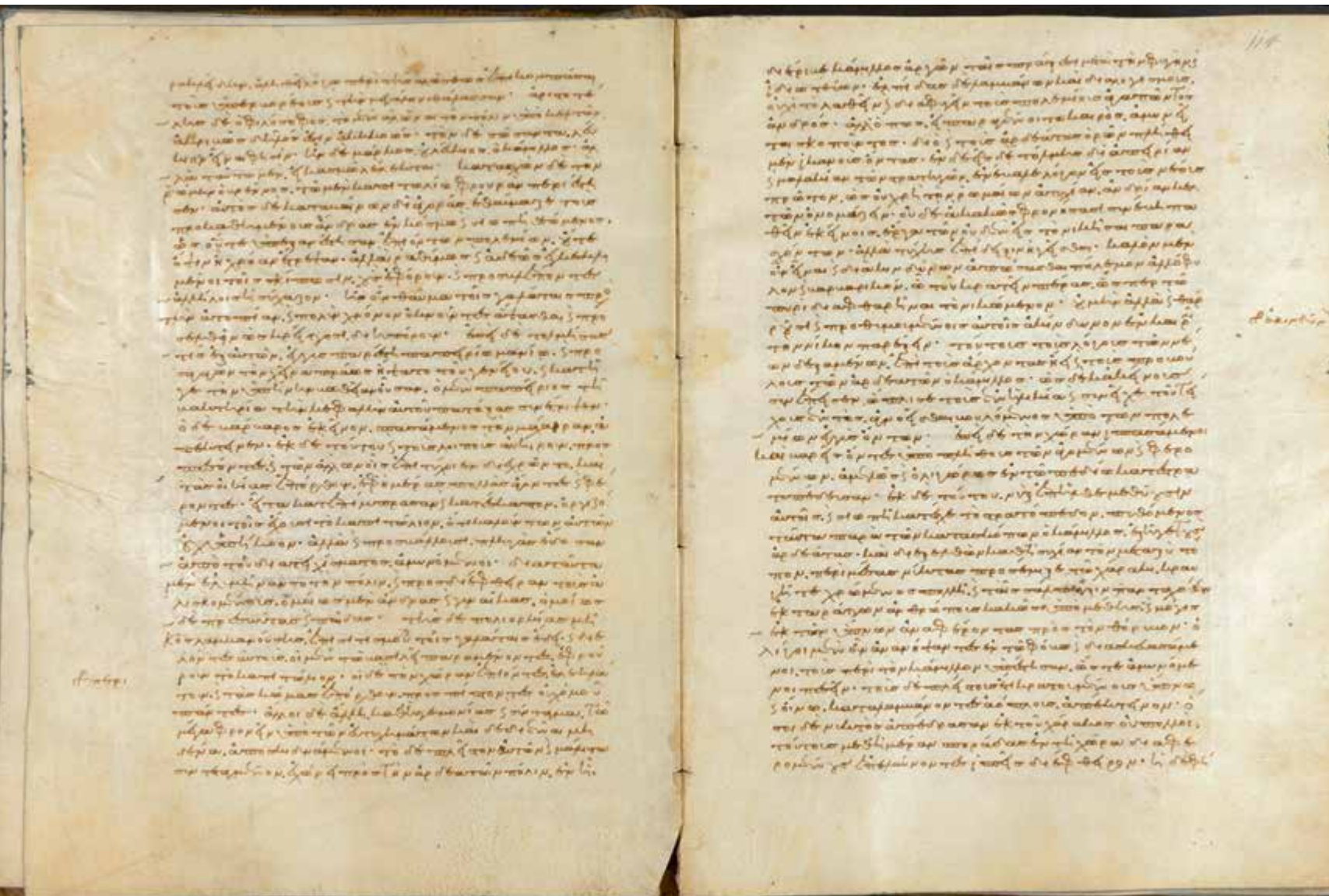
Werke von Otto von Freising und Rahewin von Freising. Die ältesten Teile der Handschrift, zu denen auch die *Fasti* gehören, stammen aus der Mitte des 15. Jh.; spätere Abschnitte wurden erst um 1500 hinzugefügt.⁴

Die **Codices 27** (s. Seite 33) und **33** überliefern in erster Linie das Werk *Facta et dicta memorabilia* des Valerius Maximus, eine Anekdoten-

¹ Vgl.: Martin Wagendorfer: Die Handschriften aus der alten Wiener Universitätsbibliothek in der Stiftsbibliothek Seitenstetten. In: Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte: 804. Band. Wien, 2011. S. 9–17.

² Vgl.: Rudolf Stefec: Der Codex Seitenstettensis des Plutarch. In: Rheinisches Museum für Philologie. N.F., Band 156, Heft 2. Bad Orb, 2013. S. 172–193, hier S. 172–175. 3 Ebd. S. 172.

⁴ Vgl.: Wagendorfer, Handschriften. S. 38.



Stiftsbibliothek Seitenstetten, Codex 34, Plutarchus Seitenstettensis, fol. 113v und 114r, hier die Vita des Camillus

sammlung, die insbesondere im rhetorischen Unterricht Verwendung fand.

Beide Handschriften entstanden in der Mitte des 15. Jh. – **Codex 27** in Italien, **Codex 33** im südostdeutschen Raum. **Codex 27** wurde mit ornamental Initialen vom sogenannten Lehrbüchermeister verziert, während Codex 33 sehr ansprechende Fleuronné-Initialen aufweist.⁵

Daneben seien aus dem Handschriftenbestand des Stifts noch folgende Stücke genannt, die Texte antiker Autoren überliefern:

Claudius Ptolemaeus: **Codex 32** mit dem *Centiloquium* sowie **Codex 56** mit der *Cosmographia*

Cicero: **Codex 35** mit verschiedenen *Orationes* (darunter auch einige Pseudo-Ciceronische

Reden) sowie eine Sammelhandschrift (**Codex 51**), die neben Cicero auch Texte von Plinius Maior, Platon, Sidonius Apollinaris und mittelalterlichen Autoren enthält.

Aristoteles: **Codex 43** mit der *Ethica Nicomachea* in der Übersetzung Robert von Grossestes sowie **Codex 71** mit der *Politica* in der Übersetzung von Leonardus Brunus Arretinus. Diogenes Laertius: **Codex 58** (s. Seite 33) mit *De vita et moribus philosophorum* in der Übersetzung des Ambrosius Traversarius. Schließlich **Codex 61**, eine Sammelhandschrift mit Texten von Boethius, einem *Carmen de ascensione Domini*, sowie Werken von Sallust, Boccaccio, Vergil und einem *Epitaphium Iulii Caesaris*.

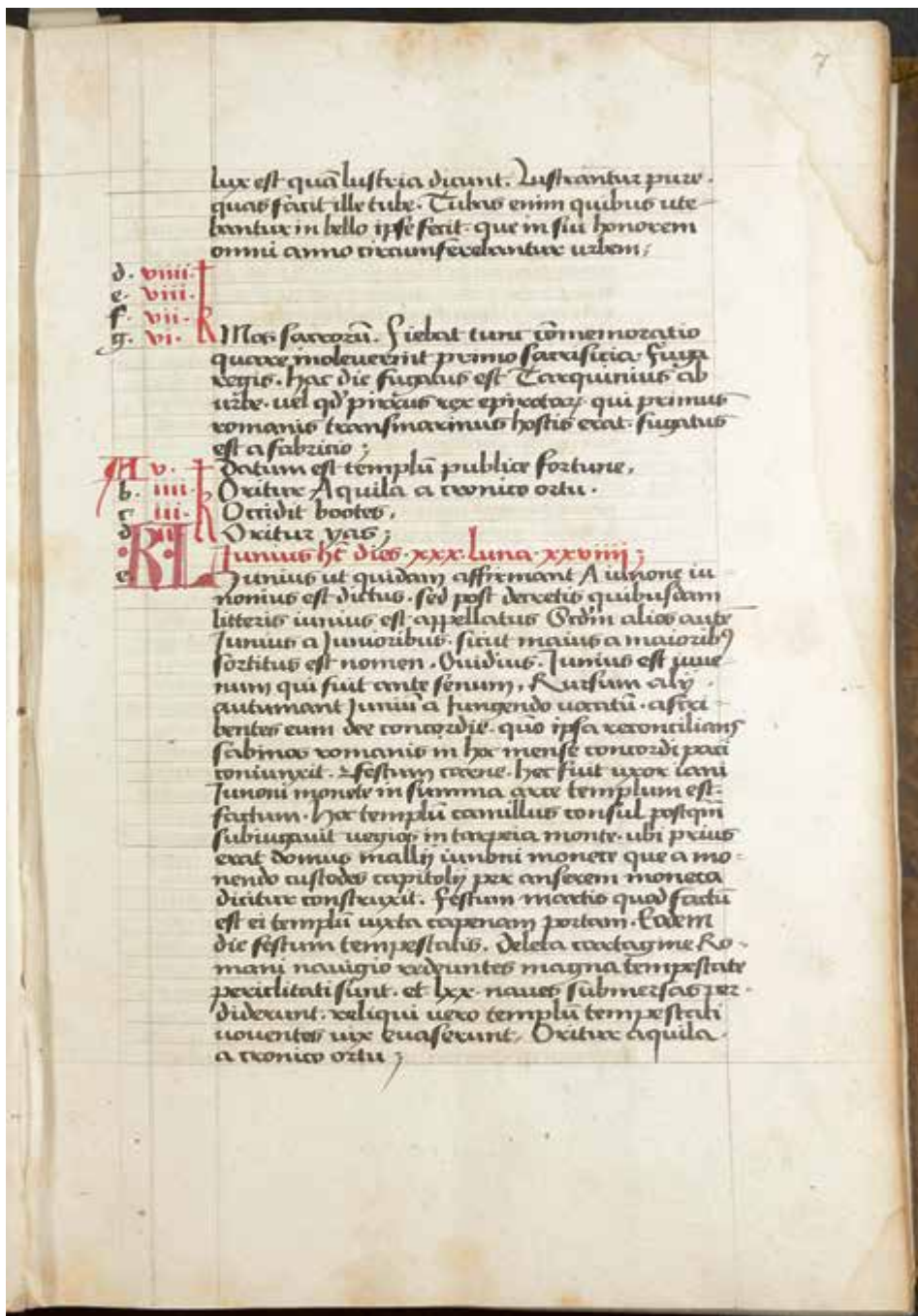
Weitere antike Texte dürften sich in jenen Handschriften befunden haben, die in der Zwischenkriegszeit aus dem Seitenstettner Bestand verkauft wurden. Der Verbleib einiger dieser Handschriften ist bis heute ungeklärt. Besonders relevant für das Thema ist hierbei

Codex 38, der Ciceros *Epistolae ad familiares* enthielt.⁶

Die bloße Überlieferung antiker Texte stellt jedoch nur eine von mehreren Formen der Antikenrezeption in Seitenstetten dar. Weit umfangreicher ist der bis heute gepflegte Bereich der klassischen Philologie innerhalb der Stiftsbibliothek. Schon im 18. Jh. wurde dieser systematisch aufgebaut und im 19. Jh. – infolge der schrittweisen Erweiterung des Stiftsgymnasiums und der damit verbundenen Unterrichtsbedürfnisse – kontinuierlich vergrößert. Die seit dem 19. Jh. gesammelte Literatur zu diesem Themenfeld wird heute im sogenannten „Kalten Gang“ gelagert – einem Bereich über dem barock überbauten mittelalterlichen

⁶ Christine Glasner: Schmerzliche Verluste. Zu den Handschriftenverkäufen des Benediktinerstiftes Seitenstetten in der Zwischenkriegszeit. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Band 131 (2020), S. 561–576, hier S. 569.

⁵ Vgl. ebd. S. 45 und S. 50.



Stiftsbibliothek Seitenstetten, Codex 13, fol. 7r.
Ende des Monats Mai und Beginn des Monats Juni

Kreuzgang, in dem mehrere Schränke untergebracht sind. Die historischen Bibliotheksbestände in den Prunkräumen des Stifts sind durch einen Bandkatalog von 1763 erschlossen, der bis heute das maßgebliche Findmittel für diesen Teil des Bestandes darstellt. In den vergangenen 250 Jahren wurde dieser Katalog mehrfach ergänzt, korrigiert und überarbeitet, was das Auffinden gesuchter Titel mitunter erschwert. Besonders deutlich wird dies an der hier abgebildeten Katalogseite zum Eintrag für Cicero (s. Seite 34).

Der jüngere Bestand ist über einen Zettelkatalog zugänglich, der allerdings in viele klein-

teilige Fächer unterteilt ist, deren Abgrenzung nicht immer ganz klar erscheint. So existieren etwa getrennte Abteilungen für Latein, Griechisch und Allgemeine Klassische Philologie, wobei Letztere teils auch griechische Literatur fortführt. Innerhalb dieser Fächer sind wiederum weitere Unterteilungen üblich. Die Suche nach Literatur im „Kalten Gang“ wird zusätzlich dadurch erschwert, dass die Bücher aus Platzgründen in bis zu vier Reihen hintereinander in den Schränken untergebracht sind. Seit dem Jahr 2025 werden die Bestände der Stiftsbibliothek sukzessive im Katalog des Österreichischen Bibliothekenverbunds erfasst. Die Benutzung und Entlehnung – insbesonde-

re der historischen Bestände – ist in der Regel ausschließlich vor Ort möglich.

Besondere Beachtung verdient auch die literarische Tätigkeit der Seitenstettner Benediktiner selbst. Zahlreiche Werke wurden nach antiken Vorbildern geschaffen. Dr. Karl Heinz Huber, langjähriger Professor für Deutsch und Latein am Stiftsgymnasium Seitenstetten, widmete diesem Themenkreis im Jahr 2015 einen aufschlussreichen Aufsatz.⁷ Darin übersetzt er unter anderem mehrere lateinische Gedichte von Seitenstettner Patres gekonnt in das jeweilige Versmaß. Zwei dieser Gedichte sollen im Folgenden in voller Länge abgedruckt werden, da sie bisher kaum Beachtung in der veröffentlichten Literatur gefunden haben und sowohl durch ihren Einfallsreichtum als auch durch ihren Wortwitz ein größeres Publikum verdienen. Gleichzeitig soll damit auf die Vielzahl weiterer unedierter und unveröffentlichter Quellen hingewiesen werden, die die Sprachgewalt der frühneuzeitlichen Seitenstettner Mönche dokumentieren und einer editorischen Bearbeitung harren.

Als erstes originär Seitenstettnerisches Zeugnis literarischer Produktion nennt Huber das Theaterstück mit folgendem Titel:

Tiaram Ad Octavum Idus Decembris solemniter impositam Reverendissimo Ac Amplissimo in Christo Patri, ac Domino Domino Placido Bernhardt Abbati Seitenstöttensi dignissimo Theologo ac Philosophiae Doctori Clarissimo Monasterium sibi Commissum repetenti Summa Animorum Adgratulatione devotione, observantiaque Dialogo exhibet Conventus Seitenstöttensis

Das Stück wurde 1628 anlässlich der Rückkehr des neu benedizierten Abtes Placidus Bernhart aus Passau aufgeführt. Der unbekannte Autor greift darin geschickt auf klassische Versmaße zurück und lässt historische, mythologische und zeitgenössische Figuren miteinander ins Gespräch treten, um den neuen Abt zu ehren und vorzustellen.

Die stiftische Lateinschule – Vorgängereinrichtung des heutigen, seit 1814 mit Öffentlichkeitsrecht ausgestatteten Stiftsgymnasiums – war neben dem eigentlichen Klosterleben ein bedeutender Nährboden für Dichtung, Theater und Musik. Klassische Vorbilder spielten dabei eine zentrale Rolle. Die geschickte, teils auch ironische Auseinandersetzung mit aktuellen Themen im antikisierenden Gewand sowie die Vermischung christlicher und heidnisch-antiker Inhalte bildeten den Nährboden für eine produktive literarische Kultur.

⁷ Karl Heinz Huber: Poetiker und Poeten unter den Konventualen des Stifts Seitenstetten. In: Mosaiksteine. Spurensuche in der Mostviertler Geschichte, <https://vemog.at/wp-content/uploads/2015/12/Poetiker-und-Poeten-Karl-Heinz-Huber.pdf>



Stiftbibliothek Seitenstetten, Codex 27
Valerius Maximus, Facta et dicta memorabilia, fol. 62v.

Ein besonders gelungenes Beispiel findet sich in Codex 34-5 des Stiftsarchivs:

De turri Seitthenstettensi

*Historici narrant, ea quod Babylonica turris
Tam sublimis erat, tangat ut astra poli.
Cedite iam procul hinc, qui vos hoc dicitis
omnes,
Figmentum merum, et fabula mera fuit.
Verius hoc nostra de turri dicitur alta
Credere si non vis huc – rogo – fertor
pedes.
Namque cacumen habet lunam stellamque
micantem,
Hinc merito tangit sydera alta poli.*

Die Übersetzung Karl Heinz Hubers⁸ ist ebenso bemerkenswert:

Der Turm von Seitenstetten

*Babylons Turm sei von so großer Höhe gewesen,
sodass er*

*Sterne des Himmels berührt, tun die
Historiker kund.*

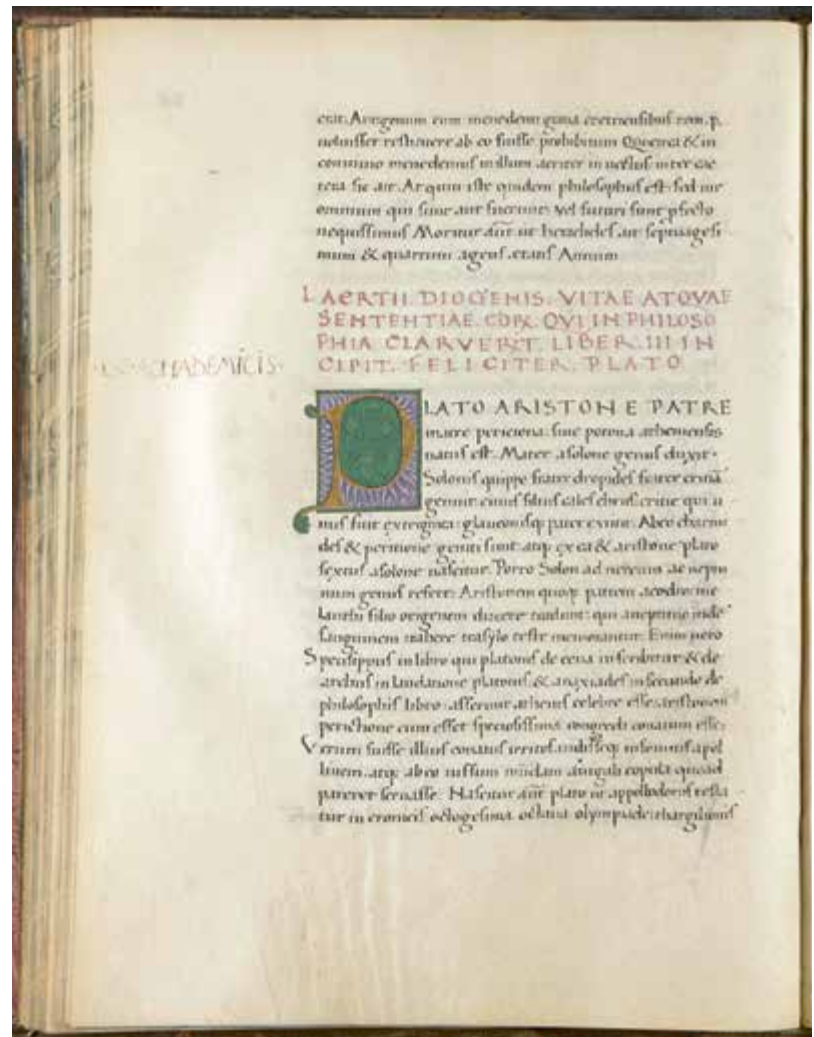
*Geht jetzt weit von hier, ihr alle, die ihr so redet!
Reines Hirngespinnst war's und eine bloße
Geschicht'.*

*Näher der Wahrheit wird das von unserem Stifts-
sturm behauptet.*

*Fehl dir der Glaube dazu, lenk deine Schritte
hierher!*

*Mond und blinkenden Stern trägt nämlich die
Kirchturmspitze
und berührt fürwahr Sterne des
Himmelsgewölbs.*

„Der für den berühmten babylonischen Turm nicht schmeichelhafte Vergleich mit dem aus dem unbedeutenden Seitenstetten sorgt schon für Komik, die logische Begründung des Vorzugs des heimischen Bauwerks vor dem biblisch überlieferten mit dem Hinweis auf die Bekrönung des Turms durch Mond und Stern, die im Stich von Georg Vischer aus dem Jahr 1666 dokumentiert ist, setzt der Wortwitzerei die Krone auf.“⁹ Ein zweites Beispiel bietet ein Gedicht des von 1747 bis 1777 regierenden



Stiftsbibliothek Seitenstetten, Codex 58
Diogenes Laertius, De vita et moribus philosophorum, fol. 62v.
Beginn der Vita des Platon

Abtes Dominicus Gußmann, der ein Gedicht über sein Hündchen Strengella schreibt. Dieses Hündchen ist auf einem Portrait aus der Hand des Kremser Schmidt dargestellt und zeigt den der Abt mit dem spielenden Tier zu seinen Füßen.

Der Abt lässt die Hündin in der Ich-Perspektive von seinem Leben und frühen Tod berichten¹⁰:

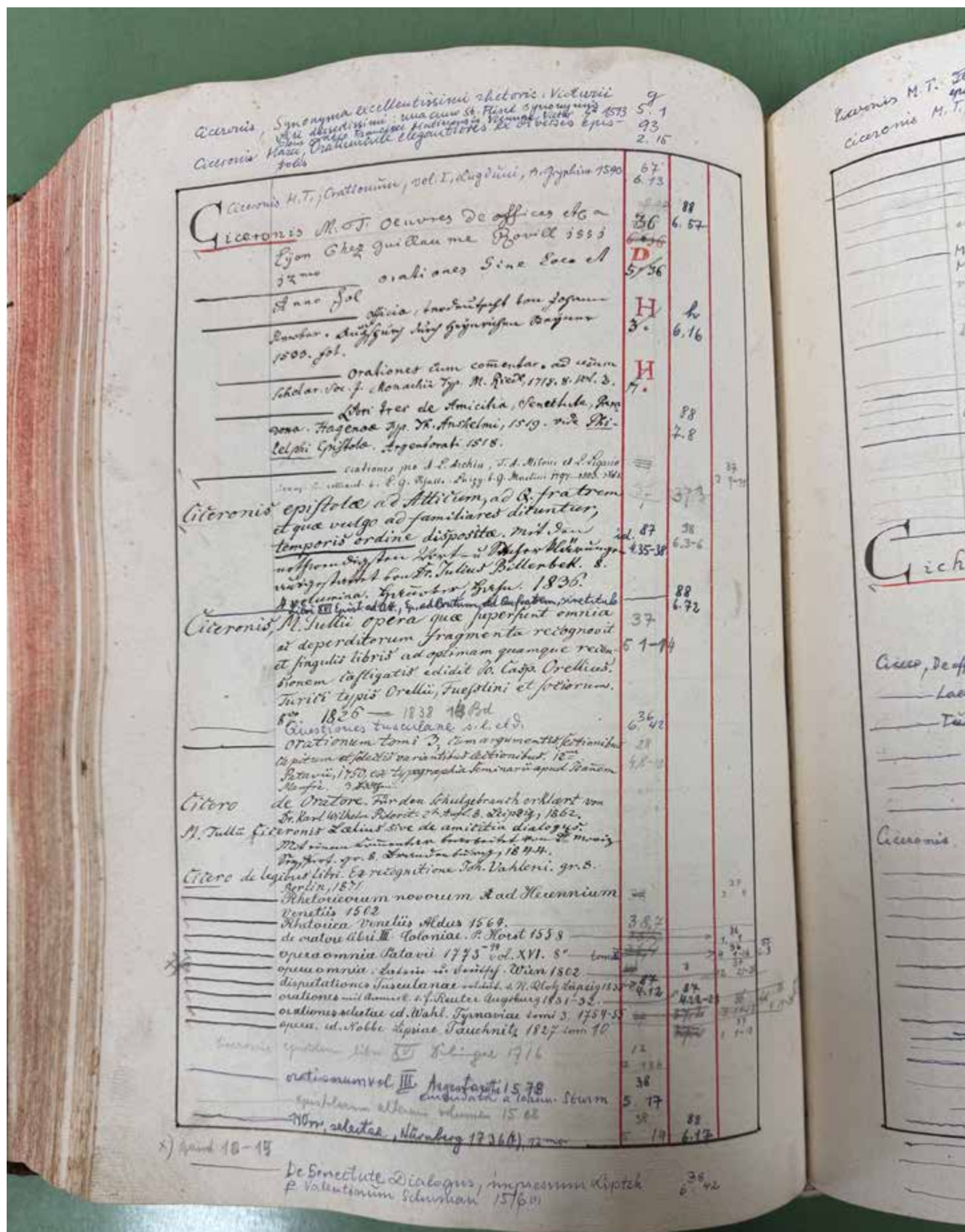
Cara Mopsula

*Mopsula chara fui, placui quae tetrica vultu,
Utpote non tetrica plurima causa jocis.
Saepe meum corpus multis accepta rotavi,
Nec non ad nutum saepe ministra steti.
Perbella o quoties lubens phantasmata lusi!
A dente, a plantis umbra fugata meis.
Dum Virgo vixi, fueram satis apta fabellis,
Sed bona lupa canum facta fabella necis.
Optavi mater similes mihi ferre catellos,
Ast pariens mortis filia parta fui.*

⁹ Ebd. S. 5.

¹⁰ Stiftsarchiv Seitenstetten – 1D, A52, Personalien und Repräsentation II.

⁸ Ebd. S. 5.



Eintrag „Cicero“ im Bandkatalog der Stiftsbibliothek Seitenstetten von 1763

*Inscia ni Veneris leges Strengella flagrassem,
Tam gelida mortis lege nec arcta forem.
Prolibus ah cecidi nimium gravidata! Rota-
bunt*

*Me posthac vermes, sum quibus esca
patens.
Exanimis jaceo cinerum dein Serva, fugabor
Paucis inque (?) moris omnibus umbra
latens.*

*Squaleo jam fatis semper nunc tristis imago,
Abjectus cunctis horror, inane, nihil.
Disparui (gestrichen: Evanui); sed quaeso,
nihil dum facta perivi:
Ut referat facies ista figura meas.*

Huber bietet eine deutsche Versübersetzung¹¹:

¹¹ Huber, Poetiker und Poeten, S. 8.

Die liebe Mopsula

*War einst ein herziges Hündchen, gefiel durch
den Ernst meiner Miene,
oftmals für Kurzweil der Grund, garstigem
Scherz jedoch nie.
Oft hab ich mich im Kreise gedreht, für viele
willkommen,
stand auf Wink sehr wohl oftmals zu
Diensten bereit.
O ja, wie oft hab vergnügt ich Gespenster ge-
spielt, allerliebste!
Von meinen Prätzen, vom Zahn wurden die
Schatten verschleucht.
Als ich noch Jungfrau war, war ich völlig den
Fabeln verbunden.
Aber die Hundemama wurde zur
Todesgeschichte.*

*Wünschte als Mutter, mir ähnliche Hündchen
im Leibe zu tragen,
aber indem ich gebar, war ich die Tochter des
Tods.
Wär' ich, Strengella, unkundig in Venusgesetzen,
entflammt nicht,
eiskalten Todes Gesetz würde mich festhalten
nicht.
Ach, ich bin, durch Nachwuchs allzu belastet,
gestorben,
Würmer dreh'n mich herum, bin für sie
offenes Mahl.
Leblos liege ich da, eine Sklavin der Asche, ver-
trieben
innerhalb weniger Zeit, allen ein Schatten,
dahin.
Starr nach der Götter Spruch, bin ich jetzt ein
trauriges Bildnis.
Allen entrückt und versetzt, Schauder, ein
Leergut, ein Nichts.
Ich bin verschwunden; doch wenn ich, ein Nichts
geworden, zu Grund ging,
soll meine Züge, ich bitt, wahren dies kleine
Gedicht (sprachliche Bild).*

Auch hier zeigt sich das hohe Niveau barocker Gelehrtenpoesie: Mit Ironie, Gefühl und stilistischer Präzision wird ein Thema behandelt, das auf den ersten Blick trivial erscheint, in seiner literarischen Ausführung jedoch besticht.

Die Auseinandersetzung mit dem Handschriftenbestand und der Antikenrezeption im Stift Seitenstetten zeigt exemplarisch, wie vielfältig, wenn auch in Umfang und Bedeutung begrenzt, das Weiterwirken antiker Literatur und Bildungstraditionen im klösterlichen Milieu sein konnte. Die Überlieferung antiker Autoren in einzelnen Handschriften – teils mit bemerkenswerter Provenienz und kodikologischer Qualität – verweist auf das Interesse an klassischen Texten im Mittelalter wie auch im 18. Jh.. Der systematische Ausbau der Sammlung klassisch-philologischer Werke im 19. Jh. bezeugt das enge Zusammenspiel von Bildungsauftrag und humanistischer Tradition, das im Stiftsgymnasium bis heute fortwirkt.

Darüber hinaus aber tritt mit den literarischen Eigenleistungen der Seitenstettner Mönche ein kreativer Umgang mit der Antike zutage, der über bloße Rezeption hinausgeht. Die bewusste Anknüpfung an antike Formen, Themen und Stile in Dichtung, Theater und Gelehrtenhumor bezeugt ein selbstbewusstes Spiel mit der Tradition – getragen von Bildung, Witz und poetischer Gestaltungskraft. So zeigt sich, dass das Erbe der Antike im Stift Seitenstetten nicht nur überliefert, sondern auch gelebt, weiterentwickelt und mit lokaler Identität verbunden wurde. ■



Stift Seitenstetten, Portrait des Abtes Dominicus Gußmann, das Hündchen Mopsula rechts unten, Mineralienkabinett, Martin Johann Schmidt (Kremser Schmidt), ca. 1764.

Die *Idea Principis Christiano-Politici* centum Symbolis expressa und die Embleme im Schloss Eggenberg Graz

Mareike Einfalt

Das Wort Emblematik oder Emblem leitet sich vom gr. ἐμβλημα (ἐμβάλλειν) (alles Ein- oder Angesetzte, z.B. Lanzenschaft, eingelassene Motivtafeln, Reliefs und Intarsien) ab. Die Emblematik befasst sich mit der praktisch-künstlerischen Ausgestaltung sowie mit den theoretischen Entstehungsgrundlagen und Deutungserklärungen der um das 16. Jh. herum entstandenen Gattung des Emblems. Das Metzler Lexikon für Literatur- und Kulturtheorie liefert folgende Definition des Emblems: „Das Emblem ist eine literarisch-bildkünstlerische Mischform mit allegorischer Grundstruktur in der umfassenden Pictura-Poesis-Tradition“¹.

Der Grund- oder Idealtypus des Emblems setzt sich aus drei Teilen zusammen. Ist das Emblem dreiteilig, besteht es aus einem Bildelement/ Bild, als Ikon oder Pictura bezeichnet (griech. εἰκών, lat. auch *pictura* oder *imago*), einem Lemma (griech. λήμμα, lat. auch *vocalium signum* oder *inscriptio*, ital. *motto*, dt. *Titel, Überschrift*) und einem erklärenden Begleitgedicht oder Epigramm (griech. ἐπίγραμμα, lat. auch *subscriptio*, dt. *Bildunterschrift, Untertitel*). Ganz im Sinne der Intermedialität der Gattung sind die einzelnen Bestandteile in unterschiedlichen Ausmaß an der Übermittlung der zugrunde liegenden Botschaft beteiligt.

Die im Ikon/der Pictura dargestellten Gegenstände/Sachverhalte stehen zumeist in einer langen literarisch-mythologisch/religiösen und künstlerischen Tradition und werden durch das Lemma in Form einer auf das Bild bezogenen Lebensregel zusammengefasst. Ein etwaiges Epigramm oder Begleitgedicht erleichtert dem Rezipienten die tiefergehende Interpretation von Ikon/Pictura und Lemma.

Das Emblem, in der Renaissance ursprünglich als Rate- und Rätselspiel konzipiert, hat eine große Anzahl an Publikationen hervorgebracht. Als eine heraldische Frühform des Emblems lässt sich die Imprese (it. „impresa“), verstanden als eine Art „Wunschbild“, betrachten, wobei das Wort *impresa* im Italienischen auch als Synonym für eine frühe Form des Emblems verwendet wird. Im 17. Jh. kam das Emblem auch im sakralen Kontext vermehrt zum Einsatz und brachte umfangreiche Sammelbände, sogenannte Ikonologien, wie u. a. die von Picinelli, Scarlatini und Boschi

hervor. Die in Sammelbänden publizierten Kunstwerke wurden Mitte des 17. Jh. zunächst in der Schweiz und darauf auch in Österreich und Bayern auf Wände und Decken von Kirchen, Klöstern, Schlössern und anderen wichtigen Gebäuden übertragen und schließen damit an die bereits seit dem Cinquecento in Italien vorhandene Tradition des Emblem- und Impresenschmucks in Gebäuden an.

Als herausragendes Beispiel für die Tradition emblematischen Wand- und Deckenschmucks lässt sich das Schloss Eggenberg in Graz anführen. Der Großteil der im Schloss abgebildeten Embleme ist dem bekannten Fürstenspiegel des spanischen Autors Diego De Saavedra Fajardo entnommen, der im Jahr 1640 in der spanischen Erstausgabe unter dem Titel: „*Idea de un Principe politico Christiano representada en cien Empresas*“ publiziert wurde. Da die im Schloss Eggenberg verarbeiteten bzw. abgebildeten Embleme jedoch über lateinische Lemmata verfügen, ist im vorliegenden Kontext das lateinische Werk mit dem Titel: „*Idea Principis Christiano-Politici, centum Symbolis expressa. Editio omnium locupletissima*.“ relevant, dem auch die folgenden Emblemдарstellungen entnommen sind.

Wie im öffentlichen Raum üblich, verfügen auch die Embleme im Schloss Eggenberg über eine zweiteilige Struktur, bestehend aus Ikon/Pictura und Lemma/Inscriptio. Erklärungen und/oder Begleitgedichte zu Ikon und Lemma finden sich auch sonst in dem der Darstellung zugrunde liegenden Emblemabuch des Spaniers Saavedra, dessen Biografie nun kurz skizziert wird.

Saavedra, der aus einer reichen Adelsfamilie stammte, absolvierte nach einer Ausbildung am Priesterseminar von Murcia ein Jurastudium an der Universität von Salamanca, das er 1606 mit der Erlangung des Bachelorgrades beendete. Ab 1607 erlangte er den Habit des Santiagoordens und begann eine Diplomatenlaufbahn als Sekretär von Kardinal Gaspar De Borja y Velasco, der als Botschafter Spaniens zunächst in Rom, darauf in Neapel tätig war. Er nahm am Konklave zur Wahl der Päpste Gregor XV. (1621) und Urban VIII. (1623) teil. Er übte wichtige Funktionen am päpstlichen Hof aus und war als Diplomat an den bedeutendsten Höfen Europas tätig. 1640 führte ihn sein Engagement für den Westfälischen Frieden nach Wien und 1643 nach Münster.



Diego de Saavedra Fajardo (* 6. Mai 1584 in Algezares; † 24. August 1648 in Madrid) Schriftsteller und Diplomat



Diego de Saavedra, *Idea principis christiano-politici 100 symbolis expressa*

¹ Metzler Lexikon, Literatur- und Kulturtheorie, NÜNNING, Ansgar (ed.) Stuttgart/Weimar 2008, 156.

Sein Hauptwerk mit dem Titel *Idea de un Príncipe político cristiano representada en cien empresas* wurde 1640 in Münster publiziert und in Folge in mehrere Sprachen (zuerst Latein) übersetzt. Es handelt sich um eines der bedeutendsten Werke politischer Literatur überhaupt. In Form eines je nach Zählung und Ausgabe 100 oder mehr Kapitel (sp. *empresas*/lat. *symbola*) umfassenden Fürstenspiegels befasst sich der Autor ausgehend von mit lat. Lemmata versehenen Emblemen (*empresas* oder *symbola*) mit den ethischen und politischen Tugenden, die den idealen, christlichen Fürsten ausmachen. (s. Text 1 oben)

In Folge erfahren wir auch, in welche symbolische und literarische Tradition sich der Autor einordnet. (s. Text 2 Mitte)

Im zweiten der 25 Prunkzimmer des Schlosses Eggenberg wird bereits das thematische Gesamtprogramm der Decken- und Wanddarstellungen, die sich in den Räumen befinden, skizziert. Auch das folgende Emblem mit der Nummer XLV und dem Lemma „NON MAIESTATE SECURUS“ befindet sich in Zimmer zwei. Das Ikon zeigt einen mit offenen Augen ruhenden Löwen. Der König der Tiere ist nicht sicher durch seine Majestät. Bei dem berühmten Jesuiten Boschius, der ebenfalls eine Emblemsammlung verfasst hat, findet sich die Variante: NON POSSIDET OMNIA SOMNUS. „Ein spanisches Stück für Philipp IV., das auch dort wiedergegeben ist, könnte Saavedra zum Vorbild genommen haben, ist aber wesentlich plumper im Lemma: EXCUBIAE CAPITIS FECERE QUIETEM – Daß der Kopf wach war, verschafft ihm die Ruhe.“² (s. Text 3 unten) ■



Schloss Eggenberg, Emblem XLV, NON MAIESTATE SECVRVS

2 LESKY, Grete, Schloß Eggenberg, Das Programm für den Bildschmuck, Graz/Wien/Köln (Styria) 1970, 34f.

Entstehung und Titel des Werkes Ad benevolum lectorem

In difficili & laborioso otio tot susceptarum a me per Germaniam^a, aliasque complures Provincias peregrinationum, nec non & Regiae legationis^b per triennium in Germania, centum isthaec concinnavi¹ Symbola, quibus IDEAM PRINCIPIS POLITICO-CHRISTIANI exhibeo, scribendo per intervalla quietis tempore;

1 **concinnare** 1: (ordentlich) zusammenstellen, (zu) bereiten (die Bedeutung „reparieren“ schwingt hier unterschwellig ev. auch mit, zumal man die Verbesserung bestehender Herrschaftssysteme und die Erziehung amtierender Herrscher als Intention des Autors annehmen darf.)

a **Germania**, -ae f.: Deutschland

b **legatio**, -onis f.: eigentl. Gesandtschaft (Saavedra war in diplomatischer Funktion auf Reisen durch Europa)

Vorbilder, Stil und und Intention des Autors Ad benevolum lectorem

Nec cuiquam peregrinum videri debet, quod figuris & Symbolis usus sim: nam haec Deum ipsum auctorem habent. Serpens aeneus^a, Rubus ardens^b, Vellus Gedeonis^c, Leo Samsonis^d, Vestimenta Sacerdotis^e, Sponsi blandi amores^f. Illud imprimis conatus sum, ut nova esset inventio, num assecutus omnino fuerim, nescio; [...] Sed & illud operae pretium arbitrar, si telae¹ huic fila quaedam e Cornelio Tacito^g intexterem², optimo sane Principum Magistro, quo accuratius regimine nemo disserit. [...] Porro praecipuas Status regulas in hac secunda editione Scripturae sacrae^h etiam illustro testimoniis. [...] In explicandis ipsis Emblematum figuris longus non sum, ut jucundius Lectori accidat, si eas per se ipse intelligat. [...] Opus totum non nisi sententiis constat, & Regulis Status: eae ipsae enim lapides sunt, e quibus politica construi oportet aedificia. Non eas tamen sic nude & sparsim³ propono, sed discursui infero, & certis applico casibus, ut pericula devitem, quae ex praeceptis generalioribus creari solent. Dedi praeterea operam, ut stylus⁴ esset cultior, absque tamen affectatione, brevis item & concisus, sed sine obscuritateⁱ; id quod perdifficile olim iudicabat [...] Horatius^j, & cuius ego exemplum hactenus non vidi in idiomate⁵ nostro Castellano^k.

1 **tela**, -ae f.: Gewebe (der Text – lat. textum: Gewebtes – wird hier in antiker Manier mit einem Gewebe verglichen)

2 **intertextere** 3 -texui, -textum: einstreuen, (wörtl.: dazwischenweben)

3 **sparsim** (Adv.): verstreut, hier anlasslos

4 **stylus**, -i m. (stilus, -i m.): Griffel, generell: Schreibwerkzeug (davon abgeleitet: dt. Stil)

5 **idioma**, -atis n. (gr.): Idiom, Sprache

a **Serpens aeneus**: Num 21

b **Rubus ardens**: Ex 1, 3 – in der lat. Ausgabe findet sich Ex 1, 3 als Stellenangabe, es müsste aber wohl 3:1 sein.

c **Vellus Gedeonis**: Jud 5

d **Leo Samsonis**: Jud 14, 6

e **Vestimenta Sacerdotis**: Ex 2

f **Sponsi blandi amores**: Cant

g **Cornelius Tacitus**, -i m.: Publius Cornelius Tacitus

(* um 58, † um 120) röm. Geschichtsschreiber, Politiker

h **Sacra Scriptura**, -ae f.: Heilige Schrift (Bibel)

i **absque ... obscuritate**: der Autor nimmt sich vor, seine Anweisungen an/für den idealen Herrscher kurz, prägnant und ungekünstelt zu präsentieren

j **Horatius**: Quintus Horatius Flaccus (röm. Schriftsteller, * 8. Dezember 65 v. Chr. in Venusia; † 27. November 8 v. Chr.)

k **Castellanus** 3: Kastilisch/Katalanisch (heute: Amtssprache in Andorra sowie, neben dem Spanischen, regionale Amtssprache in Katalonien, auf den Balearen und in Valencia. Es ist außerdem eine der Regionalsprachen Frankreichs (im Roussillon/Département Pyrénées Orientales)

XLV Non Maiestate securus Der Fürst muss sich vor Schmeichlern und Heuchlern in Acht nehmen

Ne confidat Princeps exteriori venerationi & cultui, quem alii ipsi deferunt: ficta enim tantum modo res est, & longe alia ab eo, quod extrinsecus¹ apparet. Placere velle, adulatio² est, obsequium, metus, veneratio, vis quaedam & coactio; & amicitia, necessitas. Omnes callida fraude insidias parant sinceræ generositati, quae alios aestimat. Omnes ad unguis illius attendunt, & praedas numerant. Advigilant omnes, ut ingenio superent, quem viribus nequeunt. Pauci, aut nemo, sincere cum eo agit; ei enim, qui timetur, non dicitur veritas, adeoque potentiae suae confusus, somnum capere securus non potest, artem arte, vires viribus eludat. Generosum pectus dissimulanter & caute praevortat pericula, & resistat fortiter, beo, scribendo per intervalla quietis tempore;

1 **extrinsecus** (Adv.): außerhalb

2 **adulatio**, -onis f.: Schmeichelei, Speichelleckerei



Quellen

Alter Boxer, junger Boxer

Vergils Entellus und Mike Tyson

Michael Lobe

Runde 1: Mike Tyson vs. Jake Paul

Am 16.11.2024 fand im AT&T Stadium in Arlington/ Texas vor 70000 Zuschauern vor Ort und 120 Millionen weltweit an den Fernsehbildschirmen ein Boxkampf statt, der medial monatelang als Kampf des Jahrhunderts beworben worden war. Er bezog seinen Reiz aus dem Umstand, dass ein 27 Jahre junger Boxer gegen den 58jährigen Champion und früher berühmten Knockout „Iron“ Mike Tyson¹ boxte, dessen letzter Profikampf fast 20 Jahre zurücklag. Kommentatoren fragten sich, ob Tyson seinen Punch über die Jahrzehnte behalten habe können oder der Jüngere kraft seiner besseren Kondition siegen würde. Aus der Perspektive der Klassischen Philologie ist dieses Ereignis insofern interessant, als es sich um eine von Anfang bis Schluss geplante Inszenierung handelt, die realistische Elemente trägt, die an Motive aus Petrons Roman *Satyricon* erinnern, und zum anderen dieselbe Alt-Jung-Konstellation aufweist, wie sie in Vergils *Äneis* dem Boxkampf des jungen Dares gegen den Veteranen Entellus zugrundeliegt; nicht zuletzt fußt die überraschende Schlusspointe des echten Kampfes auf typisch römisch-antiken Wertvorstellungen. Sollte der geneigte Leser den Verfasser mangelnder Dignität des Themas zeihen, möge dieser mit Verweis auf Georg Christoph Lichtenberg exkulpiert sein. Lichtenberg hatte in seinem Sudelbuch bemerkt: „Er las immer ‚Agamemnon‘ statt ‚angenommen‘, so sehr hatte er den Homer gelesen.“²

Runde 2: Trimalchionische Inszenierungen

Der Boxkampf ist die Urform des Kampfes, wie die Herkunft des Wortes *pugna* von *pugnus*, „Faust“ deutlich macht. Diese archaische Auseinandersetzung ‚Mann gegen Mann‘ (bzw. in der Moderne auch ‚Frau gegen Frau‘) ist naturgemäß von seiten der Kombattanten hochemotional besetzt, geht es doch ganz konkret um Sieg oder Niederlage, Preis oder Trostpreis, Ruhm oder Gesichtsverlust, Unversehrtheit oder Verletzung. Zudem eignet dem Boxkampf als Spektakel etwas Gladiatorisches – emotionalisiert durch die Identifikation der Zuschauer mit dem jeweiligen Kämpfer. So nimmt es nicht Wunder, dass diese Affektbereitschaft im Zeitalter der Massenmedien schon vor dem Aufeinandertreffen geschürt

wird – in der Regel durch verbale Provokationen der Gegner auf übertragenen Pressekonferenzen. So geschehen auch im Vorfeld des Kampfes zwischen Jake Paul und Mike Tyson. Der Jüngere verlautbarte über seinen Jahrzehnte älteren Gegner: „Ja, er ist süß. Ich fürchte keinen Mann. Also möchte ich, dass er dieser alte, wilde Mike sein wird. Er sagt, er wird mich umbringen. Ich bin bereit. Ich will diesen Killer. Ich will am Freitagabend den härtesten Kampf, den es gibt, und ich möchte, dass es nach dem Kampf keine Ausreden gibt, wenn ich ihn KO schlage.“³ Auf die Frage eines Reporters an Mike Tyson, ob er über seinen jungen Kontrahenten etwas Nettes sagen könne, schwieg dieser beredt. Zum Eklat kam es nach dem Ritual des Weigh in, des Einwiegens der Athleten, als der Jüngere respektlos wie ein Hund auf seinen Gegner zukroch und sich ihm dann groß gegenüberstellte – prompt verpasste ihm der Ältere eine schallende Ohrfeige. Ob das eine spontane Reaktion auf diese Respektlosigkeit oder zum Anheizen der Stimmung Teil der Inszenierung war, lässt sich nicht beantworten. Die Szene erinnert an eine typische Inszenierung der Trimalchiofigur auf ihrem Gastmahl: Als ein junger Sklave eine wertvolle Silberschüssel zu Boden fallen lässt, lässt der Hausherr ihm Ohrfeigen verabreichen, heißt ihn, die Schüssel aufzuheben und wieder hinzuwerfen, nur um sie dann mit dem übrigen Unrat wegfegen zu lassen. Trimalchio lässt diesen einstudierten Ablauf bei jedem Gastmahl vorführen, um seinen Reichtum und dessen Missachtung zugleich wirksam in Szene zu setzen. *Tertium comparationis* zwischen der Ohrfeige vor dem Boxkampf und der während des Gastmahls ist, dass die affektive Augenblicksreaktion körperlicher Züchtigung als glaubhaft spontan aufgefasst, aber auch als kühl kalkuliert und inszeniert gedeutet werden kann. Eine zweite trimalchionische Inszenierung fand sich beim traditionellen Einmarsch der Boxer in den Ring: Während Mike Tyson ohne Brimborium nur mit einem Handtuch behängt den Ring bestieg, ließ sich Jake Paul in einem auffällig bemalten Chevrolet mit Feuerwerk an den Ring fahren – begleitet von Phil Collins Song „In the air tonight“, dessen Zeilen er zusammen mit seinem neben ihm sitzenden Bruder Logan mitsang:

“I can feel it coming in the air tonight, oh, Lord, and I’ve been waiting for this moment, for all my life“. Auch das eine gigantische Inszenierung, die einen wahrhaft trimalchioni-

schen Charakter der Selbstentäußerung trägt: Im Medium des Liedes spiegelt sich die offenbar größte Sehnsucht Jake Pauls, sein ganzes Leben auf diesen Moment des Ruhms gewartet zu haben, um ihn in diesem Augenblick mit der gesamten Welt zu teilen. Wieder erinnert das an eine Szene der *Cena Trimalchionis*, als nämlich Trimalchio wie ein römischer Triumphator in das Triclinium fährt, wobei statt einer Quadriga vier mit Pferdegeschirr angetane Sklaven einen Handwagen ziehen, in dem sich neben dem in Purpur gekleideten Trimalchio sein als hässlich beschriebener Liebingssklave befindet. *Tertium comparationis* ist hier die Inszenierung des neuereichen Parvenüs, dessen Reichtum nicht mit Bildung und Stil Schritt halten kann. Bei Jake Paul handelt es sich um einen *content creator*, der zusammen mit seinem Bruder Logan auf der inzwischen inaktivierte Plattform *Vine* Videos produzierte und durch hohe Klickzahlen zu einer Netzberühmtheit wurde; im Gefolge dessen machte er sich auch als Schauspieler, Boxer und Unternehmer einen Namen. Ohne Zweifel handelt es sich um eine histrionische Persönlichkeit, die mit modernen Medien und Öffentlichkeitsauftritten professionell umzugehen weiß. Wenn man so will, hält Paul sich, ohne es zu wissen, an die römischen Prinzipien der *imitatio* und *aemulatio*: Sein Bruder hatte 2021 einen Showkampf gegen einen ebenfalls berühmten Boxer, Floyd Mayweather, bestritten. Jake ahmte dasselbe Genre nach, übertraf aber seinen Bruder, indem er mit Mike Tyson einen zum Mythos gewordenen Boxer als Gegner und Netflix als global übertragende Plattform gewinnen konnte – mit entsprechenden Millionenmargen für alle Teilnehmenden.

Runde 3: Der Kampf als Kontrafaktur zum vergilischen Boxmatch Dares vs. Entellus

Die wohlkalkulierten Provokationen des jüngeren Boxers Jake Paul im Vorfeld des Kampfes heizten die Stimmung an, die viele Betrachter auf einen Sieg Mike Tysons hoffen ließen, geleitet vom moralischen Empfinden und der Wunschvorstellung, dass Hochmut vor dem Fall kommen möge und die Respektlosigkeiten durch einen Knockout seitens des Älteren geahndet würde. Ebendiese Traumkonstellation findet sich in einem berühmten Passus der lateinischen Literatur: Im Rahmen der Leichenspiele für den verstorbenen Vater Anchises lässt der vergilische Aeneas auf Sizilien verschiedene Wettkämpfe stattfinden, u. a. einen Boxkampf, als dessen Preis er für den Sie-

1 Vgl. die Aussage Michael Moorers vor dem Kampf Tysons gegen Evander Holyfield: „Keiner versteht, warum Holyfield gegen Tyson kämpfen will. Wäre es nicht einfacher, sich vor einen fahrenden Zug zu stellen?“ Quelle: http://boxclub-rosenheim.de/?page_id=1409

2 Lichtenberg, Sudelbuch G, 1779–1788. [G 187]

3 <https://www.boxen1.com/jake-paul-vs-mike-tyson-letzte-pressekonferenz-zitate-fotos-und-videos-90726/>

ger einen Stier mit goldenen Hörnern auslobt.⁴ Sogleich fühlt sich der junge Trojaner Dares angesprochen und erhebt sich voller Selbstbewusstsein, denn er hatte an den Leichenspielen für Hektor den siegesgewohnten und gewaltigen Boxchampion Butes aus Bebrykien niedergestreckt. Niemand wagt sich zunächst dem jungen Wilden entgegenzustellen, und folgerichtig fordert dieser voller Selbstvertrauen von Äneas den ausgelobten Kampfpfeis. In dieser Situation spricht Acestes, der mythische Gründer ders sizilischen Stadt Segesta, seinen Landsmann Entellus an, einen alten Boxer, und versucht ihn über seinen Nationalstolz und in Erinnerung an seinen Meister, den sagenhaften sizilischen Boxer Eryx, zum Kampf zu motivieren. Anders als seine abwehrende Rede mit dem Verweis auf sein hohes Alter vermuten lässt, wirft Entellus plötzlich buchstäblich seine Handschuhe in den Ring – nicht irgendwelche, sondern diejenigen, mit denen Eryx einst gegen Herkules angetreten war und die Entellus geerbt hatte; die Dramatik der Situation wird durch den Hinweis auf die sich auf den Boxhandschuhen befindlichen Blutspuren früherer Kämpfe gesteigert. Als fairer Sportsmann bietet Entellus seinem jungen Kontrahenten die Wahl anderer Boxhandschuhe an, was Äneas als Aus- und Schiedsrichter des Kampfes annimmt. Die sich anschließende Beschreibung des Boxkampfes zeigt Vergil einmal mehr als Meister der Narrativik, der es mit jedem modernen Sportreporter an Lebendigkeit und Dynamik aufnehmen könnte – und das in wohlgesetzten Hexametern. Der Jüngere ist schnell und beweglich auf den Beinen, der Ältere steht kraft seiner Masse, gerät aber bald in schwere Atemnot. Gleichwohl schenken sich beide Boxer nichts, landen harte Körper- und Kopftreffer. Dares versucht die Deckung des Älteren wie der Angreifer einer Burgfestung zu knacken, Entellus setzt mit seiner Rechten zu einem vernichtenden Schlag an, dem der Jüngere aber ausweicht, sodass Entellus kraft der Wucht seines Schlages schwer zu Boden geht. Aufjubeln die trojanischen Anhänger ob des vermeintlichen Sieges, während Acestes seinem Landsmann beim Aufstehen hilft. Der scheinbar angeschlagene Ältere jedoch deckt nun in einer Mischung aus Zorn und Schamgefühl seinen jüngeren Kontrahenten mit einem solch fulminanten Schlaghagel ein, dass Äneas als Ringrichter dazwischengehen und den jungen Dares aus dem Kampf nehmen muss, um ihn vor einem tödlichen Knockout zu schützen – Äneas merkt, dass Entellus von der Lokalgottheit Eryx unterstützt wird. Dares wird mit schwankenden Knien, blutendem Mund und ausgeschlagenen Zähnen von seinen Gefährten davongeschleppt, während Sieger Entellus den Jungstier als Siegespreis entgegennimmt. Als Beweis seiner todbringenden Rechten



Detailaufnahme der *caestus* (Boxriemen) des Boxers vom Quirinal



Detailaufnahme der blutenden Cuts des Boxers vom Quirinal

zertrümmert er mit einem Donnerschlag Hirn und Schädel des Stieres zum staunenden Entsetzen der Trojaner und bringt das Tier als Opfer für Eryx anstelle des Dares dar. In der Fiktion des vergilischen Epos wird die Anmaßung des Jüngeren gestraft und durch das Eingreifen der Gottheit Eryx mit einem religiösen moralischen Anstrich beglaubigt und überhöht. Die traurige Realität des Kampfes Paul vs. Tyson sieht ganz anders aus: Wie bei Vergil tänzelt der jüngere Boxer behende um den Alten herum und hütet sich vor der mythischen

Schlagkraft Mike Tysons. Dieser aber gerät wie der vergilische Entellus nach der ersten Runde eines auf acht Durchgänge angesetzten Kampfes in Atemnot und übersteht den Kampf leidlich – ohne Spektakel, ohne Sensation; der Jüngere gewinnt nach Punkten. Die internationalen Pressestimmen senken den Daumen, wenn sie den Schaukampf als Schande, Desaster und Fiasko beschreiben.⁵

⁵ <https://www.eurosport.de/boxen/mike-tyson-gegen-jake-paul-internationale-pressestimmen-zum-boxkampf-des->

⁴ Verg. Aen. 5, 362–484.

Runde 4: Das überraschende Ende des Kampfes

Bemerkenswert und einzig spektakulär an diesem Kampf aber ist sein Ende: Zehn Sekunden vor Schluss, die traditionell durch mehrmaliges Klopfen auf den Ringboden akustisch angezeigt werden, nimmt der jüngere Jake Paul demonstrativ die Hände auf den Rücken, verbeugt sich vor seinem älteren Kontrahenten und streckt ihm freundlich die Rechte entgegen, bevor der Gong den Kampf offiziell beendet. In jedem echten Kampf würden die Fighter bis zum Schluss alles geben, um entweder einen Knockout zu erzielen oder auf den Zetteln der Punktrichter weitere Punkte zu sammeln. Es handelt sich also um einen inszenierten Schluss, der vom Medienprofi Jake Paul bzw. seinen Beratern wohlkalkuliert gesetzt wurde – als ostentative Ehrerbietung vor dem Älteren, als Geste des Respekts vor dem Mythos eines anderen Zeitalters. Im Ringinterview unmittelbar nach der Verkündung als Sieger lobt Jake Paul sofort seinen Gegner als Legende und dankt für die Ehre, gegen ihn antreten zu dürfen. Natürlich spielt Gott Mamon die entscheidende Rolle: Paul soll 40, Tyson 20 Millionen Dollar für das Spektakel kassiert haben. Gleichwohl scheinen hinter der immerhin bemerkenswerten Schlussvolte des Kampfes doch Relikte eines *pietas*-Denkens auf, verstanden als Respekt vor der Vätergeneration – auch wenn das Finale choreographiert ist, kann Jake Paul trotz aller trimalchionisch zu nennenden Posen immerhin eine Art Sensibilität für Respekt und Anstand attestiert werden. Jedenfalls ist der Schlussakkord das Gegenteil seiner (ebenso) inszenierten Provokationen und Respektlosigkeiten im Vorfeld des Kampfes und zugleich das offenkundige Streben, auch als moralischer Sieger in Erinnerung zu bleiben.

Runde 5: Mike Tyson in einem neulateinischen Gedicht

In einer glänzenden, in horazischer Manier gestalteten neulateinischen Ode aus dem Jahre 2002⁶ hat der österreichische Universitätslehrer und neulateinische Dichter Gerhard Allesch (alias Gerardus Alesius) den Aufstieg und Fall Mike Tysons dargestellt:

Mike Tyson 2002

*Dono deorum vivida cui data est
virtus et almo lumine quem videt
natura cunctorum creatrix
astra poli petere ille pollet.*

*Ferrum metalla ut cetera praeminet
sic duritate et robore ceteros
supra pugil Tyson – moveri
nescius et Polydeucis ictu.*

*At ipse Typhon verius hostibus
dicendus: atro turbine sic agit
terrore fractos atque cuncta
depulans rapiensque vastat.*

*Sed vera virtus postulat amplius
Orpheusque vicit Tartara, victus at
affectibus caecis suisque
dicipitur Stygio tyranno.*

*Victoriosum praecipue decet
se vincere ipsum: gloria tum veni
vere merenti vera in aevum et
dignus honor celebresque laudes.*

*Luxus sed ingens praecipitem dedit
et impotens vis consilii modique
ignara Tysonem neque inde
belliger Arcadius pepercit.*

*Euandriam post perniciem manet
ut dura cautes quam moveant nihil
ferrumque typhonque ille Lennox
maxima pars pugilationis.*

*Fortasse et illi fit propius dies
qua tendat imo pulvere brachia
ni vela constringat secunda
mox doceatque modum tenere.⁷*

Die acht Strophen lassen eine klare Struktur erkennen, die in kunstvoller Gestaltung das Auf und Ab, ja das Lebensdrama des US-Boxers abbilden: In den ersten drei Strophen werden in einer Art Aufwärtsbewegung das Talent und die Unbesiegbarkeit Tysons geschildert. Die beiden zentralen Strophen 4 und 5 fungieren mit ihrer Thematisierung von *vera virtus* und *gloria vera* als Peripetie, während die letzten drei Strophen in einer katastrophischen Abwärtsbewegung den schweren Fall Tysons nachzeichnen. Im Einzelnen:

Strophe 1 setzt ein mit der allgemeingültigen These, dass der mit dem Göttergeschenk (*Dono deorum*) des Talents Gesegnete das Potential zu einem Ruhm hat, der bis an die Sterne reicht (*astra poli petere ille pollet*). Dieser in schöner Alliteration umschriebene Katasterismos erinnert an den letzten Vers des ersten Ode des Horaz *sublimi feriam sidera vertice*.⁸

Strophe 2 konkretisiert die erste Strophe und wartet mit einem ersten Vergleich auf: Wie Eisen (*ferrum*) andere Metalle an Härte übertrifft, so Mike Tyson die übrigen Boxer – eine witzige Anspielung auf Tysons Spitznamen ‚Iron Mike‘. Nicht einmal die Schlagkraft des mythischen Dioskuren und sagenhaften Boxers Polydeukes (Pollux) könnte ihm etwas anhaben. Strophe 3 liefert einen zweiten Vergleich: Ty-



Mike Tyson

son wird in hübscher Namensallusion mit Typhon verglichen, dem monströsen Ungeheuer der griechischen Mythologie, das durch seine taifunartige Gewalt (*atro turbine*) Chaos und Zerstörung bringt. Der Vergleich beschreibt Tysons furchterregende, zerstörerische Kraft im Ring, die seine Gegner in Angst und Schrecken versetzt.

Strophe 4 thematisiert den Umschwung in einem dritten Vergleich: Wie der mythische Dichter und Musiker Orpheus zwar dank seines Talents die Unterwelt bezwingen konnte, seine Geliebte Eurydike aber durch Zurückschauen und affektbedingtes Übertreten der Regeln des Tartarus verlor, ganz ähnlich

⁹ Vgl. Wikipedia s.v. Typhon: „Typhon kommt in der griechischen Mythologie die Rolle des Vaters der warmen und gefährlichen Winde zu. Dies steht in Verbindung zum griechischen τυφειν týphein, deutsch ‚rauchen‘, von dem sich das Wort τυφών typhōn wahrscheinlich ableitet, ebenso wie das persische طوفان Tūfān, deutsch ‚Sturm‘. Die Araber erweiterten diesen Begriff um die tropischen Wirbelstürme im Indischen Ozean, woraus sich wahrscheinlich der heutige Begriff Taifun ableitet.“ [https://de.wikipedia.org/wiki/Typhon_\(Mythologie\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Typhon_(Mythologie))

⁷ Gerardus Alesius, ODAE XLV, Edition Praesens, Vindobonae MMV, Oda XXVI.

⁸ Hor. c. 1, 1, 36

jahres-der-schlimmste-kampf-aller-zeiten_sto20054586/story.shtml

⁶ Den Hinweis auf diese Ode verdanke ich Peter Glatz.



Reliefplatte mit Darstellung zweier Faustkämpfer; ausgestellt in den Vatikanischen Museen

scheitert Tyson an seinen inneren Schwächen (*affectibus caecis*) – es fehlt ihm an *vera virtus*, wie Horaz sie versteht: *Virtus est vitium fugere et sapientia prima/ stultitia caruisse*.¹⁰

Strophe 5 postuliert, dass wahre Größe in der Selbstbeherrschung liegt (*Victoriosum praecipue decet se vincere ipsum*). Wahrer Ruhm (*gloria vera*) kommt nur dem zu, der nicht nur seine Gegner, sondern auch seine eigenen Schwächen zu überwinden in der Lage ist.

Strophe 6 leitet zum konkreten Karriereknick Tysons über: Übertriebenes Wohlleben (*luxus ingens*) und Maßlosigkeit (*impotens vis consilii modique ignara*) werden in ihrer Hybris bestraft. Mit dem Gegner Arcadius wird auf Vergils arkadischen König Euander angespielt, hinter dem sich der US-Boxchampion Evander Holyfield verbirgt, der Tyson 1996 und 1997 besiegte – ein Wendepunkt in Tysons Karriere.

Strophe 7: Mit dem britischen Schwergewichtsboxer Lennox Lewis wartet die nächste Niederlage, gar ein Knockout, auf Mike Tyson im Jahre 2002 – seine in den Strophen 2 und 3 apostrophierten eisen- und typhongleichen Qualitäten (*ferrumque typhonque*) nutzen ihm nichts mehr.

Strophe 8: Die Schlußstrophe endet mit einem leisen Hoffnungsschimmer (*fortasse*) und knüpft nach Art einer Ringkomposition an die Eingangsstrophe an: Auf dem Boden liegend (*imo pulvere*) kann Tyson sich wieder nach

oben bewegen (*tendat ... braccia*), wenn er Mäßigung und Selbstkontrolle übt. Die nautische Metapher des Einziehens windgeblähter Segel (*vela constringat secunda*) als Symbol des Maßhaltens (*modum tenere*) erinnert an Ode 2, 10 des Horaz, die das philosophische Konzept der *aurea mediocritas* in ebendieser Seefahrts-metapher schildert:

*Rectius vives, Licini, neque altum
semper urgendo neque, dum procellas
cautus horrescis, nimium premendo
litus iniquum*.¹¹

Runde 6: Der Boxkampf als Politikum und als politische Meaatapher

Der Medienprofi Jake Paul nutzte das Interview im Ring unmittelbar nach seinem Sieg auch dazu, um sich an seine Landsleute zu wenden: Es gehe nicht um ihn, sondern die wahren Helden der USA, die er der Reihe nach aufzählte: Soldaten, Ärzte, Krankenschwestern, Polizisten, Feuerwehrleute, Farmer und LKW-Fahrer – „all the people that make the world go round“ – verbunden mit dem Nationalstolz, selbst ein Teil Amerikas zu sein. Diese persönliche Bescheidenheit suggerierende und populistisch-patriotische Rede würde man am ehesten bei einem Politiker vermuten, und tatsächlich wird der Boxsport wohl wegen seiner einfachen Archaik und Aufladbarkeit seit je von Politikern geschätzt. Der kaiserzeitliche Biograph Sueton etwa weiß zu berichten, dass Kaiser Augustus v. a. italischen und professionell nach Regeln kämpfenden Boxern gerne



The weigh-in for Louis vs. Schmeling, 1938.

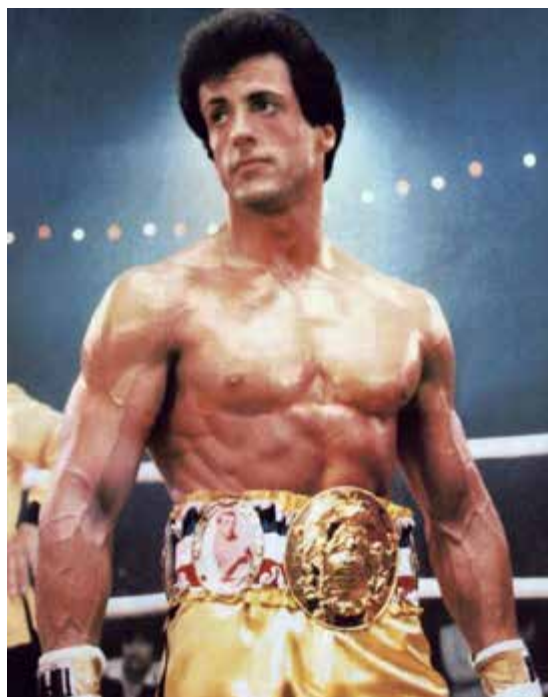
zusah, aber sich auch an improvisierten Straßenschlägereien delectierte.¹² Durchaus denkbar ist, dass Vergil um diese Leidenschaft des Kaisers wusste und ihm auch mit der dramatischen Schilderung des Boxkampfes im fünften Äneisbuch seine Reverenz erwies. Boxkämpfe im Zeitalter moderner Massenmedien werden häufig politisch aufgeladen – man denke nur an den Boxkampf des deutschen Schwergewichtsweltmeisters Max Schmeling gegen den US-Boxer Joe Louis, den ein Kampfblatt der SS propagandistisch ausschaltete: „In den Seilen wurde mehr als nur ein Boxkampf ausgetragen, hier standen einander Schwarz und Weiß gegenüber und alle Feinde des neuen Deutschlands, gleich welcher Hautfarbe, sie rechneten mit dem brutalen Niederschlag des Deutschen.“¹³ Oder man denke an die berühmte „Rocky“-Serie des US-Schauspielers Sylvester Stallone, der in der Zeit des Ost-West

¹² Sueton, Augustus, 45, 2: *Spectavit autem studiosissime pugiles et maxime Latinos, non legitimos atque ordinarios modo, quos etiam committere cum Graecis solebat, sed et catervarios oppidanos inter angustias vicorum pugnantis temere ac sine arte*.

¹³ <https://www.wienerzeitung.at/h/mehr-als-ein-faustkampf>

¹⁰ Hor. ep. 1, 1, 40f.

¹¹ Hor. c. 2, 10, 1–4



Filmkämpfer Ivan Drago und Rocky Balboa aus Sylvester Stallones „Rocky IV“ von 1985

Konfliktes die weltanschaulichen Systeme in Form des US-Kämpfers Rocky Balboa gegen den Russen Ivan Drago aufeinandertreffen ließ. Das metaphorische Potential des Boxsports funktioniert aber auch umgekehrt: Politiker geben sich selbst als Boxer aus, um den Ruch aggressiver Männlichkeit und Durchsetzungsvermögens auf sich zu übertragen; so in jüngster Zeit der französische Präsident Emanuel Macron, der sich in stark stilisierten Schwarz-Weiß-Fotos im März des Jahres 2024 als Boxer darstellen ließ. Philippe Moreau-Chevrolet, Professor für politische Kommunikation an der Universität Sciences Po Paris, versucht eine Erklärung: Boxen sei ein Sport mit einer Form von Gewalt, „aber mit Regeln, genauso wie die Politik“. ¹⁴ Im April desselben Jahres ließ sich der österreichische Bundeskanzler und Hobbyboxer Karl Nehammer anlässlich eines Besuches in Paris mit Macron und den als Gastgeschenk mitgebrachten Boxhandschuhen ablichten. ¹⁵

Runde 7: Die Faszination des Boxens. Anthropologische Konstanten

Die US-Schriftstellerin Joyce Carol Oates (geboren 1938) schrieb 1987 einen Essay mit dem Titel ‚On boxing‘, in dem sie über den Boxsport reflektiert; ihr Zugang ist die nostalgische Rückerinnerung an die Kämpfe, auf die sie ihr boxbegeisterter Vater als Kind mitgenommen hatte. ¹⁶ Sie konstatiert die zwischen Abstoßung und Faszination changierende Ambivalenz des

¹⁴ <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/ausland/emmanuel-macron-boxen-foto-russland-putin-ukraine-100.html>
¹⁵ <https://kurier.at/politik/ausland/nehhammer-macron-boxen-frankreich-oesterreich/402844315>
¹⁶ <https://archive.nytimes.com/www.nytimes.com/books/98/07/05/specials/oates-boxing.html>

Boxens: „In solchen Momenten denkt man: Was passiert hier? Warum sind wir hier? Was bedeutet das? Kann das nicht gestoppt werden? ... Und doch geben wir das Boxen nicht auf, so einfach ist das nicht. Vielleicht ist es wie das Kosten von Blut. Oder, etwas diskreter ausgedrückt: Die Vermischung von Liebe und Hass ist mächtiger als Liebe. Oder Hass.“ ¹⁷ An anderer Stelle macht sie deutlich, dass der moderne Mensch sich keinerlei Illusion über eine etwaige evolutionäre Fortentwicklung weg vom alten Adam machen sollte, indem sie an die Affektgleichheit zwischen modernem Boxevent und antiker Gladiatorenarena erinnert: „denn obwohl der Instinkt zu kämpfen und zu töten sicherlich durch den persönlichen Mut eingeschränkt wird, ist der Instinkt, anderen beim Kämpfen und Töten zuzusehen, offensichtlich angeboren. Wenn der Boxfan schreit: ‚Töte ihn! Töte ihn!‘, verrät er keine besondere Pathologie oder Eigenart, sondern bekräftigt sein gemeinsames Menschsein und seine Verwandtschaft, so entfernt sie auch sein mag, mit den Tausenden und Abertausenden von Zuschauern, die sich in den römischen Amphitheatern drängten, um Gladiatoren bis zum Tod kämpfen zu sehen.“ ¹⁸

¹⁷ At such times one thinks: What is happening? Why are we here? What does this mean? Can't this be stopped? ... Yet we don't give up on boxing, it isn't that easy. Perhaps it's like tasting blood. Or, more discreetly put, love commingled with hate is more powerful than love. Or hate.“ Quelle: <https://www.goodreads.com/work/quotes/1813285-on-boxing>
¹⁸ „for, though the instinct to fight and to kill is surely qualified by one's personal courage, the instinct to watch others fight and kill is evidently inborn. When the boxing fan shouts, 'Kill him! Kill him!' he is betraying no peculiar pathology or quirk but asserting his common humanity and his kinship, however distant, with the thousands upon



Präsident Emanuele Macron als Boxer



Karl Nehammer auf Staatsbesuch

Runde 8: „Zugleich aus dem Leben gegriffen und zugleich typisch – das ist die höchste Kunst“

Diese Aussage von Christian Morgenstern beschreibt die Fähigkeit des Künstlers, das Individuelle so darzustellen, dass es eine allgemeingültige Wahrheit oder Erfahrung spiegelt. Die „höchste Kunst“ besteht demnach darin, Werke zu schaffen, die gleichermaßen authentisch und lebensnah wie typisch und universell sind – sie transzendieren das rein Persönliche oder Einzelne, indem sie archetypische und allgemeingültige Aspekte des Menschseins offenbaren.

Ohne Zweifel besteht darin die Meisterschaft der antiken Autoren und Bildkünstler: Pralles Leben in ewig gültige Formen zu gießen, wie Vergil es als lebendiger und packender Erzähler eines fiktiven, aber höchst realistisch anmutenden Boxkampfes geleistet hat, ebenso wie der unbekannte Erschaffer der Bronzestatue des sog. Faustkämpfers vom Quirinal, den R. R. R. Smith als verallgemeinernde Darstellung, als Urbild eines namentlich nicht benennbaren Faustkämpfers deutet, dem bewusst individuelle Züge fehlen. ¹⁹ ■

thousands of spectators who crowded into the Roman amphitheaters to see gladiators fight to the death.“ Quelle: <https://www.goodreads.com/work/quotes/1813285-on-boxing>

¹⁹ R. R. R. Smith: Hellenistic Sculpture. A Handbook, London 1991, S. 54: “Yet it is not a true portrait. As in the Artemision Jockey, this is genre realism. Individuality is removed in favour of a concentrated generic expression, whose effect is to reduce his character to ‘boxer’ and nothing more.”

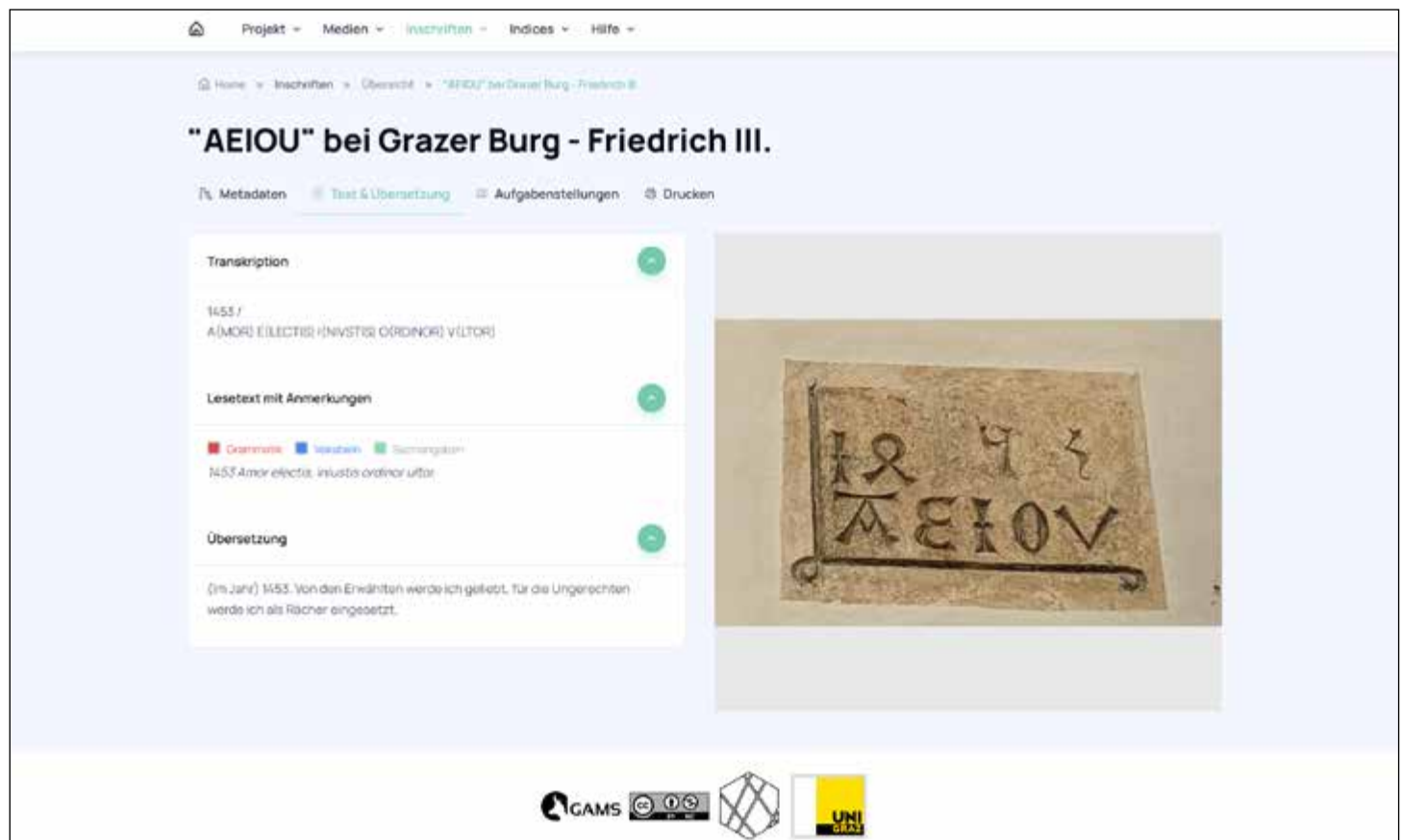


Der Faustkämpfer vom Quirinal: Griechische Statue eines Faustkämpfers aus dem 4. Jh. v. Chr.

Die Macht der Buchstaben. Wie die Schrift die antike Welt revolutionierte

1. Grazer Antiketag 2024

Ursula Gärtner, Marcel Humar, Margit Linder, Philipp Raffael Pfeifer, Peter Scherrer, Hedwig Schmalzgruber



Projekthomepage LIDAL, Inschrift bei der Grazer Burg, © LIDAL

Am 18.10.2024 fand an der Universität Graz zum ersten Mal der „Grazer Antiketag“ statt. Vorausgegangen waren seit 2016 die „Grazer Lateintage“. Importiert hatte das Format die damals neu berufene Professorin für Klassische Philologie, Ursula Gärtner, aus ihrer vorigen Wirkungsstätte in Potsdam. Ziel der Veranstaltung ist, Schüler:innen durch Vorlesungen und Schnupperseminare Einblicke in universitäres Forschen zu geben und Lehrer:innen Weiterbildungsangebote zu machen; jedes Jahr steht die Veranstaltung unter einem speziellen Thema. Seit 2024 wurde das Konzept thematisch auf die gesamte Antike erweitert, sodass das Angebot neben Latein und Griechisch auch Alte Geschichte, Archäologie und Kulturen des frühen östlichen Mittelmeerraums umfasst. Dies spiegelt die enge Zusammenarbeit am Institut für Antike wider.

Übergeordnetes Thema war 2024 „Die Macht der Buchstaben. Wie die Schrift die antike

Welt revolutionierte“. Die von der Vizerektorin für Lehre der Universität Graz großzügig geförderte Veranstaltung war mit über 120 Teilnehmer:innen sehr gut besucht.

Nach einer Begrüßung auf Latein erläuterte Ursula Gärtner Ziel und Konzept der Veranstaltung. Anschließend stellte Frau Dr. Hedwig Schmalzgruber, Mitarbeiterin im Projekt „LIDAL“, dieses am Institut für Antike angesiedelte Projekt kurz vor. Die Abkürzung „LIDAL“ steht für „Lateinische Inschriften für digitales und außerschulisches Lernen“. Das von Ursula Gärtner eingeworbene und geleitete „Sparkling Science“-Projekt wird vom Österreichischen Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung gefördert und läuft von September 2022 bis August 2025. Die Projektpartner, zu denen auch die Universität Potsdam in Brandenburg (Deutschland) gehört, verfolgen drei Hauptziele: 1. Lateinische Inschriften von der Antike bis in die Gegenwart – vor allem in der Steiermark

und in Brandenburg – werden unter Einbeziehung einer breiten Öffentlichkeit gesammelt, wobei ein aktueller „Citizen Science“-Ansatz verfolgt wird.

2. Sämtliche Inschriften werden editorisch aufbereitet und kontextualisiert und auf einem Webportal frei zugänglich gemacht. Ein beträchtlicher Teil der Inschriften wird in Zusammenarbeit mit Studierenden und Schüler:innen an Grazer und Potsdamer Gymnasien auch fachdidaktisch aufbereitet, so dass digitale Ressourcen für den schulischen und außerschulischen Latein- und Geschichtsunterricht und zum Selbstlernen entstehen. 3. Einzelne Aspekte des Projekts sollen empirisch ausgewertet werden, z. B. der Nutzen des Einsatzes lateinischer Inschriften im Schulunterricht.

Die Projektpräsentation stieß beim Publikum auf großes Interesse, zumal einige der anwesenden Schulklassen selbst am Projekt beteiligt waren.



Prof. Gärtner bei der ersten Vorlesung, © LIDAL

Die Vorlesungen

„Da gab er ihm unheilvolle Zeichen in eine Tafel geritzt!“ – Von den Anfängen der Schrift in der Antike zum Buch

Univ.-Prof. Dr. Ursula Gärtner (Graz)

In der ersten Vorlesung wurde ein weiterer Überblick von den Anfängen der Schrift bis zum Buch gegeben. Als Einstieg dienten Überlegungen zum Zitat aus dem Titel. Ungekürzt liest man es in Homers *Ilias* 6, 168–9:

πόρεν δ' ὃ γε σήματα λυγρὰ / γράψας ἐν
πίνακι πτυκτῶ θυμοφθόρα πολλά.

Da gab er ihm unheilvolle Zeichen, nachdem er sie auf eine zusammengelegte Tafel geritzt hatte, todbringende viele.

In der ca. 730 v. Chr. verfassten *Ilias* erzählt Homer einen Ausschnitt aus dem letzten Jahr im Kampf um Troia. Das 6. Buch handelt von Kämpfen vor der Stadt; dabei unterhalten sich zwei Gegner, Glaukos und Diomedes, vor ihrem Zweikampf und erkundigen sich nach ihrer Herkunft. Glaukos erzählt diese sehr ausführlich; u. a. erfährt man eine Geschichte, die ein Motiv bringt, das man aus dem Alten Testament kennt (Frau des Potiphar/Josef): Eine verheiratete Frau verliebt sich in einen anderen Mann, der lässt sich aber nicht verführen, sie schwärzt ihn dann fälschlich bei ihrem Ehemann an, der sinnt dem vermeintlichen Nebenbuhler Verderben. In Glaukos' Erzählung schickt der Ehemann den (zu Unrecht beschuldigten) Vorfahr des Glaukos, Bellerophon, zu seinem Schwiegervater, Herrscher in einem anderen Land. Und nun folgt das Zitat. Bellerophon soll diese Zeichen seinem Schwiegervater zeigen. Die Folge ist: Der Schwiegervater sieht die bösen Zeichen und lässt den Helden schwierige Aufgaben erfüllen, in der Hoffnung, dass der dabei stirbt; dieser bewältigt aber alles mit Bravour, der Herrscher erkennt darin die göttliche Abstammung, lässt ihn am Leben und gibt ihm sogar seine Tochter zur Frau. Der Plan mit den Zeichen ist also schiefgelaufen.

Warum ist dies so interessant? In der Forschung zu Homer war lange und ist auch heute noch umstritten, ob hier ein Dichter *ein* langes Epos (24 Bücher; fast 16.000 Verse) *schriftlich* verfasste oder ob das nur eine lange mündliche Erzähltradition widerspiegelt, in der Sänger einen bekannten uralten Stoff immer improvisierend vortrugen und die erst sehr viel später schriftlich aufgezeichnet wurde.

Die Schrift wurde von den Griechen um 800 v. Chr. von den Phöniziern übernommen; eine ältere Schrift, die sogenannte „Linear B“ aus dem 15.–12. Jh. v. Chr. war offensichtlich in Vergessenheit geraten. Recht wahrscheinlich ist, dass Homer am Wechsel von Mündlichkeit zur Schriftlichkeit anzusetzen ist; er kennt die Schrift, steht aber noch in der mündlichen Tradition, d. h. es sind mündliche Erzählelemente zu finden (typische Verse, Szenen, Beiwörter etc.). Umgekehrt machen die kunstvolle Gestaltung bis ins kleinste Detail, die langen Querverweise u. ä. eine schriftliche Konzeption wahrscheinlich.

Die hier zitierten Verse lassen also vermuten, dass Homer selbst mit der Schrift vertraut war, dass er aber wusste, dass in der Zeit des Mythos die Helden keine Schrift kannten. Da er nun auf das Motiv nicht verzichten, einen Anachronismus aber verhindern wollte, sprach er archaisierend und verdunkelnd von „unheilvollen, todbringenden Zeichen“. Wie man sich das vorzustellen hat, bleibt offen – wie einen Comic?

In unserem Zusammenhang ist festzuhalten, dass die Erfindung der Schrift die Dichtung revolutioniert: Aus mündlicher Improvisation wurde eine lange, kunstvoll durchgefeilte Dichtkunst mit langen Querverweisen, Ringkompositionen etc.

1. Das Beschreibmaterial

1.1 Wachstäfelchen

Für Notizen wurden im Alltag Wachstäfelchen (*tabulae ceratae*) verwendet, d. h. Holztäfelchen, die mit Wachs beschichtet waren, in das

man mit einem Griffel Zeichen einritzen konnte. Sie waren wiederverwendbar, da sich das Wachs wieder glätten ließ. Einsetzbar waren sie auch für Briefe, z. B. für rasche Benachrichtigungen innerhalb von Rom, da sie zur Antwort geglättet, neu beschrieben und wieder zurückgesendet werden konnten. Das findet sich auch in der Literatur widergespiegelt: So gibt z. B. Ovid im 1. Jh. v. Chr. in einem Lehrgedicht über die Liebe den Frauen folgenden Rat: Für Briefe an einen Geliebten sollten sie solche Wachstäfelchen verwenden (*ars* 3, 469):

*Verba vadam temptent abiegnis scripta
tabellis.*

Die Worte sollen den Weg versuchen, nachdem sie auf Täfelchen aus Tannenholz geschrieben sind.

Ovid lehrt hier die Frauen, ihre Ehemänner zu betrügen, sich aber nicht ertappen zu lassen. Daher sollen sie die Briefe entweder von Sklavin oder Sklaven schreiben lassen, damit die Handschrift nicht erkannt wird, oder selbst verschiedene Handschriften lernen bzw. vorstellen. Das wichtigste aber ist (3, 495–6):

*Nec nisi deletis tutum rescribere ceris, / ne
teneat geminas una tabella manus.*

Und nicht ist es sicher zurückzuschreiben, außer nachdem das Wachs wieder geglättet ist, damit nicht ein Täfelchen zwei Handschriften festhält.

Dies sei hier angeführt als Beispiel für die Erwähnung von Täfelchen in der Dichtung. Doch welche Bedeutung hatten sie für die Literatur?

Catull, ein lateinischer Dichter aus 1. Jh. v. Chr., der vor allem durch seine Gedichte an Lesbia bekannt ist, schreibt über das Dichten (50, 1–6):

*Hesterno, Licini, die otiosi
multum lusimus in tuis tabellis,
ut convenerat esse delicatos:
scribens versiculos uterque nostrum
ludebat numero modo hoc modo illoc,
reddens mutua per iocum atque vinum.*

Licinius [sein Freund], am gestrigen Tag hatten wir Zeit und dichteten spielerisch viel auf deinen Täfelchen, feinsinnig, wie es ausgemacht war. Wir beide schrieben Verslein und spielten bald in diesem, bald in jenem Versmaß und wechselten uns ab bei Scherz und Wein.

Das Gedicht gibt sich als Brief an seinen Freund (vielleicht auch auf einem Wachstäfelchen). Im Brief wird das wechselseitige Schreiben auf den Täfelchen erwähnt. Hier können wir also einen zweiten Aspekt festhalten, wie Schrift und Schreibmaterial die Dichtung beeinflussten: Täfelchen wurden zum Konzipie-

ren von Dichtung verwendet; man skizzierte erst einmal einen Entwurf, der noch verbessert werden konnte.

1.2 Papyrus

Als dauerhafterer Beschreibstoff diente der Papyrus (*papyrus*, -i, f.), dessen stärkehaltige Fasern rechtwinklig aufeinandergelegt wurden. Da dieses Material brüchig und daher nicht zum Knicken geeignet war, entwickelte sich als Buchform die Buchrolle, die 6–10 m lang sein konnte. Sie wurde aufgrund der faserigen Oberfläche i. d. R. nur auf der horizontalen Innenseite beschrieben, d. h. quer zur Länge, und zwar in Kolumnen mit gleicher Zeilenzahl (ca. 25–45 Zeilen ohne Worttrennung). Von vielen Werken haben wir nur Papyrusfragmente erhalten, da das Material empfindlich war und zudem Papyri von Werken, die man später nicht mehr schätzte, als Einwickelstoff benutzt wurden, z. B. für Mumien.

Ab dem 7. Jh. v. Chr. wurde Papyrus verbreitet als Schreibstoff benutzt, ab dem 5. Jh. finden wir Vervielfältigungen; ab dem 4. Jh. setzen weitere Revolutionierungen ein:

1. etwa die Verlegertätigkeit, denn mit Literatur ließ sich Geld verdienen;
2. die Archivierung, so wurden z. B. in Athen Exemplare der Werke der großen Tragödiendichter offiziell verwahrt;
3. die Auswahl: Da das Material sehr teuer war, musste man überlegen, was man auswählte; dies führte wiederum zum Verlust anderer Schriften. D. h. Schrift und Material beeinflussen Auswahl und Überlieferung von Literatur.

1.3 Pergament

Pergament ist geglättetes Leder. Der Vorteil als Beschreibstoff ist, dass es viel haltbarer, beidseitig beschreibbar und vor allem faltbar ist. Es entwickelte sich daher die Buchform (*codex*), wie wir sie auch heute noch kennen. Der Wechsel von der Buchrolle zum *Codex*, der ab dem 4. Jh. n. Chr. überwiegt, hatte zwei wichtige Folgen. Denn auch dieses Material war sehr teuer:

1. Man überlegte sich genau, welche Texte man vom Papyrus auf Pergament übertrug. In Folge gingen viele Texte, die man nicht mehr interessant fand, verloren. Werke z. B. von Sappho, Aristoteles oder Cicero, die für uns heute höchst interessant wären, waren dies für Zeitgenossen im 4. Jh. n. Chr. offenbar nicht oder sogar anrüchig. Der Materialwechsel beeinflusst also die Auswahl der Überlieferung.
2. Dieses Material konnte man wiederverwenden, indem man die erste Schrift abschabte und überschrieb (Palimpsest). Mit moderner Technik lassen sich die primären Texte heute wieder lesbar machen. So ist uns Ciceros berühmte Schrift über den Staat nur auf diese Weise fragmentarisch überliefert.

1.4 Papier

Das Papier gelangte im 11.–13. Jh. n. Chr. nach Europa und führte zur Erfindung des Buchdrucks (Gutenberg 1440). Folge war eine explosionsartige Entwicklung des Buchmarktes.

Soviel zur Entwicklung und Bedeutung des Beschreibmaterials. Hier wurde schon auf die Bedeutung für das Verfassen wie auch die Überlieferung von Literatur verwiesen. Erwähnt werden sollte noch, dass sich auch das Leseverhalten ändert, denn in einem Buch, in dem man vor- und zurückblättern kann, schreibt und liest man ganz anders als in einer Rolle, in der das kaum möglich ist.

2. Die Schrift

Im Folgenden wurde ein Überblick über die Entwicklung der Schrift gegeben, der hier nur gerafft skizziert ist.

2.1 Griechische Schrift

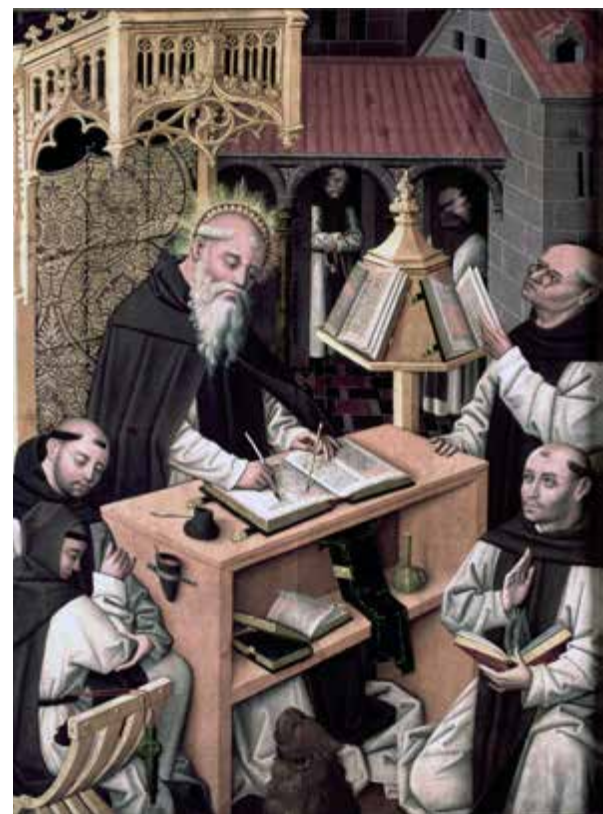
Im 9. Jh., spätestens um 800 v. Chr. übernahmen die Griechen das Alphabet von den Phönikiern und ergänzten die Konsonantenschrift um Vokale. Um 400 v. Chr. entstand das Milesische Alphabet, eine Großbuchstabenschrift (Majuskel), die auf Inschriften erhalten ist. Ab dem 3. Jh. v. Chr. finden wir als Buchrollenschrift eine Majuskelschrift, die als Unziale bezeichnet wird. Um 800 n. Chr. entwickelt sich eine neue Schrift mit Kleinbuchstaben (Minuskel). Ab dem 14. Jh. n. Chr. finden wir die sogenannte Humanistenschrift: eine Minuskelschrift, die klar lesbar ist und zur Vorlage für den Buchdruck wird.

2.2 Lateinische Schrift

Für Inschriften diente in der römischen Antike die *Capitalis Quadrata*, eine prächtige Majuskelschrift. Als Buchschrift nutzte man bis ins 4. Jh. n. Chr. eine schlankere Majuskelschrift, die *Capitalis Rustica*. Zeitgleich mit dem Wechsel von Papyrus zu Pergament erfolgte der Wechsel zur runden Majuskel, der Unziale, ab dem 4. Jh. n. Chr. Im Zusammenhang mit der Schulreform Karls des Großen, der Karolingischen Renaissance, wurde die Karolingische Minuskel entwickelt. Ab dem 12. Jh. n. Chr. entstand eine weitere Minuskelschrift, die Gotische Textura, die der Ästhetik der Zeit entsprach, aber schwer lesbar ist. Ab dem 15. Jh. setzte sich die Humanistenschrift durch, die Grundlage für den Buchdruck wurde.

3. Überlieferung

Auf die Bedeutung der Überlieferung wurde nur kurz eingegangen, da dies Gegenstand eines der Schnupperseminare war (s. Seite 50). Oben wurde schon darauf verwiesen, dass sich bereits in der Antike ein Verlegerwesen entwickelte. Die Vervielfältigung durch das Abschreiben per Hand war langsam und teuer; im Mittelalter wurden die Klöster zu Zentren der Literatursammlung und -vervielfältigung.



Meister von Parral, Der heilige Hieronymus in seinem Arbeitszimmer, 1480–1490

Dabei wurde aber immer wieder eine Auswahl getroffen, sodass der Rest verloren ging. Zudem schlichen sich in die Texte durch das Abschreiben unabsichtliche oder gar absichtliche Fehler ein, die die Texte bis heute verändern.

4. Zusammenfassung

Inwiefern revolutionierte die Schrift die Welt? Es wurde auf folgende Aspekte verwiesen:

1. Die Erfindung der Schrift verändert das Verfassen von Literatur.
2. Buchform und Material beeinflussten die Literatur, und zwar sowohl das Verfassen wie das Lesen derselben.
3. Der Wechsel von einem Schreibmaterial zum anderen bewirken eine Auswahl von Werken und damit auch den Verlust von anderen. Hier wurde der Weg zum Buch skizziert. Im Laufe der Zeit wurde aber das Buch selbst auch zum literarischen Kunstwerk: Dichter verfassten nicht nur durchgefeilte Gedichte, sondern ordneten diese in ihrem Buch auch in kunstvoller Weise an. Insbesondere beim Lesen in einer Buchrolle ist dies wichtig, denn man musste das in dieser Reihenfolge lesen. Das Buch kann dann auch ein Eigenleben entwickeln: Es wird zu einer Person, die man auf Reisen schickt, wie wir es bei Martial im 1. Jh. n. Chr. lesen (1, 70, 1):

Vade salutatum pro me, liber: ire iuberis

Gehe, um zu grüßen an meiner Stelle, mein Buch, dir wird befohlen zu gehen.

Beschriftete archäologische Denkmäler.
Nicht immer so einfach, wie es aussieht: von
Tempelinschriften, Fluchtäfelchen, Schmuck
mit Liebesgedichten und vielem mehr
 Univ.-Prof. Dr. Peter Scherrer (Graz)

Im 8. Jh. v. Chr. begann sich, etwa gleichzeitig mit der Entstehung der Ilias, in der hellenischen Welt langsam der Gebrauch der Alphabetschrift durchzusetzen, allerdings noch nicht für Literatur, sondern vorerst in Form von Beschriftungen von Gegenständen. Die in Rom und seinem Umland verwendete lateinische Sprache nahm diese Gewohnheit erst etwa ein halbes Jahrhundert später auf. In dieser kurzen Darstellung der Epigraphik, der Wissenschaft von Inschriften, werden wir ausschließlich Beispiele aus dem lateinischen Bereich der Antike vorstellen. Inschriften konnten rechts- oder linksläufig oder abwechselnd in den aufeinanderfolgenden Zeilen rechts- und linksläufig geschrieben werden. Letzteres wird in der Fachterminologie als Bustrophedon (wie der Ochse pflügt) bezeichnet. Wir bringen in dieser Zusammenfassung nur einige wenige bedeutende bzw. markante Inschriftenbeispiele.

Die älteste bekannte lateinische Inschrift (Ende 8. Jh. oder eher 1. Hälfte 7. Jh. v. Chr.) befindet sich auf einer goldenen Fibel (Gewandspange), der jetzt im Vatikanischen Museum befindlichen *fibula Praenestina* (aus dem heutigen Palestrina); sie wurde bereits 1887 erstmals publiziert und 1980 als Fälschung bezeichnet. Nach neuesten chemischen Materialuntersuchungen ist die Schrift aber antik eingeritzt worden. Genannt werden Hersteller und Besitzer.

Originalinschrift in archaischem Latein:
 MANIOS MED: FHE:PHAKED: NVMASIOI
Manius me fecit Numerio

Manius hat mich für Numerius gemacht.

Antike Inschriften sind grundsätzlich in Großbuchstaben (Majuskel) geschrieben, allerdings treten in der alltäglich verwendeten Schreibschrift auf Papyrus oder (meist hölzernen) Schreiftäfelchen mit Wachsauflage (*tabulae ceratae*) oder bei Graffiti, also handschriftlichen, eingeritzten Notizen – z. B. auf verputzten Wänden sowie Ton- oder Metallgefäßen –, schon im 3. Jh. v. Chr. gelegentlich auch (einzelne) Kleinbuchstaben (Minuskel) auf. In der Epigraphik werden Inschriften bei Publikationen immer in ihrer erhaltenen Form sowie parallel dazu in Minuskelumschrift mit Ergänzungen von fehlenden Teilen, Auflösungen von Abkürzungen etc. wiedergegeben. Dafür wird ein internationaler Standard, das Leidener System verwendet, in dem genau festgelegt ist, mit welcher Art von Klammern und anderen Zeichen Fehlstellen, Ergänzungen, Fehlerausbesserungen etc. zu markieren sind. Die wichtigsten Hilfsmittel dabei sind:

- (...) Ergänzung nicht geschriebener Buchstaben
- [...] Ergänzung nicht mehr vorhandener Buchstaben
- {...} Tilgung überflüssiger bzw. Korrektur falscher Buchstaben
- [[...]] Antike Rasur (absichtlich abgemeißelte Buchstaben)
- / Zeilenumbruch
- // Neue Beschriftungsfläche oder Seite
- . fehlender Buchstabe (.. für 2, ... für 3 etc.)
- - - unbekannte Anzahl fehlender Buchstaben (bei Beschädigungen)

Wir machen einen Sprung von den Anfängen Roms in die hohe Kaiserzeit. Eine scheinbar ganz eindeutige Inschrift, die Sinneinheiten bzw. Wörter sind sogar durch Punkte getrennt, befindet sich als Bauurkunde auf dem Pantheon in Rom:

M.AGRIPPA.L.F.COS.TERTIVM.FECIT
M(arcus) Agrippa L(uci) f(ilius) co(n)s(ul)
tertium fecit

Marcus Agrippa, Sohn des Lucius, dreimaliger
Konsul, hat (es) gemacht (= erbauen lassen).

Tatsächlich stammt das Bauwerk mit der riesigen Kuppel aus der Zeit Hadrians (117–38) und ersetzte einen viel kleineren und einfacheren Tempel des Agrippa, des 12 v. Chr. verstorbenen Freundes und Feldherren des ersten römischen Kaisers Augustus. Kaiser Hadrian hat sich bei der Planung angeblich sogar selbst eingebracht; jedenfalls wollte er mit der „Wiederherstellung“ des alten Tempels und mehrerer anderer Gebäude augusteischer Zeit auf dem Marsfeld unter dem Namen der ursprünglichen Bauherren offensichtlich an die Politik des ersten Kaisers anknüpfen und sich damit in dessen Tradition stellen.

Seit der Renaissance gibt es Publikationen antiker Inschriften, seit der Mitte des 19. Jh. werden die lateinischen Inschriften systematisch im *Corpus inscriptionum Latinarum* (CIL) gesammelt, heute sind auch gute Datenbanken im Internet verfügbar. Oft sind Inschriften zwar anscheinend sehr gut in der Forschungsliteratur überliefert, die Originale aber verloren oder zumindest verschollen. Dann ist es häufig nicht ganz einfach zu entscheiden, wie detailgetreu die frühen Sammelwerke sind, oft weiß man nicht einmal, ob die frühen Autoren die Inschriften selbst gesehen haben (Autopsie gilt heute als Grundsatz für eine verlässliche wissenschaftliche Veröffentlichung) oder diese ihnen nur brieflich mitgeteilt wurde.

Ein schönes Beispiel ist die zweizeilige Inschrift auf dem Oberschenkel des 1502 am Helenenberg (heute: Magdalensberg) in Mittelkärnten beim Pflügen gefundenen bronzenen Jünglings. Erst Ende des 20. Jh. wurde bekannt,



Holzschnitt bei P. Apianus (1534): Jüngling vom Helenenberg mit „Schild“ (oder Becken) und renaissancezeitlicher Streitaxt

dass die im Kunsthistorischen Museum ausgestellte lebensgroße Figur nicht das Original, sondern eine Replik des 16. Jh. ist; das Original wurde von den Habsburgern in die Sommerresidenz im spanischen Ort Aranjuez verbracht und ging dort verloren. Die älteste Publikation des Humanisten Petrus Apianus stammt bereits aus dem Jahr 1534. Genannt werden zwei Freigelassene (*liberti*) von Aquileienser Handelshäusern, die in der römischen Händlersiedlung auf dem Magdalensberg in augusteischer Zeit als Einkäufer für ihre Patrone tätig waren. Ihre Namensformulare sind – wie seit dem späten 1. Jh. v. Chr. üblich – dreiteilig: *praenomen* (Vorname, meist abgekürzt wiedergegeben), *nomen gentile* (Geschlechtsname, in Fall von Freigelassenen meist ident mit dem des Freilassers) und *cognomen* (Beiname, oft mit Hinweis auf Herkunft oder persönliche Eigenheiten):

A(ulus) Poblicius D(ecimi) l(ibertus)
Antio(c)hus / Ti(berius) Barbius Q(uinti)
P(ubli) l(ibertus) Tiber(inus)

Einer der beiden war also wohl ein Grieche aus Antiochia, der andere stammte von einer Gegend am Tiber, also aus dem mittleren Appenin. Das Handelshaus der Barbii ist am Magdalensberg und in der (späteren) Provinz



Renaissancezeitliche Kopie des Jünglings vom Helenenberg, KHM Wien

Noricum häufig in Inschriften belegt, deren Fundorte die Standpunkte der Handelsniederlassungen angeben. Mit dem Jüngling wurde auch ein runder Gegenstand, der in der frühen Literatur als Schild bezeichnet wurde, aber auch ein Bronzebecken gewesen sein könnte, gefunden, der bei Apian zeichnerisch wiedergegeben wird; darauf befinden sich weitere Namen:

M(arcus) Gallicinus Vindili f(ilius) L(ucius) Barb(ius) L(uci) l(ibertus) Philotaerus // pr(ocurator) // Crassantus Barbi P(ubli) s(ervus)

Demnach hätten ein freier Römer gallischer Herkunft (Oberitalien?), der sein wichtigstes Namenselement, das *gentile* völlig gegen jede Regel verschweigt, ein Freigelassener der Barbii und ein Sklave derselben Familie, der das *praenomen* seines Herrn nach das *gentile* gestellt haben müsste, gemeinsam den Gegenstand (im Heiligtum) gestiftet. Schon auf dem Jüngling fällt die ungewöhnliche Tatsache auf, dass Ti. Barbius ein *libertus* von gleich zwei Barbiern war; diese könnten Brüder gewesen

sein, die gemeinsam das Testament des Vaters vollzogen; solche Freilassungen im Todesfall des Patrons waren durchaus nicht selten. Aber seltsam ist es doch, dass bei zwei so einfachen Inschriften wie bloßen Namensformularen gleich so viele ungewohnte oder erklärungsbedürftige Elemente enthalten gewesen sein sollen. Daher wurden seit über 100 Jahren auch andere Erklärungen gesucht, die aber allesamt im Ergebnis auch nicht besonders glücklich machen.

In ein ganz anderes Metier verweist eine handschriftliche Verfluchung (wohl spätes 2. oder 3. Jh. n. Chr.) aus Mautern an der Donau, dem antiken Garnisonsort *Favianis*. Ein beidseitig beschriftetes Bleitafelchen war in einem Grab niedergelegt und so den Unterweltsgöttheiten übergeben worden damit sie den Fluch ausführten:

Vorderseite:

*Pluton sive{m} Iov
em infernum dici opor{no}
tet [A]eracura Iuno
Inferna acciet(e) ia(m) c(e)lerius
infra scribunt e(t) tradite {i}
Manibus*

Rückseite:

*Sic, Silvia, inversu(m) m
em infernum dici opor{no}
aritu(m) c{e}ernis quom
modi nomen il(l)ius
scribunt est*

Auf dem Kopf stehend:

*C(a)esarianum
Aurelium Sinnianum*

Pluto, oder wenn man Dich Iuppiter der Unterwelt nennen muss, Aeracura, Juno der Unterwelt, zieht schon recht schnell den unten Aufgeschriebenen herbei und überlegt den Totengeistern den Aurelius Sinnianus Caesarianus. So, Silvia, siehst du den Gatten umgedreht, wie der Name desselben geschrieben ist.

Wir sehen also, dass schon in der Antike jedes mögliche Motiv zur Verwendung von Schrift führen konnte, aber nicht immer – und schon gar nicht ohne profundes Wissen um Sprache und Kultur, soziale, religiöse, rechtliche und andere Aspekte – können wir alles restlos aufklären, oft rätseln wir Heutigen Jahrzehnte über den wahren Inhalt.

Die Schnupperseminare

Non testatum oder gab es die Zeitungssente im alten Rom? Antike Medien im Fokus

Assoz. Prof. Dr. Margit Linder (Graz)

In diesem Seminar wurde interessierten Schüler:innen nahe gebracht, welche Medien es in der Antike gab, in welcher Form diese auf uns gekommen sind und welchen Quellenwert sie für die moderne Forschung darstellen.

Prinzipiell gilt es, drei Arten von Medien zu unterscheiden, die sich für die Antike eruieren lassen: 1. Schriftmedien, 2. visuelle Medien und 3. audiovisuelle Medien. Unter Punkt 1 fallen all jene Quellen, die in schriftlicher Form überliefert wurden, wie Schriftrollen und *Codices* – die am ehesten dem nahekommen, was wir heute unter einem Buch verstehen, sowie Flugschriften, Inschriftentexte (auf Stein, Holz, Metall, Glas, Leder und Ton) und Graffiti. Inhaltlich spiegeln diese Texte alle Bereiche des antiken Lebens wider – ob politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle, religiöse oder militärische Belange, von allem findet sich etwas von dem Erwähnten in Form der Schriftmedien. Unter visuellen Medien (Punkt 2) versteht man jene materielle Hinterlassenschaft, die in Bildform ausgeführt wurde, wie z. B. Statuen, Reliefs, Gemälde, Vasenbilder, Mosaik usw. – wobei es zur Kombination von Bild und Schrift kommen kann, wie im Falle der Münzen, bei welchen Informationen auch durch die Angabe von Schrift – die sogenannte Legende – weitergegeben wurden, auch wenn betont werden muss, dass das Bild, genauer gesagt die Bildsymbolik, von ihrer Bedeutung her im Vergleich zur Schrift stets die dominante Rolle eingenommen hat. Das hat rein praktische Gründe. Bedenkt man einerseits, dass die Münze als Medium des Informationstransfers hochgeschätzt wurde, da sie im wahrsten Sinne des Wortes von Hand zu Hand ging und so durch den natürlichen Geldfluss jeder Winkel der antiken Mittelmeerwelt erreicht werden konnte, und stellt man andererseits fest, dass die Rezipient:innen dieses Informationsträgers mehrheitlich weder lesen noch schreiben konnten, so wird nachvollziehbar, weshalb das Bild als Träger einer bestimmten Botschaft Vorrang vor der Schrift hatte, denn das Bild ließ sich auch ohne „schulische“ Ausbildung „lesen“. Es ist davon auszugehen, dass sowohl in der griechischen wie auch der römischen Antike im besten Fall 10% der Bevölkerung eines Gemeinwesens in der Lage waren, zusammenhängende Texte lesen und damit gedanklich und inhaltlich voll erfassen zu können. Die betonte Nutzung des Mediums „Münze“ zur Verbreitung von propagandistischen Inhalten durch die gesamte Antike hindurch ist somit wenig überraschend, sowohl seitens antiker Gemeinwesen als auch durch Privatpersonen (Beamte, Herrscher). Unter Punkt 3, audiovisueller Medien, sind all jene zu zählen, bei welchen Inhalte sowohl über das Sehen als auch über das Hören vermittelt wurden – eine Kombination, die zweifelsohne besonders nachhaltig auf die Empfänger:innen der Botschaft eingewirkt haben muss. Zu den audiovisuellen Medien gehören Bühnenstücke (komischer wie tragischer Art), öffentliche Lesungen, Vorträge und Reden (z. B. politische Reden, Prozessreden). In der Antike gibt es also bereits das Phänomen, welches im modernen Sprachgebrauch unter dem Begriff der Massenmedien

verwendet wird, also jene Kommunikations- und Informationsübertragungsarten, die dafür konzipiert waren, alle Teile der Bevölkerung zu erreichen.

Im Zuge der Präsentation der antiken Medien wurde noch einmal auf die Schriftmedien eingegangen (s. Vorlesung Gärtner, Seite 45).

Die antiken Quellen zeigen uns, dass die großangelegte Vermarktung von Büchern kein rezentest Phänomen darstellt. Bereits für das 5. und 4. Jh. v. Chr. lassen sich in Griechenland „Buchläden“ nachweisen. Buchhandlungen sind für alle großen Städte der Antike überliefert, wie z. B. Athen, Rom, Alexandria, Karthago, Antiochia und Konstantinopel. Die Autor:innen übergaben ihre Manuskripte einem Verleger, der diese vervielfältigen ließ. Wobei die rechtliche Situation sich im Vergleich zum modernen Buchhandel ganz anders gestaltete. In der Antike gab es kein Copyright, das heißt, de facto hatte weder der Autor noch dessen Erben einen Einfluss darauf, was mit seinem Werk geschah. Es existierte also kein Urheberrecht und auch sonst kein offizielles staatliches Regulativ, welches vorgegeben hätte, was von wem verfasst oder publiziert werden darf, oder welche Inhalte verbreitet werden dürfen. Ebenso fremd für moderne Leser:innen mutet die Vorstellung an, dass ein Autor:innenhonorar unüblich war. Es gab zwar Literatur, die unter die Rubrik „Auftragswerk“ fiel, doch stand auch hierbei nicht die Bezahlung im Vordergrund, sondern der Umstand, sich gegenüber einem zumeist sehr mächtigen Auftraggeber gefällig zu zeigen. Das Gros der (zumeist männlichen) Autoren entstammte der „upper class“, das heißt, diese Leute hatten sowohl Zeit als auch Muße, sich dem Verfassen von Schriften zu widmen, weil sie es sich schlicht und einfach leisten konnten, dies zu tun. Es stand also nicht das Motiv im Vordergrund, mit dem Verfassen von Büchern Geld zu verdienen, um sich seinen Lebensunterhalt leisten zu können. Vielmehr ging es darum, sein literarisches Talent zu zeigen, der Leserschaft seine Meinung darzulegen, zu informieren, zu manipulieren usw.

Der antike Buchhandel lebte also von den Publikationen der Werke gut situerter Autoren (selten: Autorinnen). Zum einen war es im Interesse jedes vermögenden Bürgers, eine gut ausgestattete Privatbibliothek sein Eigen zu nennen, denn dies untermauerte das Standing innerhalb der eigenen Klasse, zum anderen mussten die Bücher für den Gebrauch in den öffentlichen Bibliotheken vervielfältigt werden, die es in jeder größeren Stadt gab (als Exempel wurden Rekonstruktionen der Bibliotheken des Museion von Alexandria sowie des Trajanforums in Rom gezeigt). Da der Großteil der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnte, waren die Menschen

auf Quellen abseits der Schriftmedien angewiesen, um an wichtige Informationen zu gelangen. Zum einen ergaben sich durch sozial normierte, gesellschaftliche Abläufe immer wieder Gelegenheiten, sich unter einander auszutauschen, wie z. B. im Rahmen von Theateraufführungen, Thermen- oder Marktbesuchen, bei der Partizipation an politischen Gremien, bei Kultfeiern zu Ehren der Götter, bei sportlichen Wettkämpfen und bei öffentlichen Spektakeln, wie Gladiatoren- oder Zirkusspielen. Zum anderen bot das Verfolgen von öffentlich gehaltenen Reden eine gute Gelegenheit, um Kenntnis von den „latest news“ zu erhalten.

In Rom gab es hierfür speziell ausgebildete und bezahlte „Nachrichtensprecher“, sogenannte *praecones*, die sich an exponierten Stellen (z. B. Forum) positionierten, um die Bevölkerung über alle aktuellen Belange des Staates zu beaufkunen, wie z. B. Wahlergebnisse, prominente Todesfälle, Entscheidungen über Krieg und Frieden usw. Auch Informationen von „internationalem“ Rang, die weit über die Landesgrenzen des jeweiligen Gemeinwesens hinausgingen, konnten in relativ kurzer Zeit beschafft werden. Im Notfall konnte dies sogar via „Telekommunikation“ geschehen, und zwar in Form eines Fackeltelegraphen, indem Zeichen durch Signalfeuer weitergegeben wurden. Das Imperium Romanum fungiert als bestes Beispiel für ein optimal funktionierendes Fernmeldesystem: Das perfekt ausgebaute Straßen- und Wasserwegenetz der Römer – allein das Fernstraßennetz umfasste knapp 100.000 km – garantierte eine schnelle Bewegung von Informationen von A nach B. Es ist von einem ausgeklügelten Botensystem auszugehen, welches aus Gesandten, Herolden und Postreitern bestand. Moderne Rekonstruktionen antiker Reisewege zeigen, dass auch weite Strecken erstaunlich rasch zurückgelegt werden konnten. So dauerte die Reise von Rom nach Antiochia (Syrien) – dabei handelt es sich um eine Strecke von beinahe 3.000 km – in den Frühlings- oder Sommermonaten knapp 18 Tage, wie anhand der Berechnungen des ORBIS (The Stanford Geospatial Network Model of the Roman World, Online) gezeigt werden kann. Diese Berechnung basiert allerdings auf der Ausgangslage eines privat reisenden Individuums, welches auf der Straße maximal 30 km am Tag zurücklegen kann. Man muss davon ausgehen, dass Informationen von öffentlichem Interesse viel schneller beim Empfänger ankommen mussten. Für solche Fälle gab es spezielles Personal, welchem besondere Transportmöglichkeiten zur Verfügung gestellt wurden. Athenische Gesandte, die Botschaften von höchster politischer Brisanz zu übermitteln hatten, wurden beispielsweise mit eigens dafür abgestellten, sehr schnellen Staatsschiffen transportiert. Sogar die Namen zweier dieser Schiffe sind uns heute noch bekannt, nämlich



Rekonstruierte Innenansicht einer Bibliothek des Trajanforums in Rom © Wolfram Hoepfner (Hg.), Antike: Antike Bibliotheken, Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2002, Abb. 155 (Zeichnung: G. Gorski)

die Salaminia und die Paralia. Auch für Spionagezwecke waren effiziente Transportfahrzeuge unabdingbar. In Griechenland wurden jene Personen, die als Auskundschafter fungierten, als *katáskopoi* bezeichnet, in Rom waren sie bekannt unter den Termini *speculatores* und *agentes in rebus* – vom letztgenannten Begriff stammt im Übrigen die moderne Bezeichnung „Agent“.

Für die römische Antike ist sogar das Nachrichtenmedium schlechthin bekannt, nämlich die Zeitung. Es ist überliefert, dass die *acta diurna* unter Caesar im Jahre 59 v. Chr. eingerichtet wurden. Dabei handelte es sich um Tages- oder Wochenmeldungen, die auf Tafeln angeschlagen oder als Flugblätter herumgereicht wurden. Inhaltlich ging es vorwiegend um Klatsch und Tratsch, aber auch um Berichte über Verbrechen und die neusten Nachrichten zu Entscheidungen über Krieg oder Frieden. Die Zeitung wurde vervielfältigt und im gesamten Reich, das heißt in allen Provinzen des Imperium Romanum, verbreitet.

Abschließend wurde auf die eingangs gestellte Frage eingegangen, ob es in der Antike bereits

fake news, also die Zeitungssente, gab. Als Beispiel wurde das vermutlich älteste historische Exempel präsentiert, und zwar die Schlacht von Kadesch. Im Jahr 1274 v. Chr. kämpften die Ägypter unter Pharaos Ramses II. gegen die Hethiter unter König Muwatalli II. Es war das erklärte Ziel Ramses II., Kadesch von den Feinden zurück zu erobern. Die Schlacht fand am Fluss Orontes, im westlichen Teil Syriens, statt. Glaubt man den ägyptischen Berichten (z. B. auf den Tempeln von Luxor, Karnak und Abu Simbel), so hat Ramses II. einen fulminanten Sieg über die Hethiter errungen, betrachtet man allerdings die anderen erhaltenen Quellen, so ergibt sich ein ganz anderes Bild. Wie es scheint, hat der ägyptische Pharaos in seinem Reich weitflächig Falschmeldungen verbreiten lassen, wonach er als eindeutiger Sieger der Schlacht hervorgeht, obwohl der Kampf de facto zugunsten der Hethiter verlaufen war.

Zum Schluss gab es eine sehr lebhaftes Diskussionsrunde, bei welcher die Schüler:innen die Möglichkeit nutzten, Detailspekte zu erörtern und offen Fragen zu klären. Vor allem das antike Spionagewesen, aber auch das Phänomen der *fake news* erfreuten sich besonders großer Beliebtheit in der Diskussion.

„Von Flüsterpost und Fehlerteufel – Das Abenteuer der Überlieferung antiker Texte“ Dr. Hedwig Schmalzgruber (Graz)

Ca. 40 hoch interessierte Lateinschüler:innen besuchten das Schnupperseminar zum Thema Textüberlieferung. Das dezidiert philologisch orientierte Seminar hatte das Ziel, potentiellen Interessent:innen für ein Studium der Klassischen Philologie einen Einblick in die komplexen Probleme zu bieten, die mit der Überlieferung und Edition griechischer und lateinischer Texte zusammenhängen und die vor aller Übersetzungs- und Interpretationsarbeit zuerst einmal gelöst werden müssen. Ein Schwerpunkt des Seminars lag auf Fehlerquellen und Fehlertypen. So wurden die Schüler:innen etwa in die Tücken der lateinischen Paläographie, die Problematik von Abkürzungen und die Probleme von Haplo- und Dittographie, falschen Assoziationen und bewussten „Verbesserungen“ eingeführt.

Anhand konkreter Textbeispiele aus mittelalterlichen Handschriften stellten sie selbst Hypothesen über die Entstehung falscher Lesarten auf und erwiesen sich dabei nicht nur als äußerst gelehrt, sondern auch als sehr phantasievoll und kreativ. Den Abschluss des Seminars bildete ein kurzer Einblick in den textkritischen Apparat wissenschaftlicher Textausgaben mit seinen vielfältigen Siglen und Varianten. Die Schüler:innen erkannten sogleich die Unterschiede zwischen einem kritischen Text und den Texten in ihren schulischen Textausgaben und stellten viele interessierte Fragen. So brauchen wir uns um Nachwuchs

an unserem Institut wohl keine Sorgen zu machen!

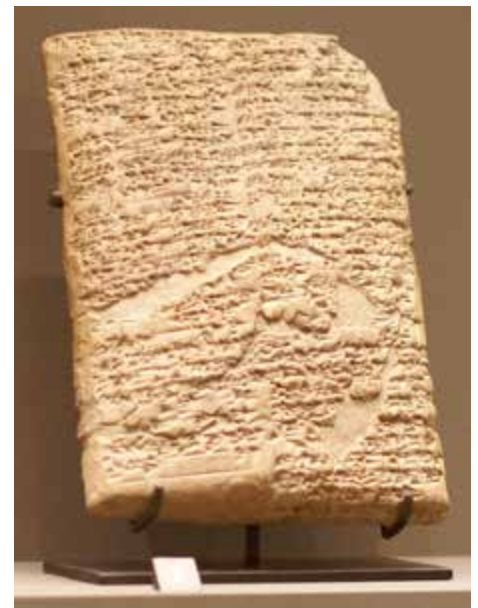
Keilschrift. Beginn der Schriftlichkeit, vom Bild zum Schriftzeichen Mag. Philipp Raffael Pfeifer (Graz)

In diesem Seminar hatten Schüler:innen die Möglichkeit, mit den Sprachen und dem Schriftsystem des Alten Orients in Kontakt zu kommen. Im Rahmen eines Kahoot-Quiz hatten diese dabei nicht nur die Möglichkeit, sich in Vorwissen, Kombinationsgabe und Intuition gegeneinander zu messen, sondern konnten auch auf spielerische Weise Einblicke in den Beginn der Entwicklung von Schrift und Schriftlichkeit erhalten.

Zunächst ging es dabei um die Anfänge der Schrift überhaupt, um die erste Entwicklung im Alten Orient und ihre Einsatzgebiete, die sich zunächst insbesondere auf Handel und Verwaltung bezogen; erst später wurde die neu entwickelte Keilschrift auch für literarische Texte gebraucht. Erste Tafeln mit Proto-Keilschrift sind vor allem Inventar- und Rationslisten, die in sehr piktographischer Weise Gegenstände und deren Anzahl verzeichnen. Hier können auf die Sprache, die hinter den Zeichen steht, kaum Rückschlüsse gezogen werden. Erst später (gegen Ende des 4. Jt. v. Chr.) wandelte sich die Schrift, um dezidiert sumerische Texte darzustellen. Dass die Sumerer die ersten waren, die sich dieser Schrift bedienten, zeigt sich nicht nur in der Überlieferungsgeschichte, sondern auch in ihrer Benennung des Schreibakts. Die Sumerer nennen das Schreiben SAR, das wörtlich etwa ‚einritzen‘ bedeutet und reflektiert damit auf die erste Form des Schreibens. In der klassischen Form der Keilschrift werden Keile in den Ton gedrückt (also nicht geritzt, wie in der Anfangszeit), worauf auch die Akkadische Phrase *tikip santakki* (wörtl. „Dreiecke stechen“) verweist. Im Laufe ihrer Entwicklung wurde die Keilschrift zudem immer abstrakter und entfernte sich immer weiter von den piktographischen Darstellungen der Anfangszeit (was in ähnlicher Weise viel später auch für unsere Buchstabenschrift gilt; oder sehen Sie etwa in unserem A noch den Stierkopf mit zwei Hörnern, den Aleph – wenn sie unser A auf den Kopf stellen – abbildet?). Die neuen – abstrakteren Zeichen – stellten zudem vielfach nicht mehr Wörter, sondern auch Silben dar.

Nach diesem ersten Teil zu den Hintergründen der Keilschrift wurde den Schüler:innen die Möglichkeit geboten, auch sich selbst kreativ mit Silben zu betätigen und ihren eigenen Namen in Silbenschrift zu übertragen.

Die Keilschrift wurde in ihrer Ideogramm-Silben-Mischform nicht nur von den Sumerern genutzt, sondern auch von anderen Völkern



Prolog des Codex Hammurabi im Louvre, Inv. AO 10237

des Alten Orients übernommen, die sie mehr oder weniger abwandeln, um den Voraussetzungen ihrer eigenen Sprachen gerecht zu werden (wie dies grundsätzlich bei Schriftsystemen oft der Fall ist). So haben sich nicht nur die Babylonier und Assyrer, die beiden großen Vertreter der Akkadischen Sprache, die diese in der Mitte des 2. Jt. v. Chr. zu einer Art Lingua Franca im Nahen Osten machten, sondern auch die Hethiter, die Hurriter und zuletzt die achämenidischen Perser dieser Schrift bedient. Durch die starke Verbreitung konnte das Schriftsystem über mehrere tausend Jahre die schriftliche Kommunikation im Alten Orient dominieren. So wurde es nicht nur – wie zur Zeit ihrer Entstehung – für Handel und Verwaltung, sondern auch für viele andere Domänen eingesetzt.

Um einen kursorischen Überblick darüber zu geben, wurde den Schüler:innen eine Reihe von Bildern mit Texten präsentiert, anhand derer sie ihre Vermutungen zum Inhalt äußern konnten. Zunächst wurde hier der den Rechtstexten zuzuordnende Kodex Hammurabi gezeigt, bei dem es sich um eine Stele mit einer Sammlung von Präzedenzfällen aus dem 18. Jh. v. Chr. handelt, an denen Richter vermutlich ihre Rechtsprechung orientieren sollten.

Darauf folgte ein großer Zeitsprung zur sogenannten Standard Inscription aus der Zeit des Neuassyrischen Reiches (9.–7. Jh. v. Chr.). Die sehr formelhafte (und ästhetisch ansprechend gestaltete) Inschrift wurde von mehreren assyrischen Königen in ihren Palästen angebracht, um auf ihre jeweiligen großen Taten zu verweisen. Zwei nennenswerte Exemplare der mehrere Wandpaneele umfassenden Reliefs befinden sich heute im British Museum und im Louvre.

Ein erneuter Zeitsprung zurück offenbarte die Fragmente einer Tontafel aus dem 2. Jt., die den Stadtplan von Nippur zeigt. Hier können noch heute Kanäle, Stadtmauern und wichtige Gebäude der Stadt identifiziert werden, die teilweise auch archäologisch gefunden werden konnten und einen wertvollen Einblick in Stadtplanung und -entwicklung dieser Zeit erlauben. Den Abschluss machte ein besonders interessantes Tonartefakt. Dabei handelt es sich um das Modell einer Leber, auf dem verschiedene Regionen mit Texten gekennzeichnet sind und das für die Leberschau verwendet wurde. Grundsätzlich war im Alten Orient die Omen-deutung eine weit verbreitete „Wissenschaft“, für die (u. a.) große Listen nach dem Schema *wenn X dann Y* angefertigt wurden. Zudem wurden auch Organe beobachtet, Vögel sowie andere Naturphänomene beobachtet und gehofft, dass sich der König seinen Fuß nicht an einem Stein stößt oder ähnliche Übel geschehen. Welche Auffälligkeiten nun an einer Leber von Interesse waren und was diese bedeuteten, wurde mithilfe solcher Modelle eruiert und/oder vermittelt.

Am Ende des Quiz wurde eine Siegerin gekürt, die mit großer Freude eine von mir beschriebene Tontafel entgegennahm. Die Schüler:innen bekamen jederzeit während des Quiz Möglichkeiten, Fragen zu stellen und ins Gespräch zu kommen. Insgesamt schien das Interesse sowohl an Zeit und Raum als auch an Sprache und Literatur groß und Einblicke in die Welt des Alten Orients konnten das Weltwissen der Schüler:innen bereichern.

Weiterbildungsangebot für Lehrer:innen: Lesen und Schreiben in der Antike. Zum didaktischen Umgang mit ‚schulischen‘ Papyri und Handschriften im altsprachlichen Unterricht

Dr. Marcel Humar (FU/HU Berlin)

Der Vortrag befasste sich in einem ersten Teil mit Grundfragen des didaktisch begründeten Einsatzes von Handschriften im altsprachlichen Schulunterricht und damit, wie der Umgang mit Handschriften zur Förderung von grundlegenden Kompetenzen beitragen kann; damit richtete sich der Vortrag explizit an Lehrkräfte. Auch Aspekte der thematischen Anbindbarkeit von Handschriften an den Unterricht wurden dabei kurz in den Blick genommen. Im Folgenden sind die zentralen Punkte dieses ersten Teils zusammengefasst: Handschriften und die Arbeit mit ihnen sind ein zentraler Bestandteil der Klassischen Philologie, jedoch kaum in den altsprachlichen Schulunterricht integriert. Es gibt nur wenige didaktische Arbeiten, die den Einsatz solcher Handschriften didaktisch beleuchten. Die Möglichkeiten sind aber breit: Zum einen lassen sich Papyri und Codices mit schulischem Kontext didaktisch so einzusetzen,

dass Schüler:innen bestimmte Lernmethoden nähergebracht werden können; denn auch in Handschriften lassen sich Aspekte der Textentlastung, bestimmte Formen der Textpräsentation, die das Verständnis erleichtern usw. finden. Handschriften müssen im Unterricht jedoch immer reflektiert eingesetzt werden, wobei vier Leitfragen als wichtig herausgestellt wurden:

1. Wann ist der Einsatz sinnvoll? Auch mit Blick auf curriculare Vorgaben.
2. Warum lohnt er sich?
3. Welche Handschriften eignen sich?
4. Wie könnten Aufgaben und Unterrichtsarrangements aussehen?

Vor allem Punkt 3 verlangt intensive Bemühungen bei der Suche nach geeigneten Handschriften, da diese drei Kriterien erfüllen sollten, um sie im Unterricht Lernenden zu präsentieren und sinnvoll mit ihnen zu arbeiten:

1. Lesbarkeit der Handschrift:

Eine Grundvoraussetzung ist, dass die Handschrift gut lesbar ist – sowohl für die Lehrkraft als auch für die Schüler:innen. Unlesbare Texte, bei denen die Schüler:innen raten müssen, sind ungeeignet. Die Lernenden sollen eigenständig mit dem Text arbeiten können, ohne auf umfangreiche Erklärungen angewiesen zu sein.

2. Fassbarer Inhalt:

Der Text muss inhaltlich zugänglich sein. Das bedeutet, er sollte thematisch nicht zu komplex sein und idealerweise aus einem den Schüler:innen bekannten Bereich stammen (daher eignen sich Schulpapyri). Poetische oder schwer zugängliche Texte, die oft nur für die Oberstufe geeignet sind, sind ausgeschlossen.

3. Bedeutungsvoller Inhalt:

Der Text sollte inhaltlich relevant sein und die Kompetenzentwicklung der Schüler:innen fördern. Die Arbeit mit dem Text sollte zu einem Lernzuwachs beitragen und die Fähigkeiten der Schüler:innen nachhaltig stärken. Es gibt nur wenige Handschriften, die alle Kriterien erfüllen, aber diese, so argumentierte der Vortrag, sind dann umso wertvoller für den Unterricht.

Punkt 4 wurde im zweiten Teil des Vortrags dann ausführlich adressiert. Während des Vortrags wurden exemplarische Handschriften (lateinische wie griechische Texte) vorgestellt und mit Blick auf die Zielsetzungen diskutiert. Dabei wurde herausgestellt, dass Handschriften die Basiskompetenzen des AU fördern können:

Sprachkompetenz: Eine Reflexion über Sprache und Spracherwerb lässt sich anhand von Papyri zur Alphabetisierung anbahnen (siehe die Abb. aus dem Papyrus Bouriant). Auch die



Papyrus Bouriant Inv. Sorb. 826, f1r
abrufbar unter: Sorbonne Université, I. de papyrologie. (2025). P. Bouriant (Version 5)

Arbeit mit dem Wörterbuch und die Wort-schatzarbeit lassen sich von Handschriften begleiten. Sogar Textkritisches kann man bisweilen anhand von Handschriften besprechen.

Textkompetenz: Durch das explizite Auseinandersetzen mit dem Aufbau und der Präsentation des Textes kann ein Beitrag zum Einüben der Nutzung der Textperipherie geleistet werden. So finden sich auch in Handschriften Bilder zur Antizipierung des Inhalts (ähnlich wie Abbildungen in Schulbüchern) oder textentlastende Elemente wie Worttrennungspunkte zur Erleichterung des Lesens der *scriptio continua*.

Kulturkompetenz: Papyri und Handschriften vermitteln Einblicke in das antike Schulwesen (Schulpapyri), aber auch in die Praxis des Sprachenlernens mittels Umschrift (im Vortrag demonstriert an Militärpapyri).

Interkulturelle Kompetenz: Handschriften und Papyri laden auch zu einem Vergleich zwischen antiker und heutiger Bildung ein; es lassen sich durchaus aus den Quellen Gemeinsamkeiten (etwa Lesehilfen für Lernende, die es auch in antiken Papyri gibt oder die Praxis des Diktats) und Unterschiede ableiten.

Zusammengefasst gab der Vortrag einen Einblick, wie Handschriften effektiv in den Unterricht integriert werden können, um historische, sprachliche und kulturelle Kompetenzen zu fördern.

Große Teile des Vortrages sind publiziert in: M. Humar, *Lesen und Schreiben in der Antike – zum didaktischen Umgang mit ‚schulischen‘ Papyri und Handschriften im altsprachlichen Unterricht*, in: *Forum Classicum* 2/2023, 106–113. Dort auch weitere Literaturhinweise. ■

Iter per Forum Iulium

Friaul, mehr als ein touristisches Küstenland

Rainer Weissengruber

Warum denn in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah ... Es ist keine Frage, dass die klassischen archäologischen Ziele für Schülerreisen immer ihren besonderen und unveränderbaren Wert haben. Rom, Pompeji, Sizilien, und zum Thema Griechenland die altbewährten Stätten auf dem griechischen Festland oder auf den bekannten Inseln in der Ägäis – sie alle haben ihre einzigartige Anziehungskraft. Für kürzere didaktische Reisen und Ausflüge gibt es nicht wenige Angebote in Österreich: Carnuntum, Lauriacum, Teurnia, Magdalensberg, Aguntum. Manchmal wird aber ganz zu Unrecht übersehen, dass es eine Region der „Italia antiqua“ gibt, die geradezu vor der österreichischen Haustüre liegt und meistens nur als Transit-Landschaft empfunden wird. Friaul – das römische Forum Iulii, die Landschaft im Nordosten Italiens zwischen Alpen und Adria. Sie ist oftmals Reiseziel für Kurztrips, etwa über (verlängerte) Wochenenden, das Meer lockt (in alter Tradition, Grado war altösterreichischer Ferienort und Triest die altösterreichische Hafenstadt an der Adria). Seit zwei, drei Jahrzehnten gilt Friaul als Land der feinen Weine und der exquisiten Küche, romantische Orte finden sich fast in allen Landesteilen und man genießt ein Stück Italien ganz im Norden des Stiefel-Staates. Die Verbindungen zur österreichischen Geschichte werden auch ausgegraben und die Hotellerie ist zumeist sehr einladend. Reiseführer beschreiben Juwelen der Architektur aus fast allen Epochen und Fotografen finden Bildmotive in den gepflegten Städten und den noch anmutigeren Dörfern. Alles gut soweit. Dass Friaul – Forum Iulii, oder in der kompletten Lautung Friuli Venezia Giulia auch eine Region der Archäologie mit Zeugnissen der klassischen Antike bis herauf ins frühe Mittelalter ist, mit einem Schwerpunkt auf der Übergangsepoche zwischen Spätantike und frühem Christentum, also zwischen Römerzeit und Langobarden-Reich, das wird weniger beachtet. Dabei geht gerade von Forum Iulii aus die Inkulturierung römischer und frühchristlicher Prägung des kern-österreichischen Raumes vorstatten und die spannenden Jahrhunderte des Umbruchs zwischen gerade noch solidem Römerreich und den Wirren der Völkerwanderungsepoche lassen sich zwischen der Küste der nördlichen Adria und den karnischen Alpen so gut nachvollziehen, wie in wenigen anderen Regionen des südlichen Mitteleuropas. Für den Unterricht in den Fächern Latein, Geschichte, Kunst, Religion und Geographie bietet sich Friaul also bestens an als Schauplatz lebendig gebliebener kultureller Zeugnisse aus



Tempio longobardo, Stuckarbeiten mit Heiligendarstellungen (linke Seite), Mitte 8. Jh.

den gar nicht so dunklen Übergangszeiträumen zwischen dem Niedergang West-Roms und dem Aufblühen des mittelalterlichen hartnäckig sich behauptenden Christentums, zwischen den Erschütterungen der Selbstfindung des neuen Europa und dem geradezu trotzig weiterbestehenden antiken Erbe – mehr als genug, um intensiv und abwechslungsreich erlebt zu werden. Das auch deshalb, weil die Kulturpolitik der autonomen Region Friaul einen Tourismus mit kulturellem Verständnis fördert und Archäologie und Denkmalschutz seit etlichen Jahrzehnten sehr gute Arbeit leisten. Die Erdbeben, die 1976 den nördlichen Teil der Region verwüstet haben, haben zu einem neuen kulturellen Bewusstsein beigetragen, die Restaurierungstätigkeit hat viele bedrohte Kulturstätten gerettet und die Erforschung der antiken und frühchristlichen Perioden beschäftigt Institutionen und lobenswerterweise auch die politischen Instanzen. Friauls Schuljugend hat die verschiedensten Kultur-Themen am alltäglichen Unterrichtsplan, und man ist fast tagtäglich mit Themen der Entdeckung des kulturellen Erbgutes beschäftigt. Dass Friaul auch wirtschaftlich – trotz zwischenzeitlicher

Krisen – zu den tüchtigen Gegenden Italiens und Europas gehört, begünstigt die Evaluierung und Valorisierung der vorhandenen kulturellen Schätze ganz sichtbar, besonders auch in den letzten Jahren.

Aus der einstigen Randlage der Großstadt Triest ist nach Öffnung der Grenzen eine (beinahe) blühende Metropole geworden, die Küstenorte stellen sich nicht nur als Ziele von Badereisen dar, sondern zeigen auch ihre ererbte Kultur, die zentralen Landesteile der „Bassa Friulana“ und des „Grave“-Hügellandes laden zu kunstreichen Entdeckungsfahrten ein, die Kleinstädte am Fuße der „Prealpi“, einstmals Opfer der Erdbebenkatastrophe von 1976, sind wieder Juwelen der mittelalterlichen Kleinstadt-Urbanistik geworden, Cividale im granznahen Gebiet zu Slowenien präsentiert sich als Sprungbrett zur Erkundung der langobardischen Kultur und entlang der antiken Via Iulia Augusta bietet fast jeder Ort kleine-feine kulturgeschichtlich bedeutende Schätze. Und es wird klar, dass dieses Land sich auf den Fundamenten des römisch-christlichen Erbes entwickelt hat und eben dieses kann ganz ohne besonderen Aufwand an vielen Orten exempla-



Marmorrelief mit der Gründungsszene der Stadt Aquileia, Archäologisches Nationalmuseum, 1. Jh. v. Chr.

risch kennengelernt werden. Also nichts wie hin, mit Schülergruppen, die auch mal Römisches ganz im Norden Italiens antreffen sollen und sich bewusst werden können, dass das frühchristliche Kulturgut viel mehr als nur eine Sektion eines imaginären Museums ausfüllen kann! Die Zeugnisse der regionalen Kultur treten immer wieder aufs Neue dem Reisenden auch in kleinen Gemeinden zwischen den wein- und waldbestandenen Hügeln (und auch in den Tälern des Berglandes) entgegen. Aquileias Patriarchat hat weit in den heutigen österreichischen Raum hineingereicht und die frühe Kultur- und auch Kirchengeschichte Österreichs massiv beeinflusst. Das ist ein Urstoff des Landes, der bis heute ein kultureller Motor der Region ist und auch zu einem deutlich ausgeprägten Lokalpatriotismus beiträgt: Friuli – Terra di Gente unica. Friaul – Land einer einzigartigen Bevölkerung: Ein Slogan, der zum Werbemotto des zentralen Tourismusamtes geworden ist. Ein wenig vollmundig zwar, aber ein Kern Wahrheit ist schon vorhanden. Schwerpunkte einer didaktischen Reise nach Friaul können wohl am meisten Aquileia und Cividale del Friuli sein. Aquileia, heute eine Gemeinde mit 3.500 Einwohnern, war in der Antike als nördlichste Garnisonstadt des römischen Italien ein stattliches Municipium, das große militärische, aber auch wirtschaftliche Bedeutung hatte. Seinen Höhepunkt erlebte die damals relativ große Stadt in den Jahrhunderten nach Christi Geburt, zuerst als Stadtgemeinde geprägt von der angestammten römischen Religion, dann schon bald mit christlicher Ausrichtung, die die stufenweise Entwicklung einer im Endausbau gewaltigen Basilika zur Folge hatte. Die Kirche, die sich über etliche Jahrhunderte entwickelte, gehört

zu den größten Kirchenbauten in Nord-Italien, ist durch ihre Mosaik- und die großzügige Architektur und die beiden Krypten geradezu weltberühmt geworden und präsentiert sich in bestem Erhaltungszustand. So wie seit einigen Jahren auch der Großteil der archäologischen Zone, die etappenweisen neu aufbereitet wurde und der Einstufung als UNESCO-Kulturerbe verdienstermaßen alle Ehre erweist. In den letzten Jahren wurden weite Bereiche saniert, die Arbeiten wurden jüngst wieder aufgenommen, auch neue Grabungsergebnisse gibt es zu bestaunen und das kumulative Eintrittsticket ist mehr als berechtigt: Die museale Freiluft-Struktur entspricht heutigem Standard, das traditionelle archäologische Museum wurde neu geordnet, ein weiteres Museum präsentiert die frühchristliche Kunst und noch vor einigen Jahren von Vegetation überwucherte Flächen zeigen sich heute bestens besichtbar. Das jüngst zugänglich gemachte Highlight ist die Casa di Tito Macro, Reste eines römischen stattlichen Hauses, das elegant überdacht wurde und vorführt, wie man vorbildlich die Grundmauern einer Domus konserviert und vollständig begehbar macht. In Aquileia kann man jedenfalls mit Schüler:innen gut „in situ“ arbeiten, ein gut geführtes Hotel mitten in der archäologischen Zone bietet sich als Wohnort optimal an. Die nahegelegene Stadt Grado auf der Isola d’Oro am Abschluss der friulanischen Lagune gelegen und seit rund hundert Jahren mit dem Festland verbunden, ist besonders in Österreich als gediegener Badeort bekannt. Nicht ganz so präsent in der allgeismenen Kenntnis des oberadriatischen Küstenlandes sind die frühmittelalterlichen Kirchen mit byzantinischem Einschlag – immerhin vier an der Zahl,



Aquileia, Basilika mit reichen Bodenmosaiken



Außenansicht der Basilika von Aquileia



Mosaik mit der Darstellung eines Mädchens auf einem Seestier, Norddomus des Basilikakomplexes, zweite Hälfte 1. Jh. v. Chr.



Mosaik mit Darstellung von Weinreben und Schleife, aus einer Domus nördlich des Basilikakomplexes, zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr.

rechnet man das Baptisterium und die älteste als Ruine erhaltene Kirche mit – neben denen ein kleines, aber sicherlich vielversprechendes Dommuseum im Entstehen ist. Und dann gibt es auch noch das hinter dem Dom gelegene Lapidarium, das archäologische Schätze aus der spätantik-frühchristlichen Epoche der Stadt zeigt und für Schüler:innen ein Ort der Entdeckungen sein kann. Grado darf bei einer didaktischen Reise in die Übergangszeit zwischen ausgehender Antike und aufkeimender mittelalterlicher Zivilisation also nicht fehlen. Die traditionelle maritime Gastronomie in der Altstadt ist wohl auch nicht zu verachten. Grado kann auch mit einem sehr interdisziplinären Zugang erlebt werden. Die Lagune bietet eine einzigartige Möglichkeit, Natur und menschliche Zivilisation in Kombination zu erleben. Das „Biotop Lagune“ zeigt sehr gut nachvollziehbar, wie die natürlichen Gegebenheiten auf die Lebensweise der Bewohner gewirkt haben und auch heute noch bestimmend sind. Die frühe Siedlungsform der aus Naturmaterialien gebildeten Häuser auf den kleinen Inseln wird heute als besonderes Charakteristikum bei Rundfahrten im seichten Gewässer erlebt und so manche Familie der Anrainergemeinden ist froh darüber, eines der ertümlichen Lagunenhäuser besitzen zu können. Von Grados Uferpromenade kann man in weiter – und doch eher naher Ferne – die Silhouette der Regionshauptstadt Triest erkennen. Von Frühjahr bis Herbst verkehren auch Ausflugsschiffe, die eine Art Linienverkehr anbieten, über den Golf zu der Stadt, die schon in der Antike eine herausragende Stellung in der Region eingenommen hat. Dass es sich auch um eine archäologisch bedeutende Örtlichkeit handelt, ist vielen Touristen viel zu wenig bewusst. Das römische Tergeste ist erst in den letzten drei Jahrzehnten – und eher zögernd – in den Blickpunkt des Reisepublikums gerückt. Die Stadt und die Region haben auch einige Anstrengungen unternommen, um Triest als Stadt aller kulturellen Epochen zu präsentieren. Einst waren nur das römische Theater und die Fundamente eines kapitolinischen Tempels am Colle di San Giusto und der kleine Arco di

Riccardo in einem engen Altstadtviertel im Kapitel „römisches Triest“ erwähnt, dann machte man sich im Zuge der Altstadtrevitalisierung daran, auch Anlagen der antiken Wohnbezirke inmitten der Altstadt-Häuserblöcke zu Tage zu bringen. Und in den Mauern der Kathedrale sind große Mengen von römischen, häufig reliefartig bearbeiteten Steinen verarbeitet, das Recycling-Produkt „Duomo di San Giusto“ bietet sich für Entdeckungsübungen didaktischen Zuschnitts hervorragend an. Und mit dem zwar altertümlichen, aber edlen Antiquarium Aquileiense, dem historischen Depot vieler Funde aus Aquileia und anderer früher Ausgrabungsstätten, hat ein Beispiel alter Museumskultur überlebt, das in seiner Art ein altertumswissenschaftliches Unikat darstellt. Im Kastell von San Giusto befindet sich das nach neuen Kriterien eingerichtete aktuelle archäologische Museum: Die beiden musealen Institutionen lassen sich kontrastreich einander gegenüberstellen. Museumsgeschichte kann auch ein Thema sein.

Im Osten der Region liegt diejenige Stadt Friauls, die als vierte offizielle Stadtbezeichnung einen römischen Namen hat, der sogar auf den Ortsschildern an den Stadträndern darauf hinweist, dass die Gemeinde auf eine antike, sehr lebendige Gründung zurückgeht: Forum Iulii, die einst wichtige Marktsiedlung an einem Nebenarm der Via Iulia Augusta auf dem Weg Richtung Alpen. Die Stadt hatte einen ersten Höhepunkt in ihrer Entwicklung zwar nicht in der Epoche der klassischen Antike, sondern erst in der Periode der Langobarden, die wie eine Klammer zwischen der Antike und dem sich nähernden Mittelalter angesehen werden kann. Die Langobarden nahmen recht bereitwillig die zu Ende gehende römische Zivilisation und die ersten kräftigen Regungen des sich etablierenden Christentums an. Mit ihrem herausragenden literaturgeschichtlich bedeutenden Vertreter Paulus Diaconus setzten sie auch Akzente in der Literaturgeschichte jener Zeit. Mit der „Historia Langobardorum“ gewinnen wir Einblicke in eine Epoche, die weitgehend zu Unrecht als Zeit der Dunkelheit bezeichnet wird und doch in Wirklichkeit eine Brücke



Altar des Herzogs Rachis (Ara di Ratchis), datiert zwischen 737 und 744, aufbewahrt im Christlichen Museum, Cividale del Friuli

zum langen und sehr kontrastreichen Mittelalter darstellt. Die Kunstwerke im vorbildlich gestalteten kleinen Dom-Museum beweisen das, ebenso wie die großzügigen Sammlungen archäologischer Funde im staatlichen Archäologischen Museum, das in einem Renaissance-Palazzo untergebracht ist und derzeit eine Neuordnung erfährt, die vor allem didaktische Gesichtspunkte beachtet. Beide Sammlungen sind ein „Muss“ bei archäologisch orientierten Reisen und auch Jugendliche können aufgrund der attraktiven Aufstellung auf ihre Rechnung kommen. Der Nachvollzug des Übergangs vom antiken Erbe, das uns ausgeprägt in Aquileia entgegentritt, zum verwirrenden Palimpsest der Übergangsjahrhunderte, alles das im Zeichen einer spannenden Mischkultur – das lädt ein zu einem Entdeckungsgang in Richtung eines neu entstehenden Europa, das seine Schwerpunkte nach und nach aus dem Süden in sein Zentrum verlagert. Italiens Nord-Osten ist eine Brückenregion, die auch heute noch als solche wirkt, in der gleich drei historische Kultursphären ineinandergreifen: die lateinische, die levantinisch-christliche und die germanische, nicht zu vergessen, das keltische Substrat und später dann im Laufe der Geschichte auch das slawische Element. Die Ströme der historischen Migrationen waren problematisch in vielfacher Hinsicht, aber sie haben die Region geformt und bunt in ihren kulturellen Aus-

gen gemacht. Was letztendlich geblieben ist, ist genau das, was diese Landschaft zu einem vielfältigen Angebot auch für Schüler-Reisen macht, die das Werden eines modernen Kontinents aus antik-historischen Wurzeln nachweisen wollen.

Cividale ist auf einen Gebäude-Komplex besonders stolz, das wird schon durch die umfangreichen Arbeiten zu seiner Evaluierung erkennbar: Friauls kultur-politische Entscheidungsträger sind immer wieder mit dem Projekt: „Tempietto Longobardo“ im Kloster Santa Maria in Valle beschäftigt. Eine schon seit Jahren anhaltende Restaurierung nähert sich dem Abschluss, der Komplex ist unterdessen bereits besichtigbar und auch die Multimedia-Aufbereitung kann sich sehen lassen. Generationen von Wissenschaftlern sind damit beschäftigt, die historischen Hintergründe des Tempietto Longobardo zu erkunden, und nicht alle Rätsel sind gelöst. Abgesehen von der schwierigen Datierung (wohl handelt es sich um einen Bau der über einen längeren Zeitraum hinweg seine Entstehung erleben durfte, abgesehen von unklaren stilistische Zuweisungen: Spätantikes, Früh-Christliches, Byzantinisches, ein Einfluss von Syrien (!?), eine Überarbeitung im Hochmittelalter (?). Was sagt uns der Bau heute? Können wir seinen Gründungs- und gegenwärtigen spirituellen Geist noch erfassen? Die Formensprache ist gar nicht alltäglich und

auch die verhaltene Symbolik stimmt nachdenklich.

Auf dem Weg nach Norden bietet sich neben den mittelalterlichen Kleinstädten Gemona und Venzone mit ihren großartigen perfekt restaurierten Dom-Bauten (das Erdbeben von 1976 ist längst Geschichte, die historischen Bauwerke präsentieren sich wunderbar rekonstruiert (Venzone) und restrukturiert (Gemona)) auch noch Zuglio am Fuße der Karnischen Alpen an: In der Antike ein Marktplatz, dessen Reste freigelegt wurden, ein archäologisches Museum, das um Besucher kämpft, auf einem Hügel eine mittelalterliche Wallfahrtskirche, die das christliche Erbe einer Straße für Durchreisende, in der Antike wie heute, hochhält und begreiflich macht, dass Alpenüberquerungen den damaligen Reisenden schon Respekt abverlangten.

Viele österreichische Familien kennen Friaul nur als Küstenland mit bekannten Badeorten. Sie sind wohl alle attraktiv und Meer, Sonne, Gelato und Fischgerichte haben durchaus ihren Reiz. Aber die Spuren der Latinitas dürfen auch bewusst wahrgenommen werden. Schüler-Reisen können einen Beitrag leisten – und Lehrkräfte können sicher auch noch einiges Unbekannte entdecken. ■

Kraftquellen. 100 sakrale Kostbarkeiten zwischen Alpen und Adria

Peter Glatz

Eine sehr schöne Buchneuerscheinung aus Kärnten, herausgegeben von Matthias Kapeller, Leiter der Pressestelle der Diözese Gurk, stellt Kirchenorgeln, christliche Kultstätten der Römerzeit und sakrale Wand- und Deckenmalereien in Kärnten, Slowenien und Friaul vor.

Expertinnen und Experten verschiedener Disziplinen machen sich auf Spurensuche nach den gemeinsamen kulturellen und spirituellen Wurzeln des Alpen-Adria-Raumes. Der Archäologe Franz Glaser beschreibt die frühchristlichen Kultstätten aus der Römerzeit – ausgehend von Aquileia, der „Mutterkirche“ alpenländischer Bistümer, bis hin zum Hemmaberg, einem der ältesten Wallfahrtsorte Europas. Kirchenmusiker:innen wie die Grazer Domkapellmeisterin Melissa Dermastia präsentieren die Vielfalt der „Königin der Instrumente“ in der Dreiländerregion: von der kleinen Truhenorgel bis zu imposanten Domorgeln. Kunsthistoriker:innen stellen sakrale Wand- und Deckenmalereien von europäischem Rang aus neun Jahrhunderten vor. Gerade auch das Zusammenspiel der Disziplinen Archäologie, Orgelmusik und Kunstgeschichte ist sehr reizvoll.

Nach einleitenden Worten folgen auf 100 Doppelseiten die Denkmäler in Kärnten, dann in Slowenien und abschließend im Friaul. Dem Foto links wird jeweils die Beschreibung rechts gegenübergestellt. Letztere enthält im Sinne der leichten Handhabung als Reisebegleiter das Wesentliche in prägnanter Form und ist auf maximal eine Seite beschränkt. Sehr praktisch für weitere Informationen und organisatorische Belange ist die Angabe von Adresse, Kontaktdaten und Webseiten am Ende jeder Seite. Die beeindruckenden Fotos des bibliophilen Reiseführers stammen vom renommierten Fotografen Ferdinand Neumüller. Der vordere aufklappbare Buchdeckel enthält eine Karte der Region Kärnten – Friaul – Slowenien, in der alle im Buch genannten Orte eingezeichnet sind.

„Dieser grenzüberschreitende Reisebegleiter führt zu herausragenden Zeugnissen christlicher Kultur und Spiritualität im Alpen-Adria-Raum“, so Matthias Kapeller. „Am Schnittpunkt germanischer, romanischer und slawischer Kultur ist das Christentum seit mehr als 2000 Jahren eine zentrale und prägende Kraft.“

Die vorgestellten sakralen Kostbarkeiten, so z. B. mehr als 55 frühchristliche Kirchen aus

dem 5. und 6. Jh., seien sichtbare Beispiele für die Vielfalt der Geschichte, Kunst und Architektur in dieser Region, die neben Judentum und Christentum von der Antike wesentlich geprägt wurde. Der antike Anteil an den vorgestellten Sehenswürdigkeiten ist dementsprechend auch in der Publikation durchaus erheblich: Frühchristliche Kirchen, Kultgegenstände, Mosaiken oder Inschriften finden sich auf folgenden Seiten:

03 Feistritz/Drau
05 Feldkirchen
08 Globasnitz
19 Maria Saal
21 Molzbichl
32f St. Peter in Holz
34 St. Stefan-Finkensteine
40 Villach-Warmbad
47 Celja
51 Kobarid
55 Ljubljana
58 Potoki
59 Prebold
60 Ptuj
61 Rifnik pri Šentjurju
68 Vranje pri Sevnici
70–73 Aquileia
76 Concordia Sagittaria
79–81 Grado
83 Invillino
85 Osoppo
86 Ovaro
95 Triest

Das Buch bietet interessante kompakte Information in einer für einen Reiseführer sehr bibliophilen Ausstattung mit Fotos, die geradezu den Wunsch aufkommen lassen, eine Reise in die Dreiländerregion zu unternehmen. ■

Matthias Kapeller (Hg.), „Kraftquellen 5. 100 sakrale Kostbarkeiten zwischen Alpen und Adria“, 220 Seiten, 14,5 x 25,5 cm, Broschur, ISBN 978-3-7086-1343-7, € 28,90



Publikation KRAFTQUELLEN, Cover



Molzbichl, letzte Inschrift der römischen Antike



St. Peter in Holz-Teurnia, Kostbarer Mosaikboden mit 12 Symbolbildern in der frühchristlichen Kirche



Slowenien, Vranje bei Sevnica, Ajdovski Gradec, frühchristliche Doppelkirche mit Baptisterium



Aquileia, Dom Santa Maria Assunta, frühchristliche Kultsäle



Grado, frühchristliche Basilika Santa Maria delle Grazie

Der altsprachliche Unterricht zwischen Beständigkeit und Wandel

Der erste Lehrplan des modernen Gymnasiums in Österreich und sein Fortwirken

Margot Anglmayer-Geelhaar

1. Einleitung: Die Märzrevolution von 1848 und die Neugestaltung des österreichischen Bildungswesens

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts stand es schlecht um Österreichs höhere Schulen. Während der Großteil der Gymnasien in Deutschland bereits seit geraumer Zeit nach den neuhumanistischen Ideen eines Wilhelm von Humboldt umgestaltet worden war, verhinderte der Konservatismus des Vormärz in der Habsburgermonarchie ängstlich jegliche Versuche einer Reform. Auch wenn die in Österreich dominierenden Jesuitenschulen nach der Aufhebung des Ordens im Jahr 1773 aufgelöst worden waren, führte man die Gymnasien weiterhin als Lateinschulen. Von den Fortschritten in Technik und Naturwissenschaften unbeeindruckt und die Tatsache ignorierend, dass die jeweilige Landessprache das Lateinische als Sprache der Wissenschaften und der Universitäten bereits abgelöst hatte, stellte das oberste (und realiter nahezu einzige) Ziel dieser Schulen nach wie vor die aktive Beherrschung der alten Sprache in Wort und Schrift dar. Latein dominierte mit insgesamt 60 (!) Wochenstunden (Lehrplan 1819) unangefochten den damals nur sechs Jahre umfassenden Gymnasialkurs. Wie die beiden Bildungswissenschaftler Stefan Hopmann und Rudolf Künzli darlegen, ist für Änderungen im Bildungswesen nicht selten ein Anstoß durch „soziale und gesellschaftliche Großereignisse“ vonnöten, die eine „Selbstvergewisserung oder gar Neuorientierung der gesamten Gesellschaft erforderlich erscheinen lassen“ (Hopmann & Künzli, 1998, 27). Im Jahr 1848 war dieser Anstoß die Märzrevolution, die es einem politisch erstarkten, liberal gesinnten Großbürgertum ermöglichte, weitreichende und nachhaltige Reformen des gesamten Bildungswesens durchzusetzen. Erstes sichtbares Zeichen des Umdenkens war die Einrichtung eines eigenen „Ministeriums des öffentlichen Unterrichts“ (PGS 76, Nr. 34), dem von nun an die Gestaltung, Aufsicht und Leitung des gesamten Schulwesens von der Volksschule bis hin zur Universität oblag. Noch in der kurzen Amtszeit des ersten Unterrichtsministers Franz Seraph Freiherr von Sommaruga wurde mit der Umgestaltung begonnen – allerdings nicht bei den Gymnasien. Viel dringlicher erschien eine Reform der Philosophischen Fakultät, die



Denkmal für die Reformer des österreichischen Bildungswesens Exner, Thun und Bonitz (v. l. n. r.) im Arkadenhof der Universität Wien

bislang lediglich eine wissenschaftspropädeutische Funktion hatte. Alle Abgänger¹ eines Gymnasiums mussten beim Übertritt auf die Universität nämlich einen zweijährigen, streng reglementierten philosophischen Cursus absolvieren. Erst dann waren sie befugt, ein Studium an den Fakultäten Recht, Medizin oder Theologie aufzunehmen. Den Prinzipien der Lehr- und Lernfreiheit entsprechend entband Sommaruga die Philosophische Fakultät dieser Aufgabe und stellte sie den anderen drei Disziplinen gleich. Die Vorbereitung auf das Universitätsstudium wurde in die Verantwortung der Gymnasien gelegt, die aus diesem Grund um die zwei Jahre des Philosophiekursums verlängert und zu achtklassigen Anstalten ausgebaut werden sollten. Dass dem Minister für Cultus und Unterricht, Leo von Thun und Hohenstein, bereits ein ausgearbeiteter „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen“ (in der Folge zitiert als „Organisationsentwurf“) vorgelegt werden konnte, als er 1849 seinen Dienst antrat, ist in erster Linie das Verdienst von zwei Männern: Franz Sera-

fin Exner (1802–1853) und Hermann Bonitz (1814–1888). Exner hatte bereits mit 29 Jahren die Professur für Philosophie an der Universität Prag übernommen. Als überzeugter Anhänger der Theorien Johann Friedrich Herbart (1776–1841)² galt sein Interesse auch der Pädagogik. So verwundert es nicht, dass bereits die Studienhofkommission wiederholt seine Expertise in schulischen Belangen einholte und ihn das Unterrichtsministerium in der Folge mit der Ausarbeitung eines Organisations- und Lehrplans für die höheren Schulen betraute. Engster Mitarbeiter wurde der zwölf Jahre jüngere Bonitz, den Exner von Preußen, wo er als Gymnasiallehrer tätig war, nach Wien an den Lehrstuhl für Klassische Philologie berufen ließ. Aufbauend auf einem Vorentwurf Exners verfassten die beiden während der Wirren der Revolution innerhalb weniger Monate den genannten „Organisationsentwurf“, der nicht nur die äußere Struktur der Gymnasien,

¹ Um nicht zu verschleiern, dass im 19. Jahrhundert in der Regel nur Knaben ein Gymnasium besuchten und auch die Lehrpersonen männlich waren, wird vom Gebrauch der weiblichen Formen abgesehen.

² Herbart galt zu seinen Lebzeiten als führender Philosoph. Mit seinen Werken „Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet“ (1806) und „Umriss pädagogischer Vorlesungen“ (1835/1841) begründete er zudem die allgemeine Pädagogik als wissenschaftliche Disziplin. Seine pädagogisch-psychologischen Theorien zum Lehren und Lernen wirkten durch seine Schüler und Anhänger, die sog. „Herbartianer“, noch bis ins 20. Jahrhundert weiter.

die Bildungsziele, den Fächerkanon, die Lehrziele und -stoffe der einzelnen Gegenstände zum Inhalt hatte, sondern auch die Aufgaben der Schulleitung, der Lehrer und der Schüler sowie Prüfungsvorschriften einschloss. Damit erfüllte der „Organisationsentwurf“ zum einen die Funktion moderner Lehrpläne, zum anderen enthielt er aber auch Vorschriften, die heute im Schulunterrichtsgesetz (BGBl. Nr. 139/1974), im Schulorganisationsgesetz (BGBl. Nr. 242/1962) und in der Leistungsbeurteilungsverordnung (BGBl. Nr. 371/1974) festgelegt sind.

2. Der „Organisationsentwurf“ des Jahres 1849

Die folgende Darstellung soll sich nicht in der Rekonstruktion der Bildungsinhalte und -ideen des „Organisationsentwurfs“ erschöpfen, sondern im Sinne einer historischen Didaktik auch zeigen, welche Ziele, Inhalte und Methoden bis in die Gegenwart fortwirken und an welchen Stellen Brüche mit der Tradition erkennbar sind. Um es mit den Worten von Stefan Kipf zu sagen: „Erst die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Geschichte der eigenen Fächer erzeugt ein fundiertes Verständnis für die Bedingtheit oder u. U. auch die Neuheit der Situation, schafft eine wohlthuende Distanz und Skepsis gegenüber der Gegenwart mit ihren zumeist schnelllebigen didaktischen Moden, liefert wertvolle Impulse zu einer erfolgreichen Weiterentwicklung des Unterrichts und verleiht systematischen Reflexionen historische Tiefenschärfe und Substanz“ (Kipf, 2009, 5).

In diesem Sinne soll zunächst das allgemeine Bildungsziel der Gymnasien von 1849 in den Blick genommen werden, ehe auf die entsprechenden Fachlehrpläne der beiden alten Sprachen eingegangen wird.

2.1 Leitideen und Fächerkanon des Gymnasiums

Als „Zweck“ der Schulform wird zu Beginn der allgemeinen Bestimmungen angegeben, „1. eine höhere allgemeine Bildung unter wesentlicher Benützung der alten klassischen Sprachen und ihrer Literatur zu gewähren, und 2. hiedurch zugleich für das Universitätsstudium vorzubereiten“ („Organisationsentwurf“, 1849, 14). Hinter Ersterem steht das Bildungskonzept des Neumanismus, das sein Ziel in der „harmonischen Entfaltung aller Anlagen und Kräfte“ (Fuhrmann, 2001, 121; vgl. auch Kipf 2019) des Menschen erblickte. Der Weg dorthin führte vorrangig über die Lektüre (verstanden als Übersetzen und Erklären) antiker literarischer Texte. Da antike Schriftsteller mit ihren Werken das „Wahre, Gute und Schöne“ bezweckten, erhofften sich die damaligen Pädagogen von der Beschäftigung mit ihnen

	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.	4. Kl.	5. Kl.	6. Kl.	7. Kl.	8. Kl.	Σ	%
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2	16	8,6%
Latein	8	6	5	6	6	6	5	5	47	25,3%
Griechisch	-	-	5	4	4	4	5	6	28	15,1%
Muttersprache	4	4	3	3	2	3	3	3	25	13,4%
Geschichte und Geographie	3	3	3	3	4	3	3	3	25	13,4%
Mathematik	3	3	3	3	4	3	3	-	22	11,8%
Philosophische Propädeutik	-	-	-	-	-	-	-	2	2	1,1%
Naturgeschichte und Physik	2	2	3	3	2	3	3	3	21	11,3%
Summe	22	20	24	24	24	24	24	24	186	

Tabelle 1: Stundentafel für das Gymnasium 1849

nicht nur eine literarisch-ästhetische, sondern auch eine ethisch-moralische Sensibilisierung der Lernenden. Die beiden alten Sprachen waren durch die neumanistische Bildungs-idee also von vornherein im Fächerkanon des Gymnasiums legitimiert. Exner und Bonitz waren sich allerdings bewusst, dass sich die gesellschaftlichen Erwartungen an Schule und Unterricht gewandelt hatten. Neben den beiden alten Sprachen, der Muttersprache und Religion wurden als „realistische Gegenpole“ und gleichwertige Gegenstände Geschichte und Geographie, Mathematik, Philosophische Propädeutik (in der obersten Klasse statt Mathematik) sowie Naturgeschichte und Physik etabliert (vgl. dazu Tabelle 1). Der Schwerpunkt des Lehrplans liegt, so hält der „Organisationsentwurf“ (1849, 8) fest, „in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände aufeinander. Dieser nach allen Seiten nachzugehen, und dabei die humanistischen Elemente, welche auch in den Naturwissenschaften in reicher Fülle vorhanden sind, überall mit Sorgfalt zu benützen, scheint gegenwärtig die Aufgabe zu sein.“ Der zweite Punkt, das Erlangen der Universitätsreife, zielte neben der propädeutischen Funktion auch auf die erstmals nach deutschem Vorbild eingeführte „Maturitätsprüfung“ ab, von deren Bestehen nunmehr die Berechtigung zu einem Hochschulstudium oder der Übertritt in den höheren Staatsdienst abhing. Nicht Herkunft oder Stand, sondern staatlich zertifizierte Qualifikationen sollten über den beruflichen Werdegang entscheiden. Die Standards der abschließenden Prüfung waren durchwegs hoch: Sie bestand aus einem schriftlichen Teil, der Latein, Griechisch, die Muttersprache und später auch Mathematik umfasste, sowie einem mündlichen Teil, in dem alle Gegenstände (mit Ausnahme von Religion) geprüft wurden.³

³ In beiden alten Sprachen wurde für die schriftliche Maturitätsprüfung eine Übersetzung eines originalsprachlichen Textes in die Muttersprache („Herübersetzung“) verlangt, in Latein zusätzlich eine Übersetzung von der Muttersprache ins Lateinische („Hinübersetzung“). Im mündlichen Teil der Matura mussten die Kandidaten zusätzlich zu denselben Übersetzungsleistungen, die schriftlich vorgeschrieben waren, die Kenntnis von Leben und Werk der im Unterricht

Am zweifachen „Zweck der Gymnasien“ hat sich bis heute nur wenig geändert: Wie in § 24 des 1962 ausgearbeiteten (und heute noch gültigen) Schulorganisationsgesetzes (SchOG) festgehalten ist, hat die allgemeinbildende höhere Schule nach wie vor die Aufgabe, „den Schülerinnen und Schülern eine umfassende und vertiefte Allgemeinbildung zu vermitteln und sie zugleich zur Universitätsreife zu führen.“ Die Allgemeinbildung wird also statt des Adjektivs „höher“ mit „umfassend und vertieft“ charakterisiert.⁴ Damit soll dem Umstand Rechnung getragen werden, dass in den gymnasialen Schulformen nunmehr die Möglichkeit schultypenspezifischer und individueller Schwerpunktsetzungen besteht, gleichzeitig jedoch ein nicht geringer Anteil von humanistischen und realistischen Kernfächern verbindlich vorgeschrieben bleibt. Wenn das SchOG zudem im sogenannten „Zielparagraphen“ (§ 2) der österreichischen Schule die Verantwortung überträgt, „an der Entwicklung der Anlagen der Jugend nach den sittlichen, religiösen und sozialen Werten sowie nach den Werten des Wahren, Guten und Schönen durch einen ihrer Entwicklungsstufe und ihrem Bildungsweg entsprechenden Unterricht mitzuwirken“, so beruft es sich damit ganz bewusst auf eine humanistische Bildungstradition.

2.2 Der Fachlehrplan aus Latein

Die Aufwertung der realistischen Gegenstände hatte notwendigerweise zur Folge, dass der Lateinunterricht seine bisherige Dominanz innerhalb des Fächerkanons einbüßte. Zwar wurde Latein weiterhin grundständig geführt, umfasste also insgesamt 8 Jahre, doch machte die alte Sprache „nur“ mehr ein Viertel des Gesamtunterrichts aus, während sie im Lehr-

behandelten Autoren nachweisen. Man verzichtete also auf den im deutschen Abitur ebenso üblichen wie gefürchteten freien lateinischen Aufsatz – und das durchaus bewusst: Der Nachweis einer aktiven Sprachbeherrschung wurde nämlich von Exner und Bonitz als unzeitgemäß erachtet (vgl. „Organisationsentwurf“, 1849, 191–197).

⁴ Einzig im Lehrplan von 1985 (BGBl. Nr. 88/1985) wurde – wohl um sich gegen die damals aufgewertete Hauptschule abzugrenzen – wieder auf die Formulierung „höhere Allgemeinbildung“ zurückgegriffen.

plan von 1819, der bis zum „Organisationsentwurf“ Gültigkeit hatte, mehr als die Hälfte einnahm. Dennoch blieben die Fachziele, dem neuhumanistischen Bildungsideal verpflichtet, durchaus anspruchsvoll: Das „Untergymnasium“ (1. bis 4. Klasse) hatte zunächst die „grammatische Kenntniss der lateinischen Sprache“ zum Ziel. Da der Lektüreunterricht in der dritten Klasse einsetzte, sollten auch „Fertigkeit und Übung im Übersetzen eines leichten lateinischen Schriftstellers“ vermittelt werden. Das „Obergymnasium“ beinhaltete die „Kenntniss der römischen Literatur in ihren bedeutendsten Erscheinungen und in ihr des römischen Staatslebens“ sowie die „Erwerbung des Sinnes für stilistische Form und dadurch mittelbar für Schönheit der Rede überhaupt“ („Organisationsentwurf“, 1849, 22 und 24). Es zeigt sich also deutlich, dass der Unterricht nicht mehr auf die aktive *imitatio* der antiken Schriftsteller in Wort und Schrift ausgerichtet war, sondern stattdessen Grammatik, Übersetzen, Kultur und Literatur in den Mittelpunkt rückten. Damit änderte sich aber auch die Legitimation des Faches innerhalb des Fächerkanons. In den sogenannten „Instructionen“, die dem „Organisationsentwurf“ beigegeben waren und (fach)didaktische Hinweise für jeden Gegenstand enthielten, werden gleich drei Gründe angeführt, warum „der Unterricht in der lateinischen Sprache einen wesentlichen und dauernden Werth für höhere Bildung hat“ (ebd., 102). Gerade die ersten beiden wirken überraschend modern: Zunächst nämlich wird darauf verwiesen, dass die Kenntnis der alten Sprache eine Hilfe „für alle auf wissenschaftlicher Bildung bestehenden Berufswege“ (ebd.) darstellen, namentlich für die Studien Recht, Medizin und Theologie. Die Begründung bezieht sich somit recht pragmatisch auf das gymnasiale Leitziel der Wissenschaftspropädeutik. Zweitens sei „die Erlernung der lateinischen Sprache, durch die strenge Gesetzmäßigkeit einerseits, wie durch die merkwürdige Entfernung von moderner Denk- und Sprechweise andererseits, vorzüglich geeignet, das Sprachbewusstsein zu entwickeln“ (ebd.), was nicht nur einen eigenen Bildungswert darstelle, sondern durchaus praxisorientiert auch das Erlernen von modernen Fremdsprachen erleichtere. Erreicht werden soll diese Fähigkeit ganz besonders durch das Übersetzen – und zwar sowohl vom Lateinischen ins Deutsche als auch vom Deutschen ins Lateinische. Dadurch nämlich würden den Schülern die strukturellen und semantischen Unterschiede zwischen den beiden Sprachen besonders klar vor Augen treten. Doch auch die Grammatik soll bereits im Sinne sprachlicher Bildung so vermittelt werden, dass die Schüler Paradigmen und Regeln nicht einfach auswendig lernen, sondern gleichzeitig mit der neuen Form auch deren Funktionen im Satz verstehen. Aus diesem Grund müsse auch die bislang übliche Trennung von Formenlehre

und Syntax aufgegeben werden und bereits in den ersten beiden Klassen „in das Erlernen der Formenlehre das Verständlichste, zur Satzbildung Unentbehrlichste aufgenommen werden, und zwar an den Stellen, wo es sogleich in Gebrauch kommt“ (ebd., 104). Nach dem Prinzip der „Thätigkeit“, also des selbstständigen Erarbeitens der Unterrichtsstoffe und der aktiven Teilnahme am Unterricht (vgl. dazu Paulsen, 1960, 399f.), wurden den Lehrpersonen in den „Instructionen“ auch konkrete Handlungsanweisungen für die Grammatikeinführung gegeben: „Der Lehrer liest das zunächst zu lernende und einzuübende Paradigma laut vor, lässt es dann in derselben Reihenfolge der Formen von einzelnen Schülern, ohne Benutzung des Buches, erst an demselben Worte, dann an anderen Worten nachsprechen, und hierauf Formen ausser dieser Reihenfolge bilden. Dann folgt Lesen, Analysiren, Übersetzen (...) der zu diesem Paradigma gehörigen lateinischen Sätze. Hierauf mündliche Rückübersetzung derselben Sätze in das Lateinische, indem sie der Lehrer in der Muttersprache vorsagt. Zuletzt mündliche Übersetzung der dieselben Vocabeln in anderen Verbindungen enthaltenden Sätze in das Lateinische“ („Organisationsentwurf“, 1849, 104f.). Als Hausübung ist dann nicht nur das Lernen des neuen grammatischen Phänomens, sondern auch der unbekannten Vokabeln zu verlangen, da „für die Sprache (...) der Wortreichtum ein ebenso wichtiges Moment [ist], als die Flexion der Worte und die Regeln ihrer Verbindung“ (ebd., 105). Diese Methode einer „Grammatik mit Beispielen“ (Paulsen, 1960, 400) findet im modernen Fachunterricht wohl am ehesten eine Entsprechung in der Grammatikeinführung als „induktiv-deduktiver Mischform“. Insgesamt hat „Sprachbewusstsein“ als Begründung für den Lateinunterricht bis heute nichts von seiner Relevanz eingebüßt. In diesem Zusammenhang sei z. B. auf die „Bildungs- und Lehraufgabe“ sowie die „didaktischen Grundsätze“ des aktuellen Unterstufenlehrplans Latein (BGBL II Nr. 1/2023) hingewiesen. Dort dienen Sprachbildung, Sprachbewusstsein und eigenständiges (Fremd-)Sprachenlernen auf Grundlage von Lateinkenntnissen ebenfalls der Legitimation des Faches. Neben der sprachlich-formalen Seite legte der „Organisationsentwurf“ den Schwerpunkt des Lateinunterrichts – insbesondere der Oberstufe – auf die Vermittlung historisch-ästhetischer Bildung. Diese erfolge, wie in den „Instructionen“ als dritte Begründung festgehalten, durch die „Lectüre der besten Klassiker der lateinischen Sprache.“ Die intensive Auseinandersetzung mit „Gedankeninhalt“ und „Form“ der Texte gewähre den Schülern aber nicht nur tiefe Einblicke in Geschichte und Literatur der Römer und bilde ihren Sinn für Stil und Ausdruck, sondern übe auf sie auch ganz automatisch einen „sittlich bildenden Einfluss“ („Organisationsentwurf“, 1849, 102) aus. Gera-

de die letzte Vorstellung erscheint heutzutage wohl fremd, doch steht hinter ihr Herbarts didaktisches Konzept des erziehenden Unterrichts (dazu etwa Dietrich, 1998). Als überzeugter Anhänger des deutschen Pädagogen ließ Exner dessen Ideen nämlich auch in den „Organisationsentwurf“ einfließen. So heißt es etwa bereits in den einleitenden Bemerkungen: „Der (...) Entwurf legt ein besonderes Gewicht auf die erziehende Thätigkeit der Schule.“ Jeder Gegenstand müsse daher Maßnahmen setzen, die „eine allseitig zusammenstimmende und kräftige Einwirkung auf Sinnesart und Charakter der Schüler möglich machen sollen“ („Organisationsentwurf“, 1849, 9). Für den altsprachlichen Unterricht sah man dieses Ziel durch das Lesen „guter Literatur“ verwirklicht, durch die sich „gute Gedankenkreise“ ausbilden würden. Nach der Vorstellung Herbarts führe dann das Wissen um das sittlich Gute zu sittlich guten Entscheidungen und Taten. Die richtige Auswahl der Lektüre war daher von zentraler Bedeutung: Nur Werke, die hinsichtlich Inhalts, Stils und Moral das „Wahre, Schöne und Gute“ repräsentierten, wurden aufgenommen. Ergebnis war ein Kanon, der sich sehr stark auf die Klassik konzentrierte und nur sehr wenige Autoren umfasste (vgl. Tabelle 2). Was die Anordnung der Werke in der Oberstufe betrifft, so versuchte man offenbar eine gewisse Abwechslung zu bieten, indem man auf die Prosalektüre immer Dichtung folgen ließ. Hinter der Abfolge der Prosaschriftsteller scheint zudem die Absicht gestanden zu sein, die römische Geschichte von ihren Anfängen bis zum Prinzipat nachzuzeichnen. Die Lektüre setzte mit Nepos aber bereits in der 3. Klasse des Untergymnasiums ein, was insofern bemerkenswert ist, als der Grammatikunterricht erst mit dem Ende der 4. Klasse abgeschlossen wurde. Das Nebeneinander von Lektüre- und Grammatikunterricht stellte also offenbar kein Problem dar, nur hielt man in den „Instructionen“ aus den oben genannten Gründen nachdrücklich fest, die beiden Bereiche klar voneinander zu trennen, um die Lektüre „vom Dienste für bloss grammatische Zwecke“ (ebd., 108) zu befreien. Im Zentrum des Lektüreunterrichts stand nunmehr das Übersetzen in die Muttersprache. Auch hierfür sollten neue Methoden zum Tragen kommen, die die aktive „Thätigkeit“ der Schüler unterstützen. Das bis dahin übliche Vorgehen des Vorübersetzens durch die Lehrperson und des Repetierens durch die Schüler (vgl. Paulsen, 1960, 155) sollte daher dem Dreischritt „Präparation“, „Erklärung“ und „Übersetzung“ weichen. Die Schüler waren zunächst angehalten, einen vorgegebenen Textabschnitt zu Hause vorzubereiten, indem sie die ihnen unbekannten Vokabeln nachschlugen und eine erste Übersetzung anfertigten.⁵ In der

⁵ Konkrete Übersetzungsmethoden werden in den methodisch-didaktischen „Instructionen“ des „Organisationsent-

Klasse	Lektüre Latein	Lektüre Griechisch
3.	Nepos („der größere Theil des Schriftstellers“)	-
4.	Caesar, Bellum Gallicum („der größte Theil der Schrift“) Einführung in Metrik und Prosodie anhand von Ovid oder einer Chrestomathie	-
5.	Livius (Buch 1, Ständekämpfe, Hannibalscher Krieg) Ovid, Metamorphosen („die schönsten Erzählungen“)	Homer, Ilias (4 Gesänge)
6.	Sallust, Catilina und Iugurtha Cicero, Catilina 1 Caesar, Bellum civile Zur Wahl: Cicero (Auswahl aus Briefen) Vergil, Eclogae und Georgica (Auswahl); Aeneis (Anfang)	Homer, Ilias (6 Gesänge) Herodot („Hauptpunkte aus der Geschichte der Perserkriege“)
7.	Cicero, Reden (Auswahl) Vergil, Aeneis	Sophokles (eine Tragödie) Demosthenes (kleine Staatsreden; wenn Zeit: Kranzrede)
8.	Tacitus, Agricola oder Germania; Auswahl aus Annales und Historiae Horaz, Carmina; Auswahl aus Epoden, Episteln, Satiren	Platon (Apologie, Auswahl aus Dialogen) Sophokles (eine Tragödie)

Tabelle 2: Der Lektürekanon für die alten Sprachen 1849.

nächsten Stunde wurden sie dann aufgerufen, um ihre Ergebnisse zu präsentieren, wobei der Lehrer bei Übersetzungsfehlern korrigierend eingreifen sollte – ohne gleich selbst die richtige Version zu liefern. Danach erfolgte eine Erklärung der grammatischen und stilistischen Besonderheiten des Textes; in den höheren Klassen sollte den Schülern auch der historisch-pragmatische Hintergrund bzw. die (mögliche) Autorenintention erläutert werden, um sie – ganz im Sinne Herbarts – „in dem Gedankenkreise des Schriftstellers heimisch“ (ebd., 113) zu machen. Zuletzt gab der Lehrer eine Übersetzung, in welche auch die in der Erklärung gewonnenen Erkenntnisse einfließen sollten. Aufgabe der Schüler war es dann, den so erschlossene Text zuhause nochmals durcharbeiten. In der Regel erfolgten alle Übersetzungen mündlich. Denn „schriftliche Übersetzungen als regelmässige Aufgaben hemmen den Fortschritt der Lectüre, und befördern ein gedankenloses Schreiben in schlechter oder mittelmässiger Sprachform; auch ist es dem Lehrer nicht möglich, die Correctur auch nur einigermaßen zu bewältigen.“ (ebd., 114).

2.3 Der Fachlehrplan aus Griechisch

Abschließend noch ein paar Bemerkungen zum Griechischunterricht: Dessen Fachziele blieben ein wenig hinter denen des Lateinunterrichts zurück; für das Untergymnasium waren grammatische Kenntnisse der attischen

Formenlehre und der wichtigsten Punkte der Syntax, für die Oberstufe die „gründliche Lectüre des Bedeutendsten aus der griechischen Literatur“ (ebd., 27) vorgeschrieben. Doch war es der neuhumanistischen Bildungsidee zu verdanken, dass das Griechische innerhalb des Fächerkanons an Bedeutung gewonnen hatte und ihm erstmals in der Geschichte des österreichischen Bildungswesens ein anspruchsvolles Curriculum mit begründeter Stoffauswahl und -anordnung zugeordnet wurde. Um diese Ziele verwirklichen zu können, wurde die Gesamtwochenstundenanzahl um ganze 20 (!) Stunden angehoben. Der Unterricht setzte in der 3. Klasse ein, die Elementarphase umfasste 2 Jahre. In der Oberstufe lag der Schwerpunkt wie in Latein auf der Lektüre und beinhaltete einen schmalen „klassischen“ Kanon von lediglich fünf Autoren (vgl. Tabelle 2). Auffällig ist dabei, dass das erste literarische Werk nach zwei Jahren Grammatikunterricht mit seinem Fokus auf dem attischen Dialekt ausgerechnet Homers Ilias bildete. Den sprachlichen Schwierigkeiten, die sich daraus sehr wahrscheinlich ergeben würden, stellte der „Organisationsentwurf“ allerdings das (erwartete) „lebhafteste Interesse“ der Schüler entgegen: Gerade die Ilias nämlich entspreche „dem Charakter des jugendlichen Alters“, sodass die Schüler bereit wären, die bestehenden Lücken im Bereich der Formenlehre und der Vokabeln rasch zu schließen, um sich dann „mit Leichtigkeit und Freude“ (ebd., 117f.) der Lektüre widmen zu können. Hinter dieser Auffassung scheint einmal mehr Herbart zu stehen, der

im Wecken von Interesse den „Zweck des Unterrichts“ (Herbart, 1984, 26) überhaupt erkannte. Für das Griechische sei dafür Homer der geeignete Autor, sodass Herbart in seinen pädagogischen Vorlesungen zu dessen „frühen Gebrauche“ rät (ebd., 120).⁶ Offenbar konnten die bildungstheoretischen Überlegungen aber in der schulischen Praxis nicht überzeugen. Schon wenige Jahre später führte man nämlich nach deutschem Vorbild per Erlass Xenophon als Übergangslektüre ein (Verordnung, 1855, 835). Was schließlich die methodisch-didaktischen Hinweise betrifft, so orientierte sich der Fachlehrplan an dem aus Latein, sodass in den „Instructionen“ auf diesbezügliche Angaben verzichtet wurde.

3. Fazit

Der Einfluss des „Organisationsentwurfs“ auf die heutigen Lehrpläne zeigt sich sowohl auf Ebene der allgemeinen Bildungsidee, die nach wie vor neuhumanistisch geprägt ist, als auch innerhalb der altsprachlichen Fachpläne. Dort haben sich die zentrale Stellung des Übersetzens aus dem Lateinischen bzw. Griechischen sowie die fachlichen Legitimationen – namentlich Wissenschaftspropädeutik und Sprachbildung – als erstaunlich stabil erwiesen. Damals wie heute gilt zudem, dass der Lateinlehrplan seinem griechischen Pendant hinsichtlich Struktur und methodisch-didaktischen Vorgaben als Vorbild dient. Die signifikanteste curriculare Neuerung stellt die Umstellung von der autoren- hin zur themenzentrierten Lektüre im Jahr 2004 dar. Auf die vielfältigen Gründe für diese folgenreiche Lehrplanrevision soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass der Kanon des „Organisationsentwurfs“ noch bis in die Lehrpläne der 1980er-Jahre nachwirkte: So fanden sich 140 Jahre später nicht nur nahezu dieselben Autoren wie im von Exner und Bonitz festgelegten Latein- und Griechischkanon, es wurde sogar deren Reihenfolge weitestgehend beibehalten.⁷ ■



Abkürzungen und Literatur

⁶ Im Konkreten meint Herbart allerdings die Odyssee, zu deren Lektüre bereits 10 oder 11 Jahre alte Knaben begeistert werden könnten; die Ilias solle dann im „Jünglingsalter“ folgen, wie auch im „Organisationsentwurf“ vorgegeben.

⁷ Im Vergleich zum Jahr 1849 wurde der Kanon im Jahr 1989 (BGBl. Nr. 63/1989) im Langlatein (L6) um die Pflichtlektüre von Phaedrus (5. Klasse), Catull (6. Klasse), Seneca (7. Klasse) und Plinius (8. Klasse) erweitert. Im verpflichtenden Griechischkanon wurden Demosthenes und Herodot durch die Vorsokratiker (7. Klasse) und Euripides (in der 8. Klasse als Wahl neben Sophokles) ersetzt.

wurfs“ nicht vorgestellt. Einen historischen Überblick über Theorie und Praxis der Texterschließung gibt z. B. Kipf, 2009.

Die Umarmung der Welt

Wie die Piazza S. Pietro zum genialsten Platz der Welt wurde

Michael Hotz



Petersplatz mit Peterskirche, Teilen des Vatikan und des Borgo

Immer wenn Fabio Chigi vom Lateran zu seinem anderen Arbeitsplatz im Vatikan fuhr, ärgerte er sich maßlos: Entweder er blieb auf dem weiten Platz vor St. Peter bei Regen im Matsch stecken oder sein Blick fiel auf die ziemlich heruntergekommenen Häuserfronten, die in völlig ungeordneter Bebauung das große Carree mehr erdrückten als umstanden. Oder er sah fromme Pilger die marode, zum Petersdom hinaufführende Treppe mehr hinaufstolpern als schreiten. Allein der prächtige antike Obelisk, den Papst Sixtus V. hier vor ziemlich genau 70 Jahren hatte aufstellen lassen, war aus ästhetischer Sicht ein kleiner Lichtblick. Aber letztlich war dieser Platz schlicht eine Schande für Rom und das Papsttum!

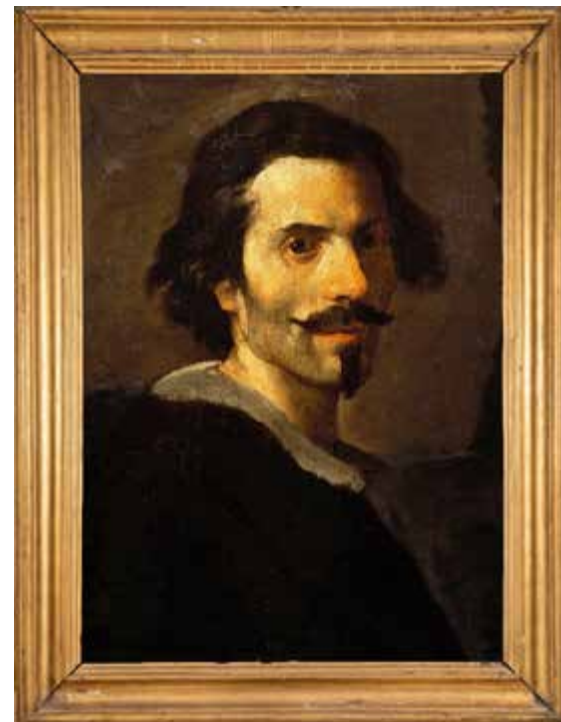
Und so fasste Chigi an einem Tag des Jahres 1656 den Entschluss, diesen Platz vor der wichtigsten Kirche der Christenheit von Grund auf neu gestalten zu lassen. Das konnte er auch, denn als Papst Alexander VII., wie er seit seiner Wahl im Jahr zuvor hieß, hatte er nicht nur die entsprechenden Mittel und Möglichkeiten, sondern vor allem auch den Willen und die Entschlossenheit, diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu bereiten. Selbstverständlich kam für die künstlerisch-architektonische Umsetzung dieses ehrgeizigen Projekts nur eine Person in Frage: Gian Lorenzo Bernini, der unangefochtene Kunststar im Rom des 17. Jh. Bernini hatte bereits für Alexanders Vorgänger

Innozenz X. und Urban VIII. so prachtvolle Monumente wie den Vierströmebrunnen oder den Baldachin der Peterskirche geschaffen und damit maßgeblich zur Neugestaltung Roms als einer Kapitale des Barock beigetragen. Damit war er für Alexander VII. genau der richtige Mann: Denn der Auftrag an Bernini lautete, mit der völligen Neugestaltung des Platzes vor St. Peter etwas Großartiges, nie Dagewesenes zu schaffen, etwas, das nicht nur das Stadtbild Roms revolutionierte und damit die Größe und Bedeutung des Papsttums der ganzen Welt vor Augen führte, sondern vor allem alle gläubigen Menschen, egal ob Katholiken, Protestanten oder Andersgläubige vom Katholizismus als der einzig wahren Glaubensform überzeugen sollte. Dabei war Alexander – ganz in der Tradition der Gegenreformation und seiner barocken Amtsvorgänger – überzeugt, dass vor allem die prachtvolle Neugestaltung der Hauptstadt der Christenheit die Menschen von der allumfassenden Autorität der katholischen Kirche und des Papsttums überzeugen konnte. Das Prinzip lautete: Glaubensvermittlung durch visuelle Überwältigung. Und genau deshalb musste der Vorplatz der Kirche, in der der erste Papst begraben liegt, unbedingt einen neuen, angemessenen, ja überwältigenden Rahmen erhalten.

Doch so schön und nachvollziehbar dieser Gedanke auch war, der Umsetzung solch



Guido Ubaldo Abbatini, Papst Alexander VII. mit Berninis Marmor-Totenkopf, 1655/56

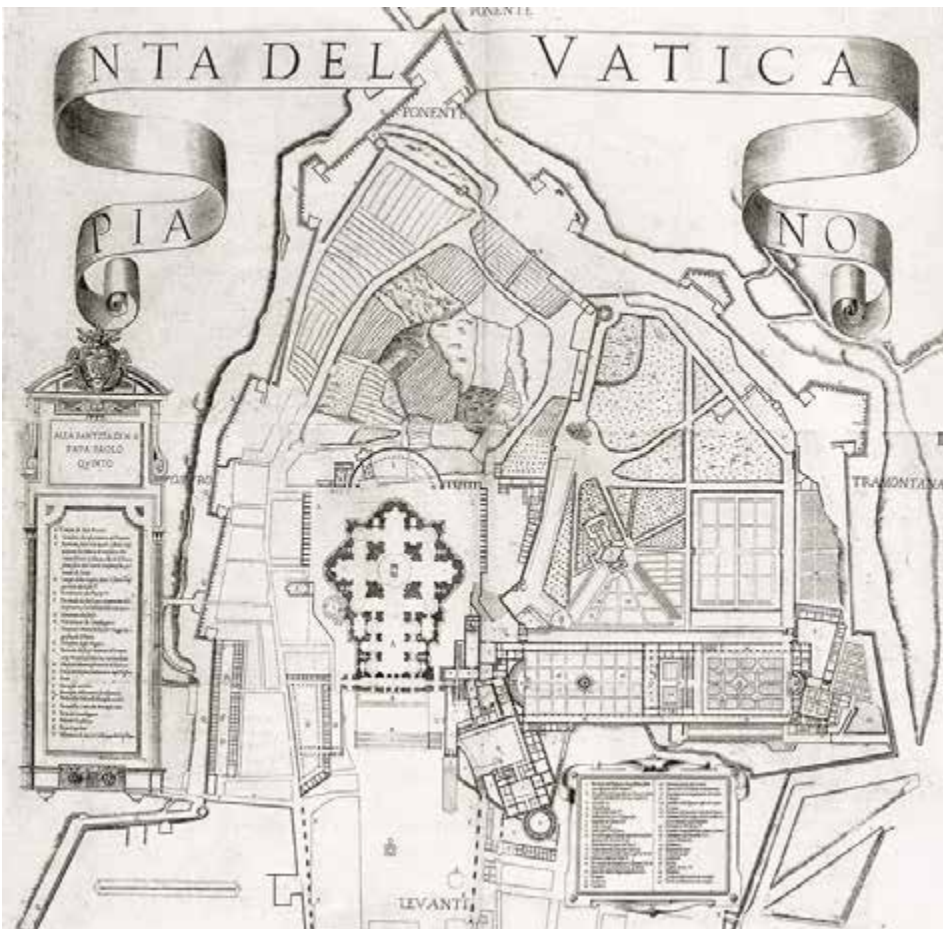


Gian Lorenzo Bernini, Selbstporträt (1638–40)

hochfliegender Pläne stand die – vor allem aus finanzieller Sicht – bittere Realität entgegen: Denn die wirtschaftliche Lage Alexanders



Petersplatz, um 1600, Vatikanische Museen



Plan des Petersplatzes um 1650, Martino Ferrabosco

VII. und des Papsttums im Allgemeinen war in der zweiten Hälfte des 17. Jh. alles andere als rosig: die extreme Kunstkonjunktur der vergangenen Jahrzehnte besonders seit Urban VIII. hatte Rom zwar zu der Metropole des aufblühenden Barock gemacht und der ewigen Stadt tatsächlich zu neuem Glanz verholfen. Auf der anderen Seite hatte sie sich katastrophal auf die ökonomische Gesamtsituation ausgewirkt: Die päpstlichen Kassen waren leer, immense Schuldenberge hatten sich im Lauf der Jahre aufgetürmt und vor allem das seit der Renaissance immer weiter ausufernde System des Nepotismus hatte die päpstliche Kasse an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Alexander VII. sah also in der Schuldenfalle, ein Großprojekt wie das der Neugestaltung des Petersplatzes, noch dazu eines, das rein auf Repräsentationszwecke ausgerichtet und aus städtebaulich-funktionaler Sicht praktisch nutzlos war, konnte vernünftigerweise nicht finanziert, geschweige denn realisiert werden. Denn es kam noch ein weiteres Problem hinzu: Bei der Planung und Finanzierung von Projekten dieser Größenordnung mussten verschiedene Interessensgruppen mitberücksichtigt und einbezogen werden: Alexander VII. und Bernini konnten das Projekt nicht im Alleingang durchziehen, sondern waren auf die Zustimmung des Kardinalskollegiums sowie der *Fabbrica di San Pietro*, der Dombauhütte von St. Peter, angewiesen. Und diese beiden Gruppen hatten von Beginn an komplett ande-



Piazza Navona von oben

re Vorstellungen bezüglich des Aussehens, der Funktion und der Finanzierung des Platzprojekts als der Papst und sein Stararchitekt. Was zur Folge hatte, dass sowohl in der Planungs- und Projektions- als auch in der Bauphase immer neue und immer heftigere Kontroversen zwischen Papst, Kardinalskollegium und *Fabbrica* aufbrachen.

Bereits bei den Vorstellungen über die grundlegende Form und Nutzung des neuen Platzes traten die divergierenden Positionen offen zutage: So sah der erste Vorschlag der Fraktion Kardinalskollegium/*Fabbrica* einen eher schlichten rechteckigen Platz mit einheitlich gestalteten Privatgebäuden vor. Auf die eher entsetzte Reaktion von Alexander VII. wurde dann die Idee ins Spiel gebracht, einen schlichten, von Kolonnaden gefassten Platz zu schaffen, auf die ein zweiter Stock mit Mietwohnungen daraufgesetzt werden sollte. Die *Fabbrica di San Pietro* erhoffte sich durch dieses hochmodern anmutende Konzept einer Vermietung

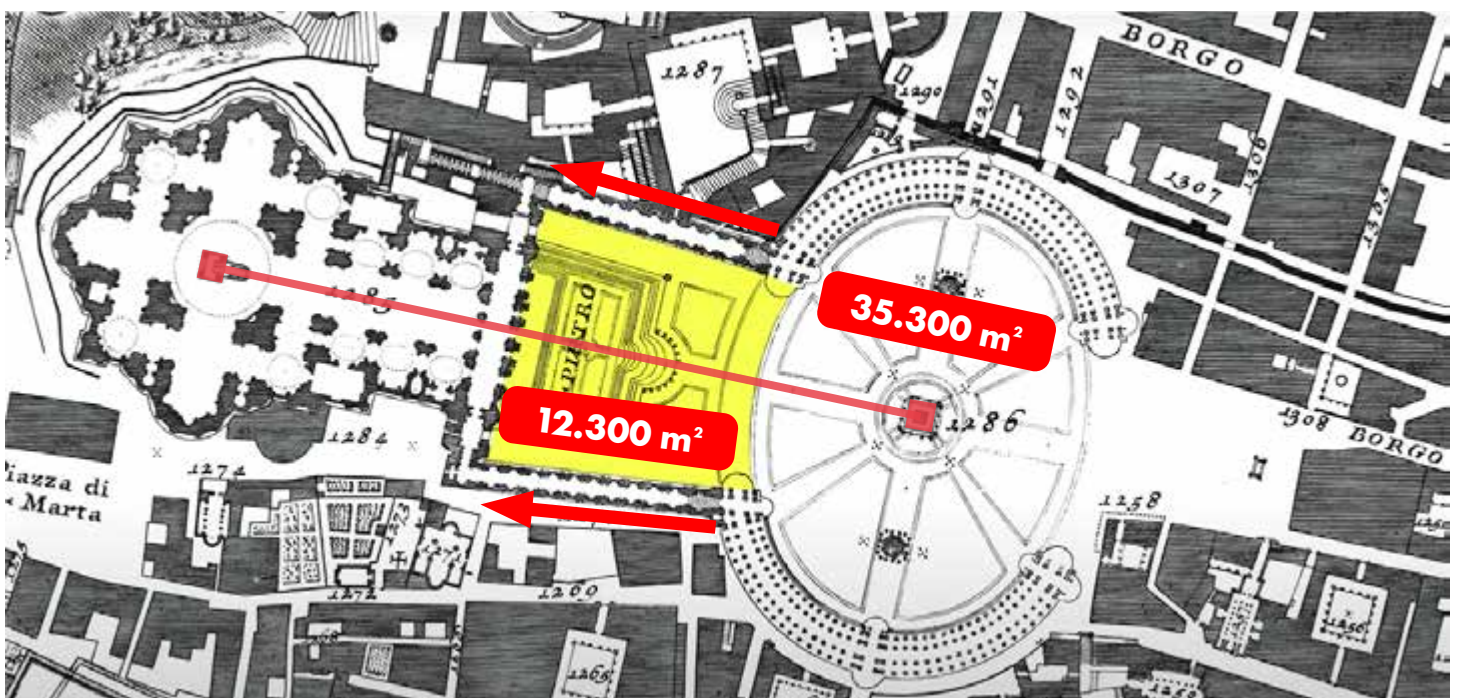
bzw. des Verkaufs von Wohnungen mit exklusivem Blick auf den Petersdom exzellente Einnahmen, die vor allem der Finanzierung des Großprojekts zugute kommen sollten. Und so wurde Bernini zunächst beauftragt, einen solchen trapezförmigen Platz mit Laubengängen und Geschäften im Erdgeschoss zu entwerfen, die meistbietend an große römische Familien bzw. Kanoniker verkauft werden sollten. Doch Alexander VII. lehnte dieses Konzept kategorisch ab. Er hatte wohl von Anfang an (sicherlich auch unter dem Einfluss Berninis) eine völlig andere Vorstellung von der Form des neuen Platzes: Die Anlage sollte sich nicht nur in der Form von allen anderen Plätzen Roms abheben und dabei auch noch idealerweise der gesamten Bevölkerung Roms Platz bieten, nein, seine wichtigste Aufgabe war, eine Botschaft zu vermitteln. Oder genauer gesagt, mehrere Botschaften: Dieser Platz sollte symbolisch gleichsam alle Menschen auf der Welt aufnehmen, sie umfassen und beschützen.



Kolosseum von oben

Jedem Besucher des Platzes sollte eindrucksvoll vor Augen geführt werden, dass dies nicht nur für die Platzanlage, sondern vor allem auch für die Mutter Kirche und an ihrer Spitze den Papst galt: In mütterlicher bzw. väterlicher Zuneigung und Verantwortung nehmen die Kirche und der Papst alle Menschen auf der Welt in den Arm und beschützen sie. Damit sollte das im wahren Wortsinn katholische Wesen der Kirche, ihr Universalitätsanspruch, auf bisher nie dagewesene Weise sichtbar und gleichsam körperlich erfahrbar werden. Der neue Petersplatz als die „Umarmung der Welt“ – wie sollte da ein Allerweltskonzept mit ein paar Mietwohnungen dagegen bestehen können?

Doch wie konnte diese Idee von der Umarmung der Welt in eine schlüssige und ästhetisch überzeugende architektonische Form gebracht werden? Für Alexander VII. und Bernini lag die Lösung von Anfang an klar auf



Plan des Petersplatzes mit ovato tondo, piazza retta und Peterskirche

der Hand: Der zentrale Platz musste eine ovale Form erhalten. Denn zum einen erinnerte eine solche Form an das große Vorbild des Kolosseums, das *teatro universale* der Römer und monumentalstes Gebäude aus der Antike. Und zum anderen hatte man bei der Gestaltung der Piazza Navona durch Bernini unter Alexanders Vorgänger Innozenz X. sehr gute Erfahrungen mit der elliptischen Form einer Platzanlage gemacht (s. Seite 64 oben). Hier hatte Bernini fünf Jahre zuvor die durch den antiken Circus des Domitian vorgegebene Form auf geniale Weise zur Inszenierung eines großen barocken Theaterschauspiels genutzt und rund um den zentralen Obelisken des Vierströmebrunnens geradezu ein Feuerwerk an unterschiedlichen Blickwinkeln, Perspektiven und „Auftrittsmöglichkeiten“ geschaffen. Ähnliches, am besten noch Raffinierteres und Großartigeres erwartete sich nun Alexander VII. auch von der Neugestaltung des Petersplatzes – er sollte nicht enttäuscht werden.

Doch ein insgesamt über 47.000 m² großes Areal konnte nicht durch ein einziges großes Oval abgedeckt werden. Zudem stellten sich durch die vorgegebene bauliche Situation mehrere Herausforderungen, die vor der Planung des Ovals bewältigt werden mussten: Zunächst war der Platz vor St. Peter keine eigentliche Piazza, wie man sie von anderen Plätzen in Rom und Italien her kennt, sondern, wie eingangs erwähnt, eine unbebaute, unregelmäßig von Gebäuden umgebene Fläche (s. Seite 63 oben). Zudem hatte das Gebiet des Vatikan (also Sixtinische Kapelle, päpstliche Gemächer, das langgezogene H der Vatikanischen Museen

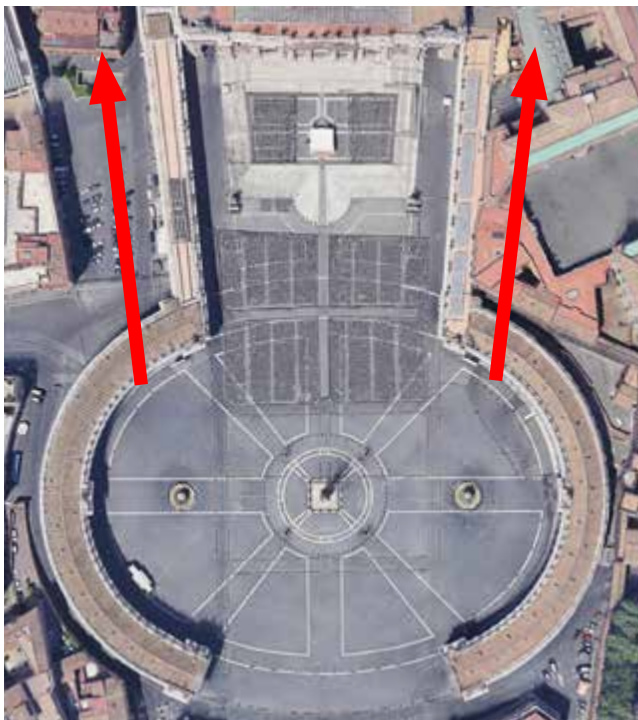
sowie der Borgo, das mittelalterliche Viertel um den Petersdom) ganz unterschiedliche geographische Ausrichtungen: Sie waren an der Via Alessandrina und am Apostolischen Palast nach Norden ausgerichtet, während der Petersdom mit der geplanten Platzanlage im 90°-Winkel und nach Osten ausgerichtet eine neue Achse bildete. Mit der Anlage eines rechteckigen Platzes entlang dieser WO-Achse wäre die Geschlossenheit und Harmonie des gesamten Areals empfindlich gestört gewesen. Dieses Problem löste Bernini, um es vorweg zu nehmen, indem er das Oval des Haupt-Platzes im rechten Winkel zur Petersdomachse, also in Nord-Süd-Richtung anlegte. Damit war die optische Verbindung zum restlichen Vatikangebiet und der harmonische Gesamteindruck hergestellt (s. Seite 64 unten).

Nun gab es aber auch noch den von Sixtus V. versetzten Obelisken in der Mitte des riesigen Areals. Seine Position konnte nicht verändert werden, gleichwohl stellte er in allen Planungen Berninis den zentralen Mittel- und Bezugspunkt sowohl in architektonischer, als auch in symbolischer Hinsicht dar. Zudem befand er sich an der tiefsten Stelle des Platzes: der Höhenunterschied vom Sockel des Obelisken zum Eingangstor der Basilika betrug fast 13 m.

Doch dies war nicht die einzige Herausforderung: das größte optische bzw. ästhetische Problem stellte die kurz zuvor von Carlo Maderna errichtete Fassade des Petersdoms dar: Durch den großen Höhenunterschied blickten die Gläubigen wie aus der Froschperspektive auf die Fassade, die eigentlich völlig disproportio-

niert ist. Im Verhältnis zur Höhe viel zu breit schiebt sie sich für den vor ihr stehenden Betrachter wie ein massiger Riegel vor die Kirche und verdeckt sie nahezu vollständig. Vor allem aber nimmt sie den Blick auf die „Krone“ der Peterskirche, die Kuppel Michelangelos. Dieses Problem löst Bernini auf geniale Weise: Er fügt nämlich zwischen die Basilika und den geplanten Hauptplatz eine trapezoide Fläche, die sogenannte *piazza retta*, ein, die wie ein ästhetischer Puffer wirkt (s. Seite 64 unten). Zudem wendet er einen ästhetischen Trick an, den bereits Michelangelo 150 Jahre zuvor bei der Neugestaltung des Kapitolsplatzes vorgelegt hatte. Dort stellte sich zwar das entgegengesetzte Problem zu Bernini, nämlich die Schaffung einer möglichst großen Breitenwirkung bei relativ kleinen Fläche. Der architektonische „Trick“ ist aber der gleiche: Michelangelo stellte einfach die beiden den Platz flankierenden Gebäude (Kapitolinische Museen und Konservatorenpalast) leicht schräg und ließ zwischen diesen und dem Senatorenpalast einen gewissen Freiraum (s. unten rechts). Das Gehirn des Betrachters, der an der „engen“ Seite des Platzes steht und auf den „weiten“ Bereich blickt, überträgt nun die Maße des weiten Bereichs automatisch auf den gesamten Platz, wodurch der Platz an Weite gewinnt und der Eindruck einer gedrängten Zusammenballung der Baumassen auf elegante Weise vermieden wird.

Genau die gleiche Maßnahme wendet Bernini an: Er stellt die beiden flankierenden Mauerreihen, die auf die Fassade zuführen, schräg, wodurch sie nicht auf diese zulaufen, sondern in gedachter verlängerter Linie an ihr vorbei-



Oval des Petersplatzes und *piazza retta* mit den sich auf die Fassade der Peterskirche öffnenden Begrenzungen.



Kapitolsplatz von oben mit schräg gestellten Gebäuden der Kapitolinischen Museen und des Konservatorenpalastes



Gedenkmedaille Alexanders VII. anlässlich des Baubeginns der Kolonnaden, 1657

führen. Der Betrachter, der am „engen“ Ende der *piazza retta* steht und den Blick auf den Petersdom richtet, empfindet nun nicht nur die Offenheit des „weiten“ Bereichs der *piazza retta*, sondern kann nunmehr auch noch den Blick auf die großartige Kuppel genießen – Problem gelöst!

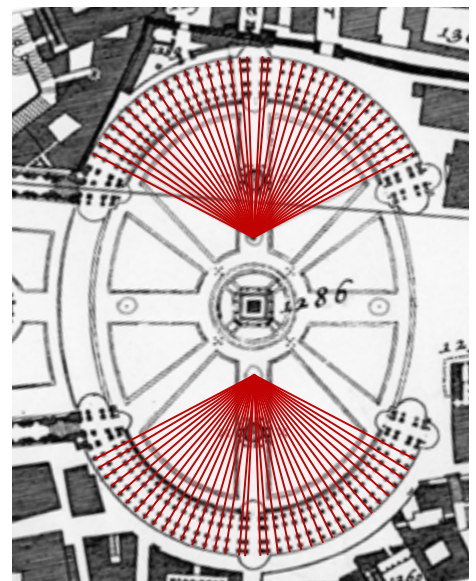
Den größten Teil der *piazza retta* nimmt zudem die große Freitreppenanlage, die von den beiden Statuen des Petrus und Paulus flankiert wird, ein. Sie wirkt nicht nur wie ein Sockel für die gesamte Peterskirche, mit ihr schafft Bernini zugleich eine Plattform für die repräsentativen Auftritte des Papstes, eine Ebene, auf der der Papst aufgrund des erwähnten Höhenunterschieds von jedem Besucher des Platzes an jeder Stelle gesehen (und auch gehört!) werden konnte.

Das größte ästhetische Problem hatte Bernini also gelöst. Nun konnte er an die Gestaltung des eigentlichen Hauptplatzes, der *piazza ovata*, gehen. Einen sehr aufschlussreichen Eindruck von der ursprünglichen Planung vermittelt dabei eine Gedenkmedaille, die nach Genehmigung des gesamten Projekts von Alexander VII. 1657 publiziert wurde. Auf ihr ist sehr gut die ovale, von Kolonnaden umsäumte Form des Platzes zu erkennen, allerdings fallen drei gravierende Unterschiede im Vergleich zur endgültigen Gestaltung auf:

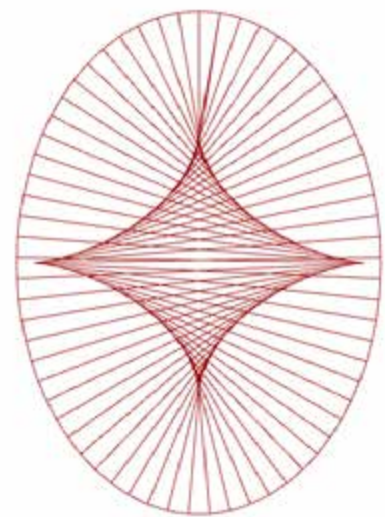
Zum einen gestaltet Bernini die Kolonnaden nicht als durchgehende Säulenreihe, sondern als Abfolge von Doppelsäulen mit relativ großen Interkolumnien (außerdem plante er nur zweireihige anstatt der späteren vierreihigen Kolonnadengänge). Zum anderen sind die Balustraden der Kolonnaden, parallel zu den Doppelsäulen, mit Doppelfiguren anstelle einer durchgehenden Figurenreihe gekrönt. Und schließlich findet sich noch der sogenannte *terzo braccio*, ein Kolonnadenelement, das ursprünglich als Abschluss bzw. Übergang im Osten des Platzes Richtung Engelsburg vorgesehen war, später aber aus finanziellen Gründen nie gebaut wurde. Die Änderungen hin zum endgültigen, heutigen Aussehen ge-

hen auf Interventionen Alexanders VII zurück, die Bernini nach Veröffentlichung der Medaille noch eingearbeitet hatte.

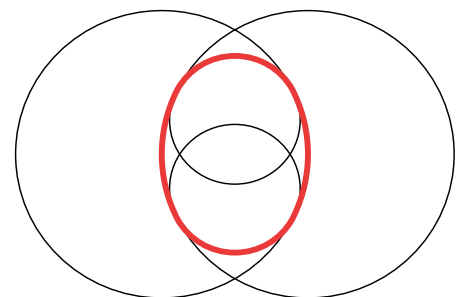
Doch zurück zum ovalen Teil des Platzes, dem sogenannten *ovato tondo*. Er sollte, wie erwähnt, auf Wunsch Alexanders VII. eine elliptische bzw. ovale Form erhalten. Doch weshalb gerade eine ovale Form? Neben dem symbolischen Hintergrund, auf den weiter unten eingegangen wird, bildet das Oval aus ästhetischen wie konstruktionstechnischen Gründen für Bernini die optimale Lösung. Ein Oval schafft für den Besucher eines solchen Platzes ein wesentlich dynamischeres Wahrnehmungserlebnis als eine rechteckige Anlage, die eher statisch, unbeweglich und ruhig wirkt (Bernini hätte in diesem Zusammenhang vielleicht von „erhabener Langeweile“ gesprochen). Doch Bernini will in all seine Bauwerke und Skulpturen stets Bewegung, Dynamik und Schwung einbringen. Vor allem aber will er den Betrachter durch ständig neue Seh- und Raumeindrücke immer wieder aufs Neue überraschen. Und dafür eignet sich ein Oval, ein *ovato tondo*, wie es Bernini bezeichnet, einfach am besten. Der *ovato tondo* war in der Architektur bereits seit Sebastiano Serlio (1475–1554), einem italienischen Architekten und Architekturtheoretiker des Manierismus, bekannt. Der von Bernini geschaffene *ovato tondo* ist die einzige Variante von Serlio-Konstruktionen, die es ermöglicht, Ovale mit verschiedenen Exzentrizitäten zu zeichnen. Und genau darauf kam es Bernini an: Ein Oval behält die räumliche Spannung der elliptischen Form bei, verwendet aber Kreisbögen, die architektonisch einfacher in einer großen Konstruktion umzusetzen sind. Zudem lässt sich dadurch bei der Umrandung des Platzes durch eine Kolonnade – und besonders durch eine Staffellung in vier Reihen hintereinander – eine raffiniertere und effektreichere visuelle Ordnung der Säulen innerhalb des stets sich wandelnden Sehraums des Betrachters erreichen. Wenn der Betrachter also z. B. vom Borgo-Eingang im Norden auf den Platz zugeht, wirken die Säulen der Kolonnade



ovato tondo mit Blickachsen der beiden zentralen Fluchtpunkte

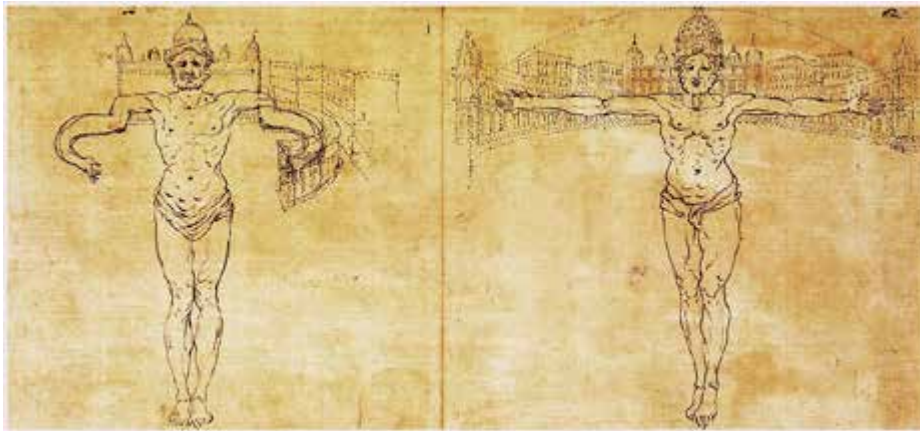


Ellipse, graphische Darstellung



Oval, aus der Schnittmenge von Kreisen gebildet

zunächst dicht, fast wie eine Mauer, und gleichen einem undurchdringlichem Säulenwald. Beim Durchschreiten der Reihen scheinen sich die Säulen jedoch je nach Position des Betrachters zu verändern und zu öffnen. So ergeben sich, besonders wenn man auf Platz heraustritt,



Gian Lorenzo Bernini: Entwurfsskizze zur Gestaltung der Petersplatzkolonnaden, um 1657

immer wieder neue Konstellationen. Nur an einem einzigen Punkt kommen sie gleichsam „zur Ruhe“ und erscheinen nicht als Viererreihe, sondern als eine einzige Säulenreihe. Auf diesen, auf den Zentimeter präzise ausgerichteten zentralen Punkt wird jedes Segment der Säulenreihe ausgerichtet, wodurch ein geordneter und einheitlicher visueller Effekt entsteht (s. Seite 66 oben). Das Auge des Betrachters kommt nach den vielfältigen und überraschenden Eindrücken beim Betreten des Platzes zur Ruhe und kann die gesamte Dimension der Anlage erfassen.

Dieser Effekt ist allerdings nur zu erreichen, wenn der Konstruktion die Form eines Ovals, das aus zwei Kreisen besteht, zugrunde liegt. daher wählt Bernini ganz bewusst eben diese geometrische Form.

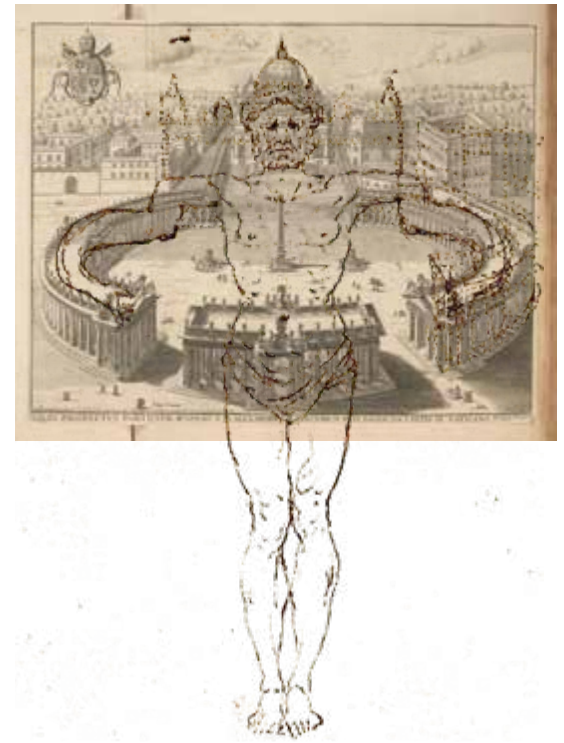
Und dieser scheinbar so kleine, in Endeffekt aber geniale architektonische Kunstgriff ist der Schlüssel zum Verständnis der überwältigenden Wirkung des gesamten Platzes. Denn ein Oval ist eine Form, die aus Bögen mehrerer Kreise mit unterschiedlichen Radien besteht. Eine Ellipse hingegen ist eine Form, bei der die Summe der Abstände von einem beliebigen Punkt zu zwei festen Punkten konstant ist. Sie hat daher keinen zentralen Brennpunkt, in dem alle senkrechten Linien zusammenlaufen.

Dass dieser Unterschied Bernini von Anfang an klar gewesen sein muss, lässt sich wiederum aus einem Vergleich mit der Gestaltung des Kapitolsplatzes durch Michelangelo ablesen. Michelangelo wählt nämlich eine elliptische Form und unterstreicht diese Form noch durch das komplizierte, von ihm selbst entworfene Linienmuster innerhalb der Ellipse (s. Seite 66 Mitte). Bernini hingegen entscheidet sich aus den genannten Gründen für das Oval, weil er, anders als Michelangelo, keinen kleinen, beengten Platz optisch größer wirken lassen muss. Er hat im Gegenteil eine um ein Vielfaches größere Fläche zu bewältigen. Daher zieht er sozusagen die Ellipse Michelangelos aus der Platzmitte heraus, dreht sie um 90°, verwandelt sie in ein Oval und schafft damit eine ebenso

strukturierte wie ästhetisch überwältigende Lösung. Zudem richtet er das Oval parallel zur Fassade der Peterskirche und greift damit die Nordorientierung des Vatikan und des Borgo auf, wodurch ihm die harmonische Einpassung und Zusammenführung von neuer und vorhandener Bausubstanz gelingt.

Der entscheidende Aspekt jedoch für die Wahl eines Ovals war das symbolische Konzept, das hinter der gesamten Platzanlage stand. Auf Anregung von Alexander VII. sollte der Platz nämlich eine ganz bestimmte Aussage an die Gläubigen vermitteln. Diese fasst Bernini in einem Brief folgendermaßen zusammen: ... *Da die Peterskirche fast die Mutterkirche aller anderen Kirchen war, musste sie einen Säulengang haben, der zeigte, dass sie die Katholiken mit mütterlich-offenen Armen empfing, um sie in ihrem Glauben zu bestätigen, Ketzer, um sie in der Kirche zu vereinen, und Ungläubige, um sie über den wahren Glauben aufzuklären.* Damit würde, wie bereits erwähnt, der Universalitätsanspruch der – im eigentlichen Wortsinne – katholischen Kirche ebenso manifestiert wie die von der Gegenreformation geprägte Auffassung, dass der Papst für alle Menschen auf der Welt zuständig ist, egal welcher Konfession oder welchen Glaubens (bzw. Nicht-Glaubens) sie sind. Zugleich nimmt die mütterliche Kirche – bzw. der Papst – durch diese „Umarmung der Welt“ symbolisch alle Menschen in den Arm und beschützt sie. Dies kommt auch ganz konkret auf dem Platz selbst zum Ausdruck: Denn hält man sich dort auf, kann man kaum oder nur sehr „gebrochen“ nach draußen sehen, man empfindet durch die „Umarmung“ der Kolonnaden ein Gefühl der Geborgenheit und ist vor äußeren Gefahren durch den mütterlichen Schutz der Kirche sicher.

Wie ernst Bernini diese Idee von der Umarmung der Welt nahm und wie wortwörtlich er sie bei der Gestaltung des Petersplatz-Ovals umsetzte, zeigt eine Entwurfsskizze aus der Planungsphase des Platzes (s. oben links). Hier sieht man auf zwei Zeichnungen jeweils eine menschliche Gestalt vor dem Hintergrund

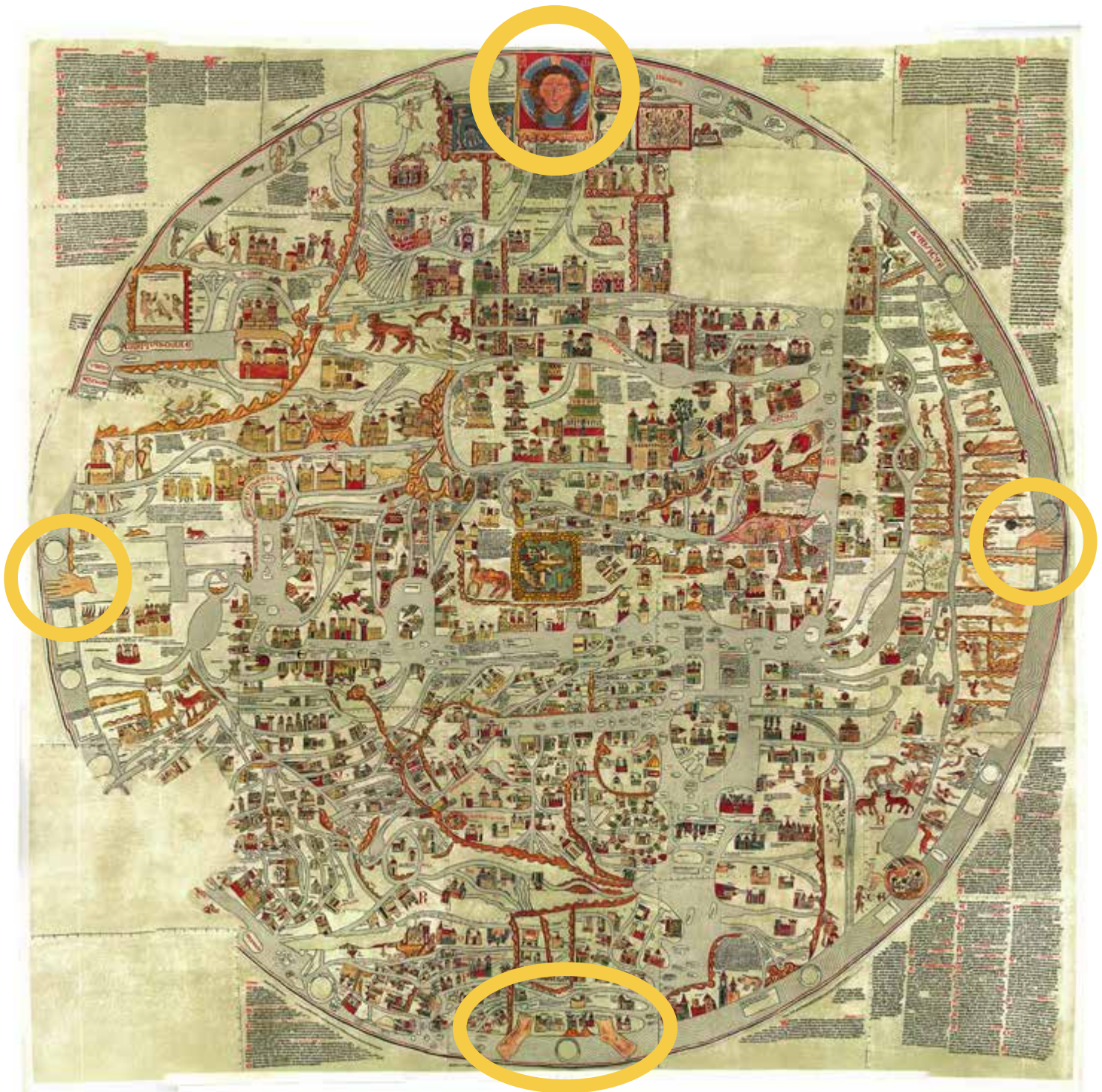


Petrus umarmt die Welt in Form der Kolonnaden, Montage: Hotz

eines skizzenhaften Entwurfs des späteren Petersplatzes. Deutlich ist dabei in beiden Zeichnungen die ovale Form des Kolonnadenhalbrunds erkennbar. Bei der abgebildeten Person handelt es sich um Petrus, den ersten Papst, der in einer Mischung aus Kreuzigungshaltung und einladend umarmender Geste den Betrachter direkt anblickt. Dabei bildet die Peterskuppel jeweils eine Art Krone, was als eindeutige Anspielung auf die in der Form sehr ähnliche päpstliche Tiara zu verstehen ist und zugleich die große symbolische Bedeutung der Peterskuppel für Bernini und seine Zeitgenossen klar hervorhebt.

Besonders aber die linke Zeichnung macht eindrucksvoll deutlich, wie genau Bernini es mit der architektonischen Umsetzung der Umarmungsgeste nimmt: In einer anatomischen Unmöglichkeit lässt er Petrus zu einer Art „Gummimann“ werden, dessen Arme organisch in das Halbrund einer Kolonnade auslaufen. Legt man nun die linke der beiden Zeichnungen sowie einen zeitgenössischen Kupferstich des Petersplatzes übereinander (s. oben rechts), wird die Idee der Umarmung der Welt durch die Kirche bzw. das Papsttum und deren faszinierende Umsetzung durch Bernini in aller Deutlichkeit erkennbar. Vor allem aber wird auf diese Weise die symbolische Gleichsetzung der Peterskirche mit dem Haupt des Petrus (Papst = Haupt der Christenheit) sowie der Kuppel mit der päpstlichen Tiara besonders deutlich.

Eine derartige symbolische Umsetzung des Gedankens der Umarmung ist zwar ganz außergewöhnlich, aber historisch betrachtet



Ebstorfer Weltkarte (ca. 1300); an den Enden der geosteten Karte sind gut der Kopf, die Hände und Beine des den *orbis terrarum* umarmenden Christus zu erkennen (s. Markierungen)

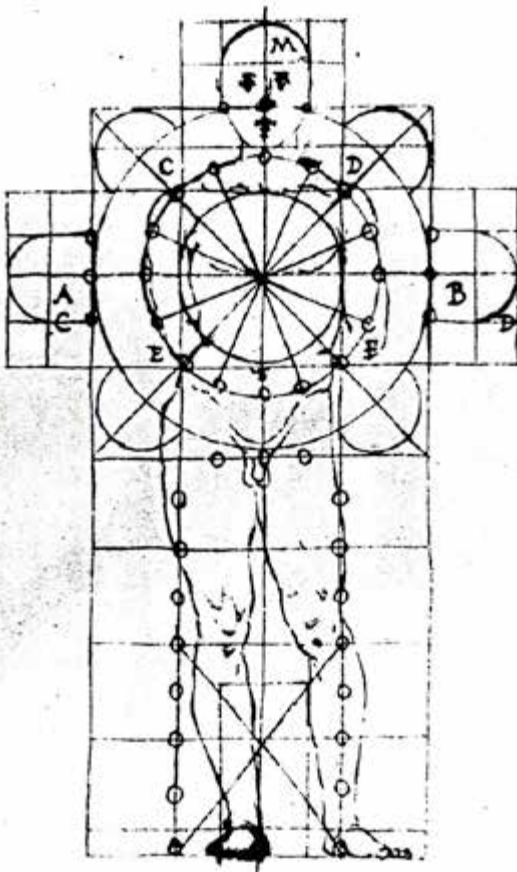
keine genuin neue Erfindung Berninis. Vielmehr steht er damit in einer langen Reihe von Landkarten- oder Architekturzeichnungen, die eine bewusste Analogie z. B. eines Bauwerks mit dem menschlichen Körper thematisieren. So findet sich die Idee des umarmenden Beschützens der Welt bereits im Mittelalter in der sogenannten Ebstorfer Weltkarte wieder. Bei dieser etwa um 1300 entstandenen Darstellung der damals bekannten Welt wird Christus als derjenige verstanden (und wiedergegeben), der den gesamten *orbis terrarum* umfasst, umfängt

und beschützt. Aber auch in späteren Jahrhunderten und besonders in der Renaissance, v. a. bei der Umsetzung der Idee einer *città ideale*, finden sich immer wieder Analogien zwischen Bauwerk oder Stadt und dem menschlichen Körper (s. Seite 69 links). Mit der Idee der schützenden Umarmung der Welt bzw. der Platzbesucher löst Bernini aber noch ein weiteres Problem: Wie oben angesprochen, bildet der Sockel des Vatikanischen Obelisken den tiefsten Punkt der gesamten Anlage.

Dadurch, dass Bernini die Kolonnaden des Ovals um ca. 2,5 Meter höher ansetzt als das Zentrum des Platzes, wirkt dieser, ohne dass dies der Betrachter bewusst wahrnimmt, wie die Innenseite einer riesigen konkaven Muschel. Damit greift er wiederum auf Michelangelos Gestaltung des Kapitolsplatzes zurück: Dieser legte, da er ja den relativ kleinen Platz optisch größer machen musste, den Boden der Ellipse in leicht konvexer Form an, so dass sie auf die Reiterstatue des Marc Aurel als höchstem Punkt zulief. Bernini, der vermeiden

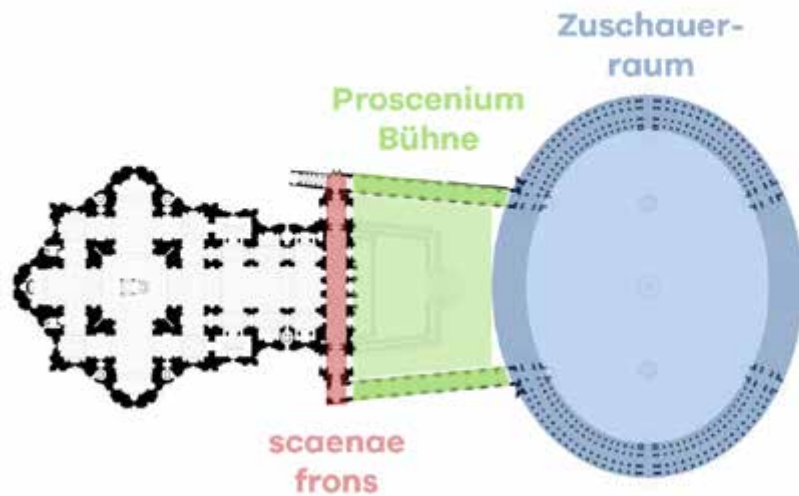


Der ovato tondo von der Via della conciliazione aus gesehen. Die leichte Absenkung von den Kolonnaden zum zentralen Obelisk ist gut zu erkennen



Francesco di Giorgio Martini: Zeichnung einer dreischiffigen Basilika mit den eingepassten Proportionen des menschlichen Körpers (Codex Magliabechiano fol. 42 verso, um 1490)

musste, dass die riesige Weite der *piazza ovata* zur optischen Einöde wurde, drehte den Trick Michelangelos einfach um und schuf eine leicht konkave, fast amphitheatralische Form mit dem Obelisken am tiefsten Punkt (s. oben). Denn dies ergibt für die Anwesenden auf dem Platz noch einen zusätzlichen Effekt: Steht man nämlich zusammen mit vielen anderen Tausenden Menschen auf einer großen ebenen Fläche, kann man außer den Anwesenden eini-



Anlage des Petersplatzes als riesiges Theater

ge Meter vor und hinter einem nicht erfassen, wie viele Menschen noch mit auf dieser Fläche anwesend sind. Durch die ansteigende bzw. abfallende Form der Anlage ist man jedoch in der Lage, praktisch den gesamten Platz und die dort anwesenden Menschen wahrzunehmen. Dies erzeugt ein Gefühl der Gemeinsamkeit, der Einzelne begreift sich als Teil einer großen Gemeinschaft – konkret auf dem Petersplatz in Rom aber auch im übertragenen Sinn als Mitglied der universellen, katholischen, alle umarmenden Kirche. Die Anwesenden bilden so – metaphorisch gesprochen – die Glieder eines Leibes, zusammen mit dem Bischof von Rom als Haupt, umarmt von Säulen, die Zusammenhalt bieten, ohne einzuengen.

Bernini schafft also mit dem Oval des Petersplatzes einen riesigen Zuschauerraum und mit der Gesamtanlage letztlich ein einziges gewaltiges, typisch barockes Spektakel – ein *Theatrum Mundi* ebenso wie ein *Theatrum Sacrum*. Dabei gilt für die Gesamtkonzeption des Petersplatzes das, was grundsätzlich bei barocken Plätzen von zentraler Bedeutung ist:

Nicht die Gebäude bzw. Bauwerke selbst (in diesem Fall z. B. die Kolonnaden) sind das Entscheidende, sondern der Raum, der von ihnen umgrenzt wird. Der Raum prägt die Gebäude, nicht umgekehrt. Der Besucher des Platzes soll demnach nicht von einzelnen Details wie Säulen, Kolonnaden, Figuren oder besonders elaborierter Handwerkskunst beeindruckt, sondern vom Raumeindruck insgesamt überrascht werden. Und dies muss auf das Sorgfältigste architektonisch inszeniert werden oder, um es im Sinne von Bernini zu formulieren: Die gesamte Anlage muss ein einziger Theaterraum werden. Und genau dies setzt er um: Wie erwähnt bildet die *piazza ovata* den Zuschauerraum, den die Besucher, durch die „Eingänge“ der vierfach gestaffelten Kolonnadenreihen betreten. Und hat man einmal in diesem Zuschauerraum des *Theatrum Mundi* „Platz genommen“, nimmt man von der restlichen Welt außerhalb des „Theaters“ kaum mehr etwas wahr, man genießt die Atmosphäre mit ihren zahllosen Perspektiven auf das Geschehen (Polyperspektive und Dezentralisierung sind essentielle Elemente der bernini-



Theatrum Sacrum I: Die miteinander kommunizierenden Figuren auf der Balustrade der Kolonnaden



Theatrum Sacrum II: Die Schatten der Figuren auf der Balustrade wandern im Lauf des Tages über den Platz und treten so mit den Gläubigen in Kontakt

schen Bühnentheorie) – alles konzentriert sich auf das Bühnengeschehen auf der Freitreppe der *piazza retta* oder, je nach Anlass, auf die Benediktionsloggia im Zentrum der Petersdomfassade.

Jetzt wird auch der bereits angesprochene Effekt der schräg gestellten Gebäudereihen vor der Fassade inszenatorisch verstanden: Freier Blick auf die Bühne mit dem Papst als Hauptdarsteller, die beiden Gebäudereihen verwandeln sich in Proszeniumslogen (ein besonders in der barocken Theaterwirklichkeit immens wichtiger Teil des Theaterraums), die Fassade der Peterskirche wird wie im antiken römischen Theater zur beispielbaren *scaenae frons* (s. Seite 69), die sich sogar noch zum Durchgangsportal für die nächste Inszenierung, nämlich das *Theatrum Sacrum* in der Ba-

silika wandeln bzw. erweitern kann (Stichwort Baldachin und „Berninitaube“ in der Apsis!). Aber auch an „Bühnendekoration“ wie die beiden Brunnen mit ihren Wasserspielen und vor allem die Heiligenfiguren auf der Balustrade der Kolonnaden ist selbstverständlich gedacht. Speziell diese oft unterschätzten bzw. als nettes dekoratives Beiwerk nebenbei behandelten 140 Figuren tragen ganz wesentlich zum Erfolg dieses barocken *Theatrum Sacrum Mundique* bei: Sie folgen nämlich keiner ausgeklügelten ikonographischen Anordnung, sondern erfüllen eine doppelte Funktion innerhalb der Gesamtinszenierung: Zum einen bilden sie den (ästhetisch äußerst gelungenen) abschließenden Teil der Szenerie bzw. des Zuschauer- raums, zum anderen bilden sie gleichsam den „himmlischen“ Teil des Theaterpublikums, der das irdische Publikum unten auf dem Platz er-

gänzt. All die Heiligen, Kardinäle und Bischöfe scheinen das Treiben ihrer irdischen Pendants im Zuschauerraum genau zu beobachten, zu kommentieren, ja vielleicht sogar über den einen oder anderen zu tratschen. Ja, sie sind sogar so darauf bedacht, alles mitzubekommen, dass sie nicht hinter, sondern auf der Balustrade stehen, um auch ja nichts vom Geschehen unten zu verpassen. Damit entsteht ein Wechselspiel zwischen diesen Figuren und Betrachtern von oben nach unten und umgekehrt, bei dem sich irdische Gläubige mit ihren heiligen Vorbildern intensiv über das Geschehen auf der Bühne des *Theatrum Sacrum Mundique* austauschen können.

Unterstrichen wird diese theatralische Inszenierung noch durch den sich bewegenden Schatten dieser Statuen, die damit im Laufe eines Tages gleichsam über das gesamte Oval des Platzes wandern und die Menschen auf dem Platz begleiten. Sie sind dadurch immer präsent und können so ihre („eigentliche“) Funktion als Beschützer der Gläubigen immer und überall wahrnehmen. Und wie bei der Inszenierung seiner Theaterstücke, wo er als Regisseur häufig Zuschauerraum und Bild- bzw. Bühnenraum ineinanderfließen ließ (z.B. durch Agieren von Schauspielern oder wohlkalkulierten Bühnenergebnissen im Zuschauerraum) durchdringen sich Bühnen- und Zuschauerraum am Petersplatz genauso: Die Zuschauer/Gläubigen werden – ganz ähnlich übrigens wie im antiken griechischen Theater – wie selbstverständlich in das Bühnengeschehen einer Festmesse oder einer Heiligsprechung mit einbezogen, Schauspiel und Realität werden eins.

Wahrlich großes Theater auf dem Petersplatz also. Und genau das war auch das Ziel Berninis, denn letztlich war er immer durch und durch ein *uomo di teatro*. Nicht von ungefähr sind all seine großen Skulpturen (z. B. Verzückung der heiligen Theresa), Brunnenanlagen (Vierströmebrunnen) oder Monumente (Baldachin in St. Peter) letztlich bis ins Detail durchgeplante Theaterinszenierungen. Und was für eine Bühne bot sich ihm hier zwischen Petersdom und Tiber! Hier konnte er in wahrhaft großen Dimensionen die Verbindung zwischen dem heiligen Bereich der Peterskirche bzw. des Petersplatzes (*Theatrum Sacrum*) und der weltlichen Stadt Rom (*Theatrum Mundi*) schaffen.

Und diese Idee funktioniert auch heute noch perfekt: Man sehe sich nur (s. Seite 71 oben) die Inszenierung eines großen Ostergottesdienstes auf dem Petersplatz an: alle oben genannten Elemente finden sich dort wieder: Der gewaltige Zuschauerraum des Petersplatzes, die große Bühne der Freitreppe mit dem Papstaltar und dem Papst im Zentrum, der von Zuschauern/Gläubigen besetzte seitliche Proszeniumsbereich, die verschiedenen Darsteller



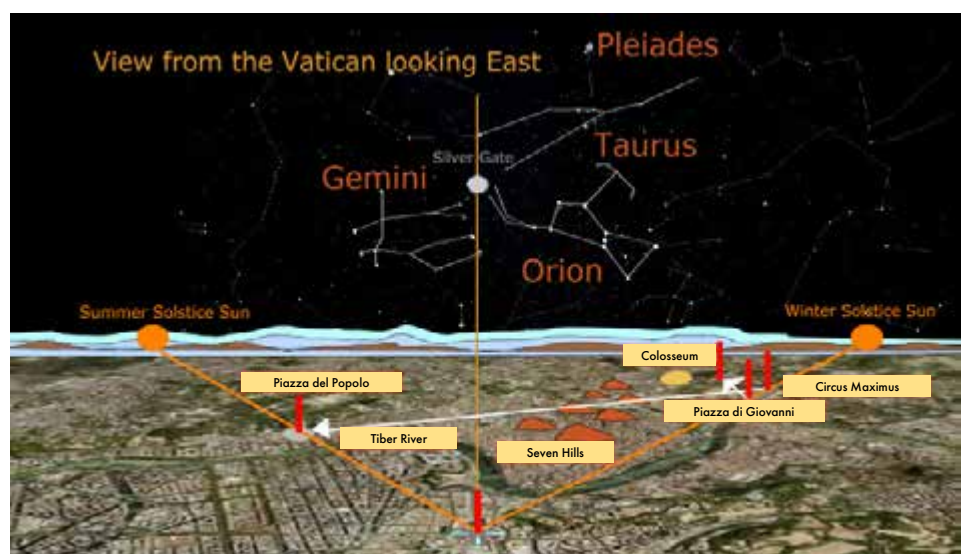
Theatrum Sacrum III: Perfekte Inszenierung: Ostermesse auf dem Petersplatz

und Statisten – Bernini hätte seine Freude an diesen Festgottesdiensten gehabt.

Doch noch einmal zurück zur Piazza Ovata und ihrem Zentrum, dem Vatikanischen Obelisk. Bernini setzt ihn ja klar ins Zentrum des Platzes, er ist der eindeutige Bezugspunkt, dominiert und organisiert den gesamten Raum. Dabei wurde bereits bei der Aufstellung unter Sixtus V. genau darauf geachtet, dass die Steinnadel auf einer Linie liegt, die in genauer Ost-West-Ausrichtung von der Engelsburg exakt zum Petersgrab führt (s. Seite 64 und rechts Mitte). Heute bzw. nach Berninis Neugestaltung des Platzes, verläuft diese Linie allerdings um 2° versetzt rechts am Haupteingang der Peterskirche vorbei. Der Grund für diese Abweichung liegt darin, dass Sixtus V. von der ursprünglichen Konzeption der Peterskirche als einem Zentralbau ausging. Durch die Planänderung hin zu einem Bau mit Langschiff konnte diese Linie nicht mehr exakt gehalten werden. Wichtiger in diesem Zusammenhang ist aber, dass Bernini diese strenge OW-Ausrichtung ganz bewusst aufgreift und dem Platz damit eine weitere symbolische Dimension hinzufügt: Obelisk waren ja bereits im alten Ägypten ein wichtiger Bestandteil des Sonnenkults, ihre vergoldete Spitze, das sogenannte Pyramidion, galt den Ägyptern als Sitz der Sonne. In römischer Zeit standen Obelisk ebenfalls in enger Verbindung mit der Sonne, indem sie des öfteren als Gnomon, also als Zeigernadel einer großen Sonnenuhr, innerhalb einer großen Platzanlage verwendet wurden. Das bekannteste Beispiel hierfür ist sicherlich das Horologium des Augustus auf dem Marsfeld. Und auch in der Barockzeit, speziell seit dem „Obeliskenfanz“ Sixtus V., waren Obelisk beliebte Orientierungsmarken bei der Stadtplanung und der Gestaltung von imposanten



Exakte WO-Ausrichtung des Petersplatzes



Die (gedachten) Linien vom Obelisk zum Endpunkt der Kolonnaden stehen im Winkel von $32,5^\circ$ zur Ostausrichtung und enden am Horizont an den Punkten der Sommer- bzw. Wintersonnennende

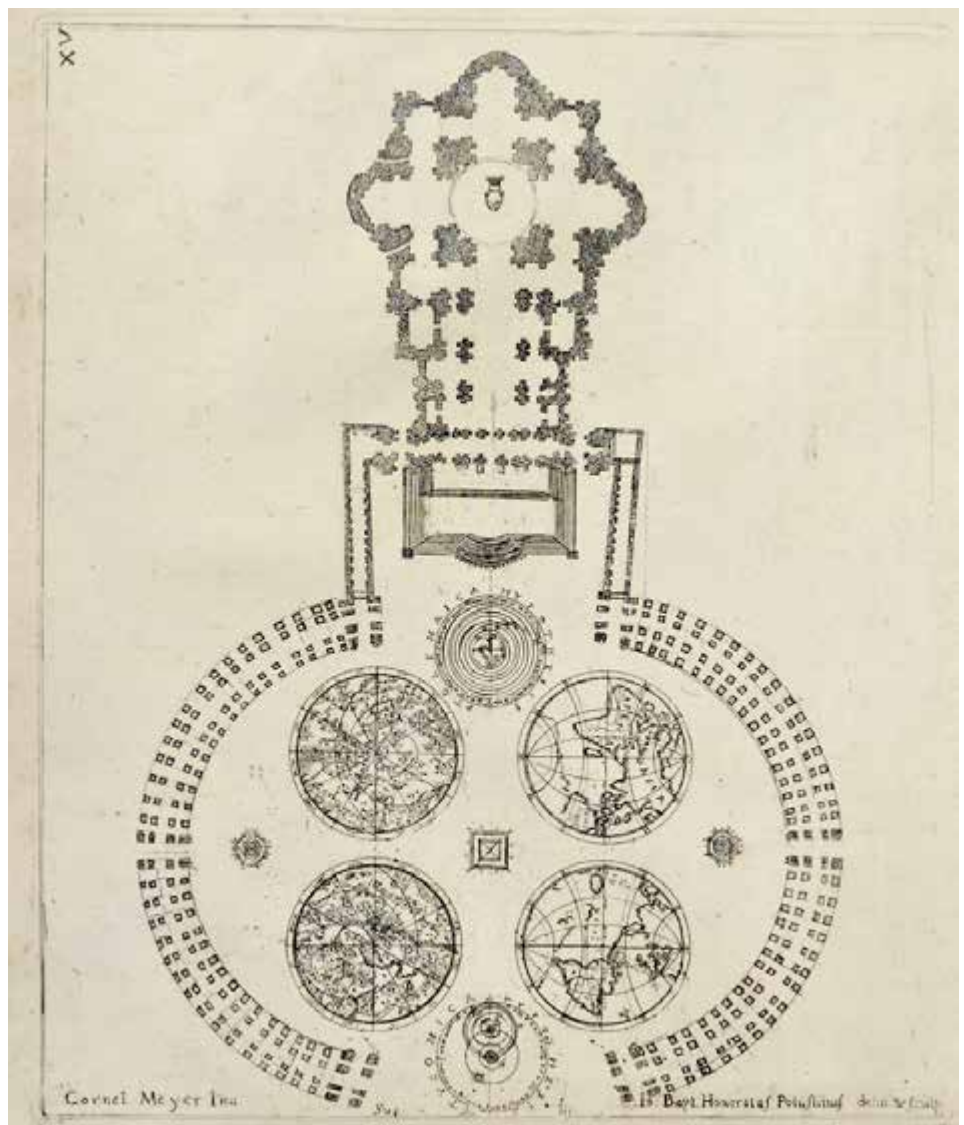


**Der Jesuit und Universalgelehrte
Athanasius Kircher (1602–1680)**

Platzanlagen. Gerade Bernini wusste diese gewaltigen Steinadeln, die für die Zeitgenossen die Verbindung zwischen Himmel und Erde symbolisierten, grandios in seine Monumente einzubinden. Der Obelisk des Vierströmebrunnens im Zentrum der Piazza Navona ist der wohl eindrucksvollste Beleg hierfür.

Bei der Konzeption des Petersplatzes nun stellt er den Obeliken nicht nur bewusst ins Zentrum des Platzes, sondern macht ihn auch zum Ausgangs- und Zielpunkt einer bemerkenswerten Sonnensymbolik, die gleichzeitig harmonisch in ein christlich gedeutetes symbolisches System integriert ist. Denn wie bei einem antiken Horologium funktionierte die Obeliskennadel nicht nur als Stundenzeiger, mit Hilfe dessen man ungefähr die Tageszeit ermitteln konnte (zu Berninis Zeit war der Platz noch nicht gepflastert, so dass eine genaue Stundenermittlung, z. B. durch eingelassene Linien o. ä. nicht möglich war). Durch die erwähnte exakte OW-Ausrichtung zeigt die Achse Petersgrab – Obelisk auch in Richtung Sonnenauf- und untergang (s. Seite 71 Mitte) und damit zugleich in Richtung Osten bzw. auf die beiden Punkte der Tag- und Nachtgleiche (Äquinoccium) am Horizont.

Mit dieser klaren Orientierung (im wahrsten Sinn des Wortes!) des Platzes in Richtung der aufgehenden Sonne spielt er sowohl auf die seit jeher praktizierte Ostung von Kirchenräumen an, vor allem aber auch auf die symbolische Bedeutung von Jesus Christus, der ja von sich selbst sagt: „Ich bin das Licht der Welt“. Diese Lichtmetaphorik war seit dem frühen Christentum ständig in der Kunst, aber auch im Bewusstsein der Gläubigen präsent und so war auch den Zeitgenossen Berninis diese Symbolik in Bezug auf den Petersplatz klar: Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang erfüllt Christus als das Licht der Welt den Platz (= die Welt) mit seinem Glanz und ist somit



Cornelius Meyer: Grundriss zum Entwurf einer *pavimentazione cosmologica* des ovato tondo, 1685, mit Erd- und Himmelskarten sowie geo- und heliozentrischen(!) Planetenbahnen

ständig fast körperlich spürbar mitten unter den Gläubigen anwesend. Auch dies kann als ein Aspekt des Gedankens der „Umarmung der Welt“ gesehen werden.

Dass dieser Einsatz der christlichen Sonnen- bzw. Lichtsymbolik kein Zufall ist, kann aus einem weiteren, spannenden Detail abgeleitet werden. Zieht man nämlich jeweils eine Linie vom Obeliken zu den Enden der beiden Kolonnadenreihen (s. Seite 71), ergibt sich ein Winkel von 32,5°. Verlängert man diese beiden gedachten Linien in Richtung Horizont, erreichen sie diesen genau an den Punkten, an denen die Sonne zur Winter- bzw. Sommer-sonnwende über dem Horizont aufgeht. Mit dem Scheitelpunkt am Obeliken entspricht das Azimut (= Winkel zwischen der Meridianebene und der Vertikalebene eines Gestirns), der vom Sonnenaufgang über das ganze Jahr hinweg aufgespannt wird, dem östlichen Ende der beiden Kolonnadenreihen (s. Seite 71). Da das Oval symmetrisch ist, wird ein gleicher

Winkel vom Sonnenuntergangsazimut am Ende der anderen Kolonnade aufgespannt. Die Ost-West-Achse der Basilika sollte also offenbar ganz bewusst dem Sonnenaufgang zur Tagundnachtgleiche im Osten, zugewandt sein.

Wenn man also davon ausgeht, dass der *ovato tondo* die Welt und die beiden symmetrischen Kolonnadenbögen die Sonnenauf- und -untergänge im Laufe des Jahres darstellen, ergibt sich natürlich die Frage, ob Bernini tatsächlich das astronomische bzw. mathematische Wissen besaß, den Platz nach den eben geschilderten Kriterien zu „konstruieren“ oder ob er sich der Hilfe externer Experten bediente. Wie wir aus verschiedenen Quellen wissen, stand Bernini, gerade zur Zeit der Planung und Errichtung des Petersplatzes in intensivem Kontakt mit Athanasius Kircher, dem damals führenden Mathematiker, Astronomen und Universalgelehrten Roms. Der hatte nicht nur – seiner Meinung nach – die Hieroglyphen auf den römischen Obeliken entschlüsselt (*Obeliscus*



Bildung für alle: Cornelis Meyers Projektskizze zu einer Gestaltung des ovato tondo als begehbares astronomisch-geographisches Anschauungsmodell, 1685

Pamphilicus 1650, *Theatrum Hieroglyphicum* 1654), sondern Bernini auch hinsichtlich der Symbolik des Vatikanischen Obelisken beraten. Daher liegt es nahe, dass die beiden sich auch hinsichtlich der astronomischen Komponente des Platzes ausgetauscht und Kircher entsprechende Hinweise bzw. Berechnungen hierfür geliefert hat. Führt man die Überlegungen zur Sonnensymbolik des Platzes weiter, könnte man sogar zu der Auffassung gelangen, dass mit dem gesamten Entwurf des Platzes ein mehr oder minder verstecktes Plädoyer (und damit möglicherweise eine versteckte Kritik an der Auffassung der Kirche) für das von Berninis und Kirchers Zeitgenossen Galilei propagierte heliozentrische Weltbild vorgestellt werden sollte. Gesicherte Belege hierfür gibt es allerdings nicht.

Dass der Petersplatz aber seit seinem Bau immer auch in einem astronomischen Kontext gesehen wurde, belegt ein Entwurf (s. Seite 72) zur Gestaltung des Platzes als mögliches „astronomisches Anschauungsmodell“ mit der Darstellung von verschiedenen Himmels- und Weltkarten, Planetenbahnen etc. von Cornelis Meyer aus dem Jahr 1685 (*Progetto per una pavimentazione cosmologica in piazza S. Pietro*).

Im 19. Jahrhundert wurde dann tatsächlich die Nutzung des Obelisken als astronomische Uhr sowie als Windrose in die Tat umgesetzt: Beide Bodenmarkierungen sind das Werk des Abt-Astronomen Filippo Luigi Gilij aus dem Jahr 1817: Die *Rosa dei Venti*, die in das Pflaster rund um den Obelisken eingelassen ist (der Obelisk als Zentrum des *orbis terrarum*!), zeigt auf 16 Tafeln die Himmelsrichtungen an (s. oben rechts). Zu jeder Himmelsrichtung ist der Name des Windes beigefügt, der aus dieser Richtung weht und welchen Charakter bzw. welche Auswirkungen er hat. Die Sonnenuhr ermöglicht zum einen die Bestimmung der örtlichen Mittagszeit. Sie

besteht aus einer mit Marmorscheiben durchsetzten geraden Linie aus grauem Granit, die vom Sockel des Obelisken, dem Gnomon der Sonnenuhr, ausgeht und in Richtung der rechten Kolonnade verläuft. Zum anderen können anhand der Position des Schattens des Kreuzes an der Spitze des Obelisken die Deklination der Sonne und die Jahreszeiten bestimmt werden. Die beiden äußersten Marmorscheiben (s. rechts) des Bandes zeigen die Tage der Sommer- und Wintersonnwende an, den 22. Juni und den 22. Dezember. Zwischen diesen beiden Endpunkten markieren fünf weitere Scheiben den Durchgang der Sonne durch die paarweise angeordneten Tierkreiszeichen: Löwe-Gemini, Jungfrau-Stier, Waage-Widder, Skorpion-Fische und Schütze-Wassermann.

Blickt man auf das eben Dargelegte zurück, mag es überraschen, welche große Vielzahl an Aspekten und wenig bis unbekannte Details sich bei einer näheren Betrachtung des Petersplatzes erkennen lassen. Dabei nahm dieser Artikel nur den (bisher) letzten, wenngleich bekanntesten und beeindruckendsten Abschnitt in der Geschichte dieses Platzes in den Blick.

Zwar ist wohl einem jeden der Petersplatz als einer der schönsten und beeindruckendsten Platzanlagen der Welt wohl vertraut. Gleichzeitig ist aber vielleicht genau diese Vertrautheit der Grund dafür, dass man sich gar nicht so intensiv mit der Geschichte, der Konzeption und den vielschichtigen symbolischen Bedeutungsebenen, die hinter dem Bau dieser genialen Anlage stecken, auseinandersetzt, weil man glaubt, eigentlich schon alles Wichtige über ihn zu wissen. Beschäftigt man sich mit der gesamten Historie dieses Areals, angefangen vom Zirkus des Caligula/Nero über die bis heute spannungsgeladene Geschichte des Petrusgrabes und die mit Anekdoten prall gefüllte Geschichte von der Umsetzung des Vatikanischen Obelisken bis hin zur hier nur ansatzweise



Marmorscheibe mit Darstellung des NNO-Windes Tramonto Greco in der rosa dei venti, Pflaster des Petersplatzes



Bodenmarkierung der meridiana im Pflaster des Petersplatzes

geschilderten Konzeption Berninis, eröffnen sich für diejenigen, die sich auf die Faszination dieses genialen Platzes einlassen, eine erstaunliche Fülle an neuen Erkenntnissen, unterschiedlichen Perspektiven und Kontinuitätslinien. Auf diese Weise wird man ein völlig neues, aber immer bereicherndes Verständnis dieses ebenso bekannten wie immer noch unbekannten Platzes erreichen können. ■

Literatur (Auswahl):

Fagiolo, Marcello: Roma Barocca. I protagonisti, gli spazi urbani, i grandi temi (= Atlante del Barocco in Italia, Quaderni, 2. Roma 2015

Karsten, Arne: Bernini. Der Schöpfer des barocken Rom, München 2006

Christof Thoenes: Studien zur Geschichte des Petersplatzes. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte, Band 26, S. 331–341

Narrative und Zerrbilder

Ein postkolonialer Blick auf frühneuzeitliche Entdeckerbriefe

Bernhard Söllradl

Die lateinischen Entdeckerbriefe des Kolumbus und des Amerigo Vespucci sind feste Bestandteile des schulischen Originaltextkanons, der im Modulsystem freilich nicht schriftlich fixiert ist, aber in groben Umrissen aus der gelebten Praxis (und der Textauswahl in den Ergänzungsbändchen zu Einzelmodulen bzw. Modulgruppen) abgeleitet werden kann. Bestimmte Ausschnitte aus Christoph Kolumbus, *Epistola de insulis in mari Indico nuper inventis* (1493) und Amerigo Vespucci, *Mundus novus* (1502/3),¹ besonders die ethnographischen Passagen, scheinen hierbei ähnlich populär zu sein wie manche Episoden aus Ovids *Metamorphosen* (etwa die Daphne-Erzählung in *met.* 1.452–567) oder bestimmte Plinius-Briefe (etwa der Vesuv-Brief 6, 16). Mit „Die abgetrennte Zunge“, ihrem vielbeachteten Buch von 2021, hat Katharina Wesselmann eine Diskussion angestoßen, die auch solche ‚Schulklassiker‘ betrifft.² Sie richtet den Fokus auf Misogynie und sexualisierte Gewalt in Texten aus der griechischen und römischen Antike und warnt davor, unangenehme Inhalte durch oberflächliche Lesepraktiken „im Nebel des Unverständnisses“ verschwinden zu lassen.³ Wesselmann spricht sich damit nachdrücklich gegen den bequemen Weg aus, einen als problematisch erkannten Text kurzerhand von der Leseliste zu streichen, den antiken Autor also, wie man sich heute ausdrückt, „zu canceln“. Vielmehr will sie das Anstößige als Chance begreifen, bei Schüler:innen Reflexionsprozesse über gesellschaftliche Probleme der Gegenwart anzustoßen.⁴ Man könnte kritisch nachfragen, ob dieser Zugang nicht auf eine allzu verflachende Gleichsetzung von antiken und gegenwärtigen Verhältnissen hinausläuft;⁵ ob, anders ausgedrückt, der Vorschlag, knappe Ausschnitte aus der antiken Überlieferung als *pars pro toto* für eine ganze „Diskurstradition“ zu nehmen, an deren Ende ein zu diskutierendes Gegenwartsphänomen steht, den antiken Text nicht zum Stichwortgeber degradiert, der nur dazu da ist, den Impuls für eine von antiken Verhältnissen in Wahrheit gänzlich entkoppelte Debatte über Gegenwartsprobleme zu

liefern. So lassen sich weitreichende Parallelen ziehen zwischen elegischen Liebhabern und Stalkern, dem Liebeslehrer der *ars amatoria* und Pick-Up-Artists, obszöner lateinischer Epigrammatik und deutschem Gangsta-Rap, und dem misogynen Kleopatra-Bild augusteischer Dichter und diffamierenden Social Media-Posts über Politikerinnen. Zu oft gerät man dabei in den Bereich des Ungefährten und der Verkürzung; zu oft verdrängt der Wunsch, eine Antike und Gegenwart verknüpfende Diskurslinie zu finden, das Streben nach einer gründlichen Analyse, die den komplexen antiken oder gegenwärtigen Verhältnissen wirklich gerecht werden könnte.

Hier ist nicht der Ort, um diese Gedanken weiterzuverfolgen – dass die Diskussion nach wie vor in vollem Gang ist, zeigt aber das 2024 erschienene AU-Heft „Sensible Themen“, worunter die verantwortlichen Herausgeber alle Themen verstehen, „die potenziell negative Gefühle in den Schüler:innen auslösen.“⁶ Wie Wesselmann fordern auch sie nicht die Vermeidung problematischer Inhalte, sondern einen zeitgemäßen, achtsamen Umgang mit denselben.

Dem wird niemand widersprechen. Dennoch kann die Debatte bei Lehrpersonen zu einem Gefühl der Verunsicherung führen, wie sich ein solcher zeitgemäßer und achtsamer Umgang im Unterricht denn nun konkret gestalten soll. Während inzwischen nicht wenige Publikationen vorliegen, die Vorschläge für eine zeitgemäße Ovid-Lektüre bieten,⁷ wurden die Entdeckerbriefe, an denen man seit jeher die „eingängige und gefällige Form der Darstellung“⁸ und die „klassische Ästhetik der Sprache“⁹ schätzt, in diesem Zusammenhang bislang außer Acht gelassen. Offenbar wird unterschätzt, dass eine unreflektierte Lektüre dieser Texte frühneuzeitliche Stereotype über die Neue Welt weitertradiert, eurozentristische Legitimationsstrategien und Überlegenheitsdiskurse schlichtweg ignoriert, und im Resultat



Porträt des Christoph Kolumbus, Ridolfo Ghirlandaio (1483–1561)



Amerigo Vespucci (1454–1512), Öl auf Holz, 17. Jh., Maler unbekannt

ein verzerrtes Bild der frühen Kolonialgeschichte vermittelt.

In diesem Beitrag sollen daher Interpretationsansätze für einen (im besten Sinn) zeitgemäßen Umgang mit diesen problematischen Texten vorgestellt werden, wobei ich mich hauptsächlich auf Konzepte der postkolonialen Theorie stütze.¹⁰ Zu untersuchen sind (1) euro-

1 Textgrundlage für den Kolumbus-Brief (=Col. epist.) und Vespuccis Mundus Novus (=Vesp. MN) sind die maßgeblichen Ausgaben von Robert Wallisch: Wallisch, R. (2000) Kolumbus. Der erste Brief aus der Neuen Welt. Stuttgart; ders. (2002) Der Mundus Novus des Amerigo Vespucci. Wien. Die Kapitelzählung folgt ebenfalls diesen beiden Ausgaben.

2 Wesselmann, K. (2021) Die abgetrennte Zunge. Sex und Macht in der Antike neu lesen. Darmstadt.

3 Wesselmann (2021) 18.

4 Wesselmann (2021) 7–19.

5 Vgl. die Rezension von Michael Jung in sehpunkte 22 (3), URL: <https://www.sehpunkte.de/2022/03/36292.html>

6 Holtermann, M./Neuwahl, F. (2024) „Sensible Themen im altsprachlichen Unterricht“. In: AU 67 (2), 2.

7 Libatique, D. (2021) Ovid in the #MeToo Era. In: Helios 48 (1), 57–75; Reicholf, M. (2022) Ovid in Zeiten von #metoo neu lesen. Genderproblematiken als Aufgabe und Potential für den Lateinunterricht. Graz (MA-Arbeit); Hermann, D. F. (2024) In dubio vitae lassa Corinna iacet. Abtreibung – ein zeitlos kontrovers diskutiertes Thema? In: AU 67 (2), 38–48; Topp, B. (2024) Pugnando vinci vult. Sexualisierte Gewalt bei römischen Elegikern. In: AU 67 (2), 30–37.

8 Bitterli, U. (1991) Die Entdeckung Amerikas. München, 117.

9 Wallisch, R. (2005) „Lateinische Entdeckerbriefe. Analyse einer Kultur-Bilingue“. In: Frimmová, E./Klecker, E. (Hgg.) Itinera Posoniensia. Akten der Tagung „Reisebeschreibungen in der Neuzeit“. Bratislava, 85–92 (hier 86).

10 Einführend: Ashcroft, B./Griffiths, G./Tiffin, H. (Hgg.) (2008) Post-colonial studies: the key concepts. London/New York.



Madonna della Misericordia in der Kirche Ognissanti in Florenz – Unter dem rechten Arm der Madonna ist Amerigo Vespucci abgebildet, Domenico Ghirlandaio (1449–1494)

zentristische Beschreibungen der Neuen Welt und der indigenen Bevölkerung, (2) unhinterfragte Besitzansprüche, die zu Akten der realen und symbolischen Inbesitznahme der Neuen Welt führen, und (3) Rückgriffe auf ethnographische Topoi einerseits und althergebrachte Vorstellungen über die Gebiete am Rand der Welt andererseits, die die Darstellung dominieren und zu einem spannungsreichen Bild von der Neuen Welt als Raum zwischen *locus amoenus* und *locus horridus* führen. Mit dieser Schwerpunktsetzung möchte ich die Agenda der Entdeckerbriefe offenlegen, die darin besteht, das koloniale Projekt als leicht durchführbar, profitabel und legitim zu präsentieren. Punktuelle Ausblicke auf die spätere Kolonialgeschichte, insbesondere auf die berühmte Debatte von Valladolid (1550–1551) zwischen Bartolomé de Las Casas (1485?–1566) und Juan Ginés de Sepúlveda (1490–1573) über die Frage nach Recht und Unrecht des europäischen Agierens in der Neuen Welt, sollen die Wirkmächtigkeit (und Destruktivität) des von Kolumbus und Vespucci verbreiteten Narrativs veranschaulichen. Ziel dieses Beitrags ist also keine Wesselmannsche Einordnung in eine bis ins Heute reichende Diskurstradition, sondern die exemplarische Vermittlung eines literaturwissenschaftlichen Instrumentariums, das für die präzise Analyse der Verstrickungen von Narrativ und Ideologie in den frühneuzeitlichen Entdeckerbriefen geeignet ist.

1. Eurozentrismus

Kolumbus' *Epistola* und Vespuccis *Mundus novus* sind insofern eurozentristisch, als sie den eigenen Kulturraum unhinterfragt als Inbegriff einer normalen, natürlichen und universellen Lebensform voraussetzen.¹¹ In der Neuen Welt nehmen sie vorrangig das wahr, was an die-

sem Maßstab gemessen und in den eigenen Erfahrungshorizont – zumeist als diametraler Gegensatz – eingeordnet werden kann.¹² Nun ist es wichtig zu betonen, dass das von Kolumbus und Vespucci vermittelte Bild deshalb nicht zwangsläufig im Widerspruch zur Wirklichkeit steht – dennoch findet dadurch eine Verzerrung statt, dass beide in ihren Beschreibungen eine bewusste Auswahl treffen, und zwar in Hinblick auf die eigenen Interessen und die ihrer Auftraggeber, und die ausgewählten Merkmale zudem unterschiedlich gewichtet werden, wobei etwa die Freigiebigkeit der Indios und ihr vermeintlicher Kannibalismus (siehe unten) zu Leitmerkmalen werden.¹³ Die Lebensform der Einheimischen wird in erster Linie als Mängelkultur beschrieben: Sie haben keine Regierung, keine Städte, keine Waffen, keine Gesetze, keinen Handel, keine Kleidung und keinen Besitz (Col. epist. 4, 8; Vesp. MN 4). Die eurozentristische Voreingenommenheit führt zur Unfähigkeit, das Fremde an eigenen Maßstäben zu messen: Dies verrät sich etwa dann, wenn Kolumbus berichtet, die Einheimischen hätten aufgrund ihrer Ängstlichkeit keine Waffen, um gleich im nächsten Satz eine aus Schilfrohren und spitz geschliffenen Holzstiften hergestellte Bewaffnung zu beschreiben, die der Europäer aber offenbar nur als primitiv, defizitär, unzureichend wahrnehmen kann (epist. 8). Nachdrücklich wird auf das Fehlen der in Europa üblichen gesellschaftlichen und politischen Organisationsformen hingewiesen (Col.

epist. 4; Vesp. MN 4). Damit ist im Kern jenes Argument angelegt, das etwa Sepúlveda später zur Rechtfertigung kolonialer Ausbeutung heranziehen wird,¹⁴ nämlich dass die europäische Kolonisierung zur Überwindung eines – aus europäischer Sicht gesprochen – präzivilisatorischen Zustandes beitragen würde; dass die Europäer in der Neuen Welt also als Zivilisationsbringer agieren müssten. Bemerkenswert ist, dass sich Sepúlveda auf dieses wirkmächtige Narrativ, das bei Kolumbus und Vespucci seinen Ausgang nimmt und in Folge generalisierend auf den gesamten Raum Amerika übertragen wurde, auch dann noch stützen kann, als man bereits beeindruckende Hochkulturen in der Neuen Welt entdeckt hatte.¹⁵ In der Debatte mit Sepúlveda musste Las Casas, der „Apostel der Indios“, dennoch gegen die Ansicht ankämpfen, in dieser Region würden nur nackte Wilde leben, und bietet daher einen beeindruckenden Katalog der kulturellen und zivilisatorischen Leistungen der Indios.¹⁶ Der Anspruch, aus einer Position der kulturellen Überlegenheit heraus ein vermeintlich unterlegenes Volk auf eine höhere Zivilisationsstufe zu heben, ist ein Hauptmerkmal des kolonialen Diskurses und legitimiert imperiale Ansprüche auf Fremdterritorien.¹⁷ Eine regelrechte Verpflichtung zum Einschreiten in der Neuen Welt meinten die Entdecker im Zusammenhang mit der Verbreitung des christlichen Glaubens erkannt zu haben. Übereinstimmend (und tatsächliche Formen heidnischer Religionsausübung ausblendend)¹⁸ berichten Kolumbus (epist. 10, 12) und Vespucci (MN 4), die Einheimischen seien keine Götzendiener, hätten aber gewisse Vorstellungen, die eine instinktive Neigung zum Christentum erkennen ließen.¹⁹ Wie Kolumbus am Ende seines Berichtes schreibt, gebe es durch die Entdeckung die Möglichkeit, unzählige andernfalls verlorene Seelen vor ewiger Verdammnis zu retten und somit in der Neuen Welt nicht nur weltliche Güter zu gewinnen, sondern auch den christlichen Glauben zu erhöhen (Col. epist. 18):

Exultet Christus in terris, quemadmodum in coelis exultat, cum tot populorum perditas ante hac animas salvatum iri praevidet. Laetemur et nos tum propter exaltationem nostrae fidei, tum propter rerum temporarium incrementa, quorum non solum Hispania, sed universa Christianitas est futura particeps.

14 Sepúlveda, *Apologia pro libro de iustis belli causis* (Rom 1550). Textauswahl in Kłowski, J./Schäfer, E. (2004) Lateinische Texte zur Eroberung Amerikas. Leipzig, 17f.

15 Gewecke (1992) 120f.

16 Las Casas, *Adversus persecutores et calumniatores gentium novi orbis ad oceanum reperti apologia*. Textauswahl in Kłowski/Schäfer (2004) 18–23.

17 Ashcroft et al. (2008) 37.

18 Wallisch (2002) 75.

19 Vgl. Gewecke (1992) 69.

11 Zum Begriff „Eurozentrismus“ vgl. Ashcroft et al. (2008) 84f.

12 Gewecke, E. (1992 [1986]) *Wie die neue Welt in die alte kam*. München, 93.

13 Gewecke (1992) 92.

Christus frohlocke auf Erden, wie er im Himmel frohlockt, wenn er voraussieht, dass die bisher verlorenen Seelen so vieler Völker zur Rettung gelangen werden. Auch wir wollen fröhlich sein – sowohl wegen der Erhöhung unseres Glaubens als auch wegen des Gewinns weltlicher Güter, an denen nicht nur Spanien, sondern die gesamte Christenheit Anteil haben wird.

Entsetzt über die Realitäten der im Namen der christlichen Mission erfolgten Kolonisierung, spricht sich Las Casas für eine gewaltlose Missionierung durch die Verkündigung des Evangeliums aus,²⁰ während Sepúlveda die Missionierung der Indios als *bellum iustum* ansieht.²¹ Grundsätzliche Zweifel am Projekt der Kolonisierung und Missionierung finden sich jedoch bei keinem von beiden – die Kontroverse betrifft nur die Wahl des Mittels.

2. Besitzansprüche

Kolumbus macht den auf die Neue Welt erhobenen Besitzanspruch in einer Schlüsselpassage am Beginn seines Briefes deutlich (epist. 3), wo er vermeldet, zahlreiche Inseln im Namen des Königs, Ferdinand von Spanien, in Besitz genommen und benannt zu haben: Die Namen, die er wählt, sind entweder der christlichen Glaubenswelt entnommen (San Salvador, Santa María de Concepción) oder ehren das spanische Königshaus (Ferdinand und Isabella: das spanische Königspaar; Johanna: die Thronerin). Diese Art der Benennung entspricht einem symbolischen Akt der Inbesitznahme, der Eingliederung des Territoriums in die Machtsphäre der spanischen Krone.²² Bemerkenswert ist nun, dass die Inseln nicht bloß benannt, sondern vielmehr *umbenannt* werden, frühere Bezeichnungen also kurzerhand getilgt und überschrieben werden. Der Hinweis, bei den Indern würde San Salvador als ‚Guanahani‘ bezeichnet, offenbart die Tatsache, dass die von Kolumbus ‚entdeckte‘ Inselwelt bereits bewohnt, benannt und bekannt ist. Die daraus resultierende Spannung zwischen Entdeckung und Invasion, die auch für die Selbstwahrnehmung und -inszenierung als ‚Entdecker‘ nicht ohne Konsequenzen bleiben müsste, wird im Folgenden aber weitgehend unterdrückt. Sie blitzt nur punktuell auf, wenn die Rede ist von den wertvollen Ortskenntnissen der Einheimischen (epist. 5, 10) und von den unzähligen Bewohnern und Siedlungen in der Inselwelt (epist. 3, 7), wird aber an keiner dieser Stellen thematisiert oder gar reflektiert. Neben Akten der symbolischen Besitzergreifung beschreibt Kolumbus auch, dass er von einem Dorf, dem er den Namen Navidad gegeben habe (eine weitere Umbenennung!), Besitz ergriffen und dort eine Festung als ersten Stützpunkt für den Aufbau eines Handelsnetz-

werks errichtet habe (epist. 14). Er habe eine Schar Männer mit Waffen und Verpflegung zurückgelassen, um deren Sicherheit man sich nicht sorgen müsse: Die auf Hispaniola lebenden Stämme seien nämlich liebenswürdig und gutartig. Sollten sie ihre Einstellung jedoch ändern, gebe es nichts zu befürchten, da sie keine Waffen hätten, nackt (also ungeschützt) umherliefen und überaus furchtsam seien (epist. 14: *si animum revocarent et his, qui in arce manserunt, nocere velint, nequeunt, quia armis carent, nudi incedunt et nimium timidi*). Auf diese Weise kontextualisiert, entfaltet diese Charakterisierung, ein Rückgriff auf die ethnographischen Beschreibungen in epist. 4 und 8, ihren eigentlichen Sinn: Die Einheimischen haben dem kolonialen Projekt nichts entgegenzusetzen; selbst wenn sie es wollten, könnten sie sich gegen die europäische Übermacht nicht wehren.

3. Literarisierung

Die Verfasser der ersten Entdeckerbriefe und ihr Publikum gingen aufgrund ihrer literarischen Vorbildung mit einer spezifischen Erwartungshaltung an die Neue Welt heran:²³ Über Grenzgebiete und -völker hatten sich über Jahrhunderte feste Traditionen herausgebildet, und so bewegten sich Beschreibung und Rezeption der Neuen Welt zunächst ganz im Rahmen herkömmlicher Stereotypen von einem irdischen Paradies einerseits und monströsen Kannibalen andererseits. Während das christliche Paradies im Osten lokalisiert wurde, lagen die heidnischen Orte der Glückseligkeit – das Elysium bzw. die Insel der Seligen – am westlichen Rand der Welt.²⁴ Die Einsicht in die Kugelgestalt der Erde ermöglichte es nun jedoch, diese Sehnsuchtsorte zusammenzudenken. Während sowohl der christliche als auch die heidnischen Idealorte für Sterbliche an sich unerreichbar sind, bot sich durch die Entdeckung Amerikas die Möglichkeit, die mit Paradies und Elysium verknüpften Wunschvorstellungen auf einen realen Ort zu projizieren. Die topographischen Passagen in den Entdeckerbriefen, die auf die Fruchtbarkeit des Landes, das angenehme Klima und die Schönheit der Natur abheben (Col. epist. 6f.; Vesp. MN 5), sind deutlich von der antiken *locus amoenus*-Tradition geprägt. Mitunter lassen sich Anklänge an die Beschreibungen des Goldenen Zeitalters bei Hesiod (erg. 109–120; vgl. 166–173 [Insel der Seligen]) und Ovid (1,89–112) oder an die biblische Paradies-Beschreibung im Buch Genesis (2,8–12; 25) vernehmen. Solche literarischen Reminiszenzen erlauben, den unbekannten Raum Amerika als vertrautes Bild zu komponieren. Sie steigern



Detail der Waldseemüller-Karte von 1800, auf der wegen der Erkenntnisse von Mundus Novus erstmals der Name „America“ für den neu entdeckten Kontinent erscheint.

die Attraktivität der Entdeckung und legen damit die Profitabilität weiterer Unternehmungen nahe. In diesem Sinne geht die idealisierte Landschaftsbeschreibung auch über in eine idealisierte Beschreibung der Einheimischen: Auffällig weitschweifig betont Kolumbus deren Freigebigkeit auch bei wertvollem Besitz (epist. 9; vgl. Hes. erg. 117–119) und ihre fehlende Bewaffnung (epist. 8; vgl. Ov. met. 1,97–100). Nicht zufällig werden damit Merkmale der Landschaft und der Inselbewohner hervorgehoben, die für Kolumbus und seine Auftraggeber von größtem Nutzen sind. Die antike und mittelalterliche Überlieferung über die Länder am Ende der Welt und ihre Bewohner berichtet jedoch nicht nur von idyllischen Landschaften, unermesslichen Goldschätzen und glückseligen Völkern, sondern auch von abstoßender Barbarei und grässlichen Monstern. Wenig überraschend haben Kolumbus und Vespucci auch solcherlei über die Neue Welt zu berichten. In der Peripherie der bewohnten Welt leben, das weiß etwa Aulus Gellius zu berichten (NA 9,4,6; vgl. Plin. NH 7,11–25), die Antipoden, bei denen die Fußspitzen nach hinten zeigen, die Arimaspen, die wie Homers Zyklopen nur ein Auge mitten auf der Stirn haben, und die Anthropophagen, die sich von Menschenfleisch ernähren. In der frühneuzeitlichen Entdeckerliteratur wird die aus solchen Texten geschöpfte Erwartungshaltung auf die vorgefundene Wirklichkeit übertragen, wobei sich das Bild vom barbarischen Menschenfresser leitmotivisch durchsetzt. Doch während Kolumbus die entsprechende Passage klar als Wiedergabe eines an ihn herangetragenen Berichts (also Hörensa-

²³ Wallisch (2000) 63.

²⁴ Gewecke (1992) 72–78; Schulz, R. (2002) Die antiken Grundlagen der europäischen Expansion. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 53 (5/6), 340–360 (hier: 345–347).

²⁰ Kłowski/Schäfer (2004) 22.

²¹ Kłowski/Schäfer (2004) 17.

²² Ashcroft et al. (2008) 28–30.

gen) ausweist (epist. 16), stellt sich Vespucci scheinbar auf den Standpunkt des Augenzeugen (MN 4): Kriegsgefangene würden nur zum späteren Verzehr am Leben gelassen, Väter ihre Söhne und Frauen verspeisen; ein Mann habe im Laufe seines Lebens bis zu 300 Menschen gegessen und Menschenfleisch würde in den Häusern der Indios wie Speck oder Schweinefleisch eingesalzen von den Balken baumeln. Sieht man genauer hin, beruft sich Vespucci nur für Letzteres auf Autopsie – Formulierungen wie unpersönliches *visum est* („man hat <schon> gesehen“) und *hominem novi (quem et allocutus sum)*, *qui ... vulgabatur* („ich habe einen Mann kennengelernt, mit dem ich auch gesprochen habe, von dem erzählt wird ...“) bleiben vage und schränken den Beglaubigungsapparat auf die Wiedergabe von Berichten aus zweiter Hand ein. Dessen ungeachtet, haben die Bildhaftigkeit der Beschreibung und die drastischen Details auf Vespuccis Publikum großen Eindruck gemacht: Spätestens der *Mundus Novus* macht den Kannibalismus in der europäischen Imagination zum Leitmerkmal der Völker in der Neuen Welt, wie zeitgenössische Illustrationen und Flugblätter belegen.²⁵ Die Verunglimpfung der Einheimischen als Kannibalen, die in späteren, offenbar miteinander wetteifernden Berichten immer neue Blüten treibt, verknüpft bereits Vespucci mit einem klaren Handlungsauftrag für die europäischen Ankömmlinge (MN 4):

Nos, quantum potuimus, conati sumus eos dissuadere et ab his pravis moribus dimovere. Qui et se eos dimissuros nobis promiserunt.

Unsererseits haben wir – so gut wir konnten – versucht, sie umzustimmen und sie von diesen üblen Sitten abzubringen. Und sie haben uns auch versprochen, diese aufzugeben.

Ebenfalls in diese Kerbe schlagend, argumentiert Sepúlveda, die gravierenden Verstöße der Indios gegen das Naturrecht könnten nur unterbunden werden, wenn sie der Herrschaft rechtschaffener, zivilisatorisch höherstehender Menschen wie den Spaniern unterstellt würden, um sie gleichsam vor sich selbst zu schützen.²⁶ Las Casas hält dagegen, die Indios seien auf friedlichem Wege, durch das Wort Gottes und die Verkündung des Evangeliums von ihren Verfehlungen – namentlich Menschenopfer und Kannibalismus – abzubringen, nicht durch einen Krieg, der das Übel nicht aus der

Welt schaffe, sondern noch vergrößere.²⁷ Das Kannibalen-Narrativ an sich stellt Las Casas nicht infrage, was für unsere Beurteilung der Wirkmächtigkeit desselben trotz überaus zweifelhafter Faktizität durchaus aufschlussreich ist.²⁸ Offensichtlich sollten diese Geschichten in erster Linie die Sensationslust und die Erwartungen eines literarisch entsprechend vorgebildeten Publikums befriedigen. Daneben gab es aber einen ganz konkreten Anreiz, die Erzählung vom Kannibalismus der Inselbewohner permanent weiterzutragen, denn die spanische Krone hat 1503 die Versklavung der Indigenen verboten – mit Ausnahme von Widerstand leistenden Gruppen und *Menschenfressern*, deren Zahl daraufhin sprunghaft anstieg.²⁹ Die Übertragung tradierter Fremdvölker-Topoi auf die Inselbewohner ist daher keineswegs als harmloser Akt der Einordnung des Neuen in bestehende Literatur- und Ethnographie-Traditionen zu bewerten, sondern als ideologische Grundlegung, die den Boden bestellte für die kolonialen Gräueltaten in der Neuen Welt. Was bei Kolumbus und Vespucci unschuldig-naiv wirken mag, wird etwa bei Sepúlveda konsequent weitergedacht und in zynischer Abgehobenheit zur Legitimierung kolonialer Gewalt herangezogen, wie sie etwa Petrus Martyr (1457–1526) in der dritten Werkdekade (Erstdruck: 1516; Stelle: 3, 8, 45) in aller Drastik beschrieben hat.³⁰ Wird dieser Aspekt bei der Behandlung des *Ersten Briefs aus der Neuen Welt* oder des *Mundus Novus* ausgeklammert, verspielt der Lateinunterricht eine Chance, Schüler:innen zu einer kritischen Textanalyse anzuleiten, die darauf abzielt, implizite Werte- und Normensysteme sichtbar zu machen und die in den Text eingeschriebenen Machtverhältnisse aufzudecken.

Zweifellos ließen sich bei der Lektüre der Entdeckerbriefe Vergleiche mit der Gegenwart ziehen – leider ist die Verunglimpfung des Fremden in der heutigen politischen Rhetorik wieder salonfähig. Aber was ist gewonnen, wenn wir etwa Sepúlvedas *Apologia* neben eine xenophobe Trumpf-Rede legen? Unsere Interpretation (nicht: die der Schüler:innen) geht der Auswahl voraus und wird durch diese fixiert; das Spezifische wird zugunsten einer vermeintlich aufzuzeigenden Diskurslinie ausgeblendet und unsichtbar. Besteht das wichtigere Anliegen nicht darin, Schüler:innen zu sensibilisieren für die kontextgebundenen Narrative, die ein Text transportiert, und die Praktiken, die dadurch normalisiert werden?

Fazit

Ein Blick auf die frühneuzeitlichen Entdeckerbriefe durch die postkoloniale Linse offenbart, dass Kolumbus und Vespucci Interesse an der Verbreitung eines bestimmten Bildes von der Neuen Welt haben: Die Attraktivität und Profitabilität der Entdeckung soll betont, die Unterwerfung der Indigenen und die Kolonisierung ihres Landes soll legitimiert werden. Dadurch wird die ideologische Grundlage für die Ausbeutung des Landes und die brutale Unterdrückung der Einheimischen geschaffen. Eine auf Unterhaltung oder ästhetischen Sprachgenuss reduzierte Lektüre kann diesen Texten nicht gerecht werden.

Wie Ashcroft, Griffiths und Tiffin in ihrem Wörterbuch der postkolonialen Theorie festhalten,³¹ wird im postkolonialen Diskurs die tatsächliche Ausbeutung üblicherweise durch die Rede von der Verpflichtung zur Zivilisierung und Missionierung der barbarischen Wilden verschleiert.³² Aus dieser Perspektive erscheint der Schluss des Kolumbus-Briefes umso bemerkenswerter (epist. 17):

Denique, ut nostri discessus et celeris revisionis compendium ac emolumentum brevibus astringam, hoc polliceor: me nostris regibus invictissimis parvo eorum fultum auxilio tantum auri daturum, quantum eis fuerit opus, tantum vero aromatum, bombicis, masticis (quae apud Chium dumtaxat invenitur) tantumque ligni aloes, tantum servorum idolatrarum, quantum eorum maiestas voluerit exigere, item reubarbarum et alia aromatum genera.

Um schließlich in wenigen Worten Erfolg und Nutzen unseres Aufbruchs und unserer schnellen Rückkehr zusammenzufassen, mache ich dieses Versprechen: Ich werde unseren unbesiegbaren königlichen Hoheiten – auch bei geringer Unterstützung – so viel Gold verschaffen, wie sie benötigen, und so viele Gewürze, so viel Baumwolle und Mastix (das sich bisher nur auf Chios findet), so viel Aloe-Holz und so viele heidnische Sklaven, wie es eurer Majestät zu verlangen gefallen wird, ebenso Rhabarber und andere Arten von Gewürzen.

Ohne jede Schönfärberei listet Kolumbus seinen Auftraggebern auf, was es in der Neuen Welt zu holen gibt, und lässt damit keinen Zweifel daran, welche Art des Kontaktes zwischen alter und neuer Welt hergestellt werden soll. ■

25 S. etwa den „Tafelteil“ in Gewecke (1992). Eine eindrucksvolle Sammlung liegt jetzt vor in van Groesen, M./Tise, L. E. (2019) *America: sämtliche Tafeln 1590–1602*. Köln (eine Sammlung der Kupferstiche, meist koloriert, aus der Werkstatt des Theodor de Bry).

26 Kłowski/Schäfer (2004) 17f. (*isti barbari implicati erant gravissimis peccatis contra legem naturae*, „Diese Barbaren sind in die schwersten Vergehen gegen das Naturrecht verstrickt“).

27 Kłowski/Schäfer (2004) 21f.

28 Vgl. Peter-Röcher, H. (1998) *Mythos Menschenfresser. Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen*. München, 108.

29 Röcher (1998) 105.

30 Petrus Martyr von Anghiera gehörte zum spanischen Indienrat und hat im Auftrag der spanischen Krone ein Geschichtswerk über die Entdeckung der Neuen Welt verfasst (*De orbe novo decades*).

31 S. Anm. 10.

32 Ashcroft et al. (2008) 37f.

Beiträge im Magazin *cursor*: Index 1/2003 bis 20/2024

Ausgabe 01/2003		
Bartels Klaus	Seminar. Wortgeschichte	S. 11
Glas Renate	Variatio delectat. Köstlichkeiten aus altrömischen Kochtöpfen	S. 12
Glas Renate	Göttliches Einkaufen ... und den antiken Mythos gibt's gratis dazu	S. 14
Just Wilhelm	Große Ideen großer Denker	S. 3
Redaktion	Amici Linguae Latinae. Die Freunde der lateinischen Sprache stellen sich vor	S. 2
Redaktion	Amicus Wilhelm Just	S. 3
Redaktion	Amicus Gerhard A. Wührer	S. 4
Redaktion	Europas Muttersprache	S. 4f
Redaktion	Maecenas Katharina Starmann	S. 6
Redaktion	Ausbildung speziell oder universell	S. 6
Redaktion	Ernst Fuchs – vom Mythos beflügelt	S. 8f
Redaktion	Amicus Harald Scheucher	S. 10
Redaktion	Rhetorik – Kunst der Präsentation	S. 10
Redaktion	Interview mit Johann Zechmeister	S. 13

Ausgabe 02/2004		
Bartels Klaus	Emanzipation. Wortgeschichte	S. 12
Buchberger Bruno	Ein Dank an meine Schule	S. 3
Glas Renate	Amici Linguae Latinae. Die Freunde der lateinischen Sprache melden sich zu Wort	S. 2
Glas Renate	Götter hautnah. Merkur	S. 8f
Glas Renate	Condire: Die Würze des Lebens	S. 11
Redaktion	Die römischen Thermen. Luxus für das Volk, Ruhm für die Kaiser	S. 4f
Redaktion	Erfolge mit Latein als erster Fremdsprache. Das „Biberacher Modell in Baden-Württemberg	S. 10
Redaktion	Interview mit dem Moderator der Millionenshow Armin Assinger	S. 13
Redaktion	Die lateinische Europahymne aus dem Herzen der Union	S. 14

Ausgabe 03/2005		
Bartels Klaus	Palaver. Wortgeschichte	S. 3
Derndorfer Heribert	Wer bin ich? – Introspektion und Selbsterkenntnis bei den Vorsokratikern	S. 10f
Glas Renate	Panem et ... einfach nur Brot	S. 14
Glatz Peter, Thiel Andreas	Noricum Ripense – Online. Ein beeindruckendes Crossover Projekt zwischen Museum, Archäologie und Schule. www.stiftergym.at/thiel/noricum	S. 12
Grunert Peter	Historische Konzepte von Gehirn und Geist (Teil 1)	S. 6–9
Just Wilhelm	Wo ist Europa?	S. 4f
Redaktion	Amicus Uwe Harrer	S. 3
Redaktion	Amicus Peter Roland	S. 13

Ausgabe 04/2006		
Bartels Klaus	Geflügelt, entflohen: Habent sua fata ...	S. 18f
Bartels Klaus	B.A., Bachelor of Arts	S. 20
Derndorfer Heribert	Zugänge zu Grundfragen der Erkenntnistheorie am Beispiel der „Atomphysik“ Demokrits	S. 6f
Dujmovits Walter	Nunc pede libero pulsandus follis oder: Was machte Seneca bei Sturm Graz?	S. 16f
Glas Renate	Ab ovo ad malum – vom Ei bis zum Apfel	S. 22f
Glatz Peter	De Europa iuvenibus formanda. Die Zukunft Europas gestalten	S. 8f
Grunert Peter	Mittelalterliche Konzepte zur Seele und ihrer Lokalisation (Teil 2)	S. 10–14
Redaktion	Univ.-Prof. Dr. Anton Zeilinger im Exklusivinterview für den cursor: „Es wäre notwendig, das humanistische Gymnasium wieder einzuführen!“	S. 4f

Redaktion	Altgriechisch-Europameister Matthias Hoernes im Porträt	S. 14f
Redaktion	Studiosa Melanie Widmann (Siegerin der österr. Lateinolympiade 2006)	S. 15
Smith Alden	Amicis Linguae Latinae greetings from Baylor University!	S. 3

Ausgabe 05/2007

Bartels Klaus	Musik. Wortgeschichte	S. 21
Brandhuber Christoph	Mozartus pulchris virginibus S: P: D.: Lateinische Dokumente aus dem Alltag der Familie Mozart	S. 3–5
Einfalt Mareike	Quodlibet – lebendige Antike für interessierte LeserInnen	S. 22f
Glatz Peter	„Carpe noctem – die lange Nacht der Römer“	S. 14f
Grunert Peter	Historische Konzepte von Gehirn und Geist. Überlegungen zum Seelenorgan im 17. Jh. (Teil 3)	S. 18–20
Panagl Oswald	„Sunden sie geschlaf“. Mozarts Balanceakte auf dem Drahtseil der Sprache	S. 9f
Petersmann Gerhard	Wolfgang Amadeus Mozarts erste Oper: Apollo et Hyazinthus	S. 6–8
Redaktion	Amicus Helmut Obermayr	S. 8
Redaktion	Amicus Oswald Panagl	S. 19
Tarandi Eva Scough	„Need a hero, call 911 Perseus private line!“	S. 17
Widmann Melanie	Academia Latina und Erinnerungen an die Ewige Stadt	S. 16
Wintersteller Barbara	„Das Unbewusste ist viel moralischer, als das Bewusste wahrhaben will“. Mozarts Jugendopern und die „Tugenden“	S. 11f
Zedrosser Ulla	Orpheus, der magische Sänger der Antike	S. 13

Ausgabe 06/2008

Bartels Klaus	Dialog. Wortgeschichte	S. 7
Bartels Klaus	Philólogos, Philótophos, Philótechnos. Wortgeschichte	S. 16
Glas Renate	Hüte Dich vor den Iden des März, Cäsar!	S. 19
Glatz Peter	Campionatus Europaeus MMVIII in Austria Helvetiaque habitus	S. 8
Glatz Peter	„Auch der Islam hat das Recht, Gotteshäuser zu errichten!“ Bischof Kapellari im Interview	S. 12f
Glatz Peter	Begegnung mit dem Islam	S. 14f
Glatz Peter, Thiel Andreas	Making of http://latein.eduhi.at – ein Blick hinter die Kulissen	S. 9
Grunert Peter	Philosophische Positionen im 20. Jahrhundert zur Philosophie des Geistes (Teil 4)	S. 20–23
Keplinger-Kail Katharina, Greifender-Stadler Andrea	Am Laufsteg in der urbs aeterna	S. 3–6
Loidolt Regina	Die Nacht der Nächte – Nox Latina Vindobonensis MMVII	S. 18
Redaktion	Amicus Clemens Huber	S. 7
Schlager-Weidinger Thomas	Salam – Grüß Gott. Über die Notwendigkeit des Dialogs von Christentum und Islam in Österreich	S. 10f

Ausgabe 07/2008

Bartels Klaus	Dialog. Wortgeschichte	S. 7
Bartels Klaus	Weihnachtsjubiläum eines Obeliskens	S. 3f
Bartels Klaus	Advent. Wortgeschichte	S. 6
Glas Renate	Glühwein und Süßes nach Römerart	S. 7f
Glas Renate	Geschenksideen aus der Antike	S. 10f
Glas Renate	„Weihnachtliches“ von Ovid: Datteln, Feigen Honig, Geld ...	S. 11
Glas Renate	Silvester, Januar, Kalender, Prosit	S. 15
Glas Renate, Hasenhütl Franz, Einfalt Mareike	Die Mistel – eine Pflanze für jede Lebenslage	S. 13
Glas Renate, Kaserbacher Andreas, Hütter Isabella	Der Krampus und die Antike	S. 8
Glas Renate, Pattis Romana	Weihnachten und die Antike	S. 5
Redaktion	Weihnachtsevangelium (lat., dt. griech.)	S. 12

Ausgabe 08/2009		
Bartels Klaus	Kabrio. Wortgeschichte	S. 26
Demo Šime	Croatia: Marko Marulić – the Father of Croatian Literature	S. 18–21
Glas Renate	Einfach köstlich – köstlich einfach	S. 25
Grunert Peter	Philosophische Positionen im 20. Jahrhundert zur Philosophie des Geistes (2) (Teil 5)	S. 22f
Hell Cornelius	Vilnius – Kulturhauptstadt Europas	S. 3–5
Kritzer Ruth Elisabeth	Die Anfänge des Rom-Tourismus	S. 6–8
Menner Alexander	Certamen Olympicum XXI – 21. Bundesolympiade für Latein und Griechisch in Österreich	S. 24
Redaktion	Amicus Cornelius Hell	S. 25
Thiel Andreas, Peter Glatz	The European Curriculum for Classics	S. 9f
Thiel Andreas, Peter Glatz	„European Symbols“ – A European Schoolbook for Students of Classical Languages	S. 10
Thiel Andreas, Peter Glatz	Austria: Imperial Propaganda in the Habsburg Monarchy	S. 14–17
Tysseling Egge	Netherlands: Erasmus' Praise of Folly	S. 11–13

Ausgabe 09/2010		
Bartels Klaus	Kostüm. Wortgeschichte	S. 18
Brandhuber Christoph	„Lectori pietatis trophaeum“. Lateinische Inschriften in Wien	S. 5–7
Glas Renate	„Sub rosa dictum“ – unter der Rose gesagt	S. 3f
Külling Andreas	Zur Situation des Lateins in der Schweiz	S. 8f
Redaktion	Amicus Wolfram Kautzky	S. 9
Redaktion	Lectum pro vobis (Ausschnitt aus einem Interview mit Anton Zeilinger)	S. 18
Seidl Christian, Utzinger Christian	Virtuose Libellen – von altrömischer Mannhaftigkeit, schillernden Wägeln und Gedanken zu einem modernen Sprachunterricht	S. 14–17
Sigot Ernst	Arbeit am Mythos Prometheus oder „im Unerklärlichen enden“	S. 10–13

Ausgabe 10/2011		
Bartels Klaus	Kompetenz. Wortgeschichte	S. 9
Bauer Christoph W.	abkratzen, täglich ein bisschen mehr. Festrede anlässlich der Bundesolympiade für Latein und Griechisch	S. 5–7
Glas Renate	Eine wahrlich lateinische Laufbahn ...	S. 9f
Grobauer Franz-Joseph	Nachlese zur 23. Latein- und Griechisch-Bundesolympiade 2011	S. 8
Redaktion	Lectum pro vobis (Ausschnitt aus Interviews mit Christian Schacherreiter und Karlheinz Töchterle)	S. 10
Sigot Ernst	„Ja, die Klassiker“ – synart. Eine recapitulatio zum CERTAMEN LATINUM GRAECUMQUE MMX	S. 3f

Ausgabe 11/2015		
Bartels Klaus	Geflügelte Worte aus der Antike. Woher sie kommen und was sie bedeuten	S. 30f
Bartels Klaus	Auswahl aus: „Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen“	S. 36f
Berneder Helmut, Niedermayr Hermann, Sporer Michael	Im Dialog mit der Antike. Römische Inschriften als Tor in die Welt der Römer	S. 23–28
Chazal Anne-Marie	Enseigner le bilinguisme Latin-Grec ou l'aventure de l'E.C.L.A.	S. 29
Glas Renate	In vino veritas – in vino feritas	S. 19
Glatz Peter	Schriftliche Leistungsbeurteilung NEU in Latein und Griechisch	S. 9–15
Glatz Peter	Verba per aevum vigentia – Jahrtausendworte. 27. Bundesolympiade Latein und Griechisch 13.–17.4.2015 in Kremsmünster/OÖ	S. 35f
Glatz Peter, Thiel Andreas	„Abenteuer Antike“. Themenwochenende am 8.–11.10.2015	S. 3
Glatz Peter, Thiel Andreas	„European Symbols“ – a schoolbook for European students. An educational project with a European focus, supported by EUROCLASSICA and AMICI LIGUAE LATINAE	S. 4–8
Gruber Christoph	Was ist Bildung? Zusammenfassung der Rede von Wolfgang Illauer	S. 17f
Miglbauer Renate	Wels – Ovilava, autonome Stadt	S. 32–34
Redaktion	Lectum pro vobis – Konrad P. Liessmann, Geisterstunde. Praxis der Unbildung (Textpassagen zum Begriff der „Kompetenzorientierung“)	S. 16
Redaktion	Amicus Christoph Gruber	S. 22

Redaktion	Dr. Stefan Tilg im Interview. Ordinarius für Latinistik in Freiburg i. Br., bis 1.9.2014 Direktor des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Neulateinische Studien Innsbruck	S. 39
Redaktion	Amicus Andreas Schatzl	S. 40f
Redaktion	Amicus Markus Schlager-Weidinger	S. 41
Sedmak Clemens	Lehrer/innen bilden (sich selbst)	S. 20–22
Tilg Stefan	Neulatein und das moderne Europa. Ein kurzer Einblick in das Ludwig-Boltzmann-Institut für Neulateinische Studien	S. 38

Ausgabe 12/2016

Eykman Walter	Wider die Kompetenzen in Schule und Hochschule. Ein Plädoyer für mehr Klarheit in Bildungsforschung und Bildungspolitik	S. 34–38
Glas Renate	Amicus R. Altersberger. im Cursor-Interview	S. 33
Glatz Peter	Amicus Martin Hochleitner	S. 12f
Glatz Peter	Neulateinische Texte. Die 30. Landesolympiade Latein & Griechisch am 16.3.2016 in Oberösterreich stand unter dem Motto „Neulateinische Texte“	S. 40–43
Glatz Peter, Thiel Andreas	Abenteuer Antike. Das war das Themenwochenende am 8. – 11.10.2015 im Ars Electronica Linz	S. 17–19
Kuhlmann Peter	Aktuelle Forschungstendenzen in der lateinischen Fachdidaktik	S. 8–12
Lachawitz Günter	Gedanken zum Streit um die Schule	S. 27f
Lindner Thomas	Vom Lateinischen zum Romanischen – die „dunklen“ Jahrhunderte	S. 28–32
Lošek Fritz	Der neue Stowasser: Achten Sie auf die Marke!	S. 3–7
Macek Dieter	Eine Gesamtgenealogie der Götter und Heroen der griechisch-mediterranen Mythologie	S. 20–26
Redaktion	Amicus Dieter Macek	S. 26
Töchterle Karlheinz	Verpackung, Vereinfachung, Verschmutzung. Zu den Vorbehalten der Wissenschaft gegenüber ihrer Didaktik und der Rolle der Klassischen Philologie darin	S. 14–16
Weissengruber Rainer	Italiens Latein- und Griechisch-Unterricht	S. 44f

Ausgabe 13/2017

Aescht Erna	Der Name ist mir fremd	S. 35–41
Bartels Klaus	Liber quinquagenarius	S. 52–54
Bartels Klaus	Stichwörter	S. 54f
Brandstätter Christian	Facebook Amici Linguae Latinae	S. 19
Brandstätter Christian	Die Kunst des Chronogramms – alt und ewig jung	S. 20
Cerwenka Ewald (= Esilva)	Spracheninitiative 3.0. Latein ist das neue Sprachfundament der Reformklammer „Mehrsprachigkeit!“ FAKE-NEWS (Das hätte ich) GERADE GERN GELESEN von Esilva	S. 34
Endres Wolfgang	Schule als Resonanzraum. Resonanzpädagogik und Beziehungsdidaktik	S. 48–50
Glas Renate	Rubbing	S. 51
Glatz Peter	European Certificate for Classics. ELEX 2016 Latin Level 1	S. 21
Glatz Peter	Abt Burkhard Ellegast im Cursor-Interview	S. 31–33
Hell Cornelius	Ö1: Gedanken für den Tag	S. 55
Hotz Michael	Wie Phaeton in den Vierströmebrunnen fiel. Zur Bedeutung und Interpretation einer der bedeutendsten Brunnenanlagen Roms	S. 3–8
Kipf Stefan	Pons Latinus. Sprachsensibler Lateinunterricht zwischen Zweitsprachenförderung und Sprachbildung	S. 22–25
Lošek Fritz	Austria Latina. Vor einer „sterbenden Sprache“ zum Trendfach und zum Vorzeigemodell: Altsprachlicher Unterricht in Österreich	S. 42–47
Schlager Leopold	Cetium	S. 16–18
Stockenreitner Johann	Noli desperare! Annäherungen an die Urbs aeterna	S. 9–15
Thiel Andreas, Pühringer Josef	Festkonzert anlässlich des 85. Geburtstags des Komponisten Balduin Sulzer am 31. März 2017	S. 56f
Weeber Karl-Wilhelm	Roms Gladiatoren. Stoff für Legenden und sensibler Unterrichtsstoff	S. 25–29
Zödl Ursula	Benedictus Europae Patronus – Litterarum Pugna Latina. VII. Internationaler Lateinwettbewerb des Stiftes Melk 19.–21. Oktober 2016	S. 30f

Ausgabe 14/2018		
Adami Martina	Academia Didactica Athesina. Nachgedanken zu einem länderübergreifenden Treffen: Lateinunterricht in Österreich, Italien, Südtirol und der Schweiz	S. 18–19
Bartels Klaus	Von der Freundschaft mit den Fernsten. Stoische Jahrtausendworte	S. 66f
Bartels Klaus	Stichworte	S. 67f
Brandhuber Christoph, Fussl Maximilian	In Stein gemeißelt. Salzburger Barockinschriften erzählen	S. 49–51
Brandstätter Christian	Eine Vesuvbesteigung im Jahr 1818. Aus einem Reisebericht von Johann Schober aus Wilhering	S. 59
Bulwer John	Euroclassica Projects 2017–2018	S. 16f
Cerwenka Ewald (= Esilva)	NOST? Difficile est saturam non scribere!	S. 33
Demo Šime	Macaronic Latin. When a language goes wild	S. 34–37
Dijk Willemijn van	Walking through the history of Rome	S. 74f
Gelder Jet (Henriette van	Report of the joined Euroclassica conference 2017 and the Dutch Late-Summer conference 2017	S. 14f
Gelder Jet (Henriette van	Classics unite modern society	S. 15
Glas Renate	Wahre Freunde – eine amikale Aktion der Amici Linguae Latinae, des Fördervereins Rudolfinum, der Freunde des Landesmuseums Kärnten, des Europagymnasiums Klagenfurt, der HAK 1 Klagenfurt	S. 72f
Glas Renate	Latein schon für die ganz Kleinen. und natürlich auch bestens geeignet für die Großen	S. 73
Glatz Peter	„Curiosity driven research“ oder „Vom Bildungswert der klassischen Sprachen“. Univ.-Prof. Dr. Anton Zeilinger im Interview	S. 9–12
Glatz Peter	Sprachtesten in Österreich und die Bedeutung der klassischen Sprachen. Günter Sigott und Fritz Lošek im Cursor-Interview	S. 21–23
Glatz Peter	Ohne Antike geht's nicht – Karikaturist Thomas Wizany	S. 29–32
Janka Markus	Robert Harris' Dictator (2015). Pharsalos als Wendepunkt der Weltgeschichte im historischen Thriller der Post-moderne	S. 38–41
Lošek Fritz	Kabarett & Classics. Streifzüge durch die österreichisch-deutsche Szene	S. 24–28
Mittendorfer Gabriele	Auszüge aus dem Konzept „Moderner Lateinunterricht im multilingualen Umfeld“	S. 17
Redaktion	Amicus Thomas Wizany	S. 29
Redaktion	Do, 12. bis Sa, 14. April 2018. Abenteuer Antike. 180 Jahre Archäologie in Oberösterreich	S. 57f
Strobl Michael, Seitz Martin, Schwameis Christoph	5 Jahre Intensivkurs „Römer hautnah“ in Carnuntum	S. 60–65
Traxler Stefan	Das neue Museum Lauriacum. Hauptstandort der OÖ. Landesausstellung 2018	S. 52–56
Trojer Ute	An der Peripherie Europas. Neulateinische Autoren im 4- und 6-jährigen Lateinunterricht	S. 69–71
Weeber Karl-Wilhelm	Die Jugend von heute. Cicero in Pro Caelio über Generationenkonflikte, Jugendsünden und Erziehungsmethoden	S. 42–48
Weissengruber Rainer	Neue Perspektiven – made in Austria	S. 20f
Wessels Antje	Innovationen in der Antike. Was Technologiekonzerne von den Altertumswissenschaften lernen können	S. 3–8

Ausgabe 15/2019		
Aringer Nina	5. Int. Fachdidaktiktagung der alten Sprachen, Wien 1.–2. März 2019	S. 61
Beyer Andrea	Lateinische Lehrbuchtexte im Visier	S. 67–69
Chrstos Constanze	31. Bundesolympiade Latein und Griechisch: Jetzt ist die Antike. 8. bis 12. April 2019 in Kärnten (Cap Wörth/Klagenfurt)	S. 38f
Glas Renate	Mortadella in Florenz. Latinitas florens – „florierendes“ Latein	S. 28–31
Glatz Peter	Das Ringen um den Begriff. Mag. Thomas Obernosterer, Landtagsdirektor NÖ im Cursorinterview mit Peter Glatz	S. 8f
Henneböhl Rudolf	Amor und Psyche. Kreativität im Lateinunterricht	S. 3–7
Hotz Michael	Sandro Botticellis „Primavera“. Ovid, Horaz & Co als zentraler Schlüssel zum Bildverständnis	S. 10–27
Janka Markus, Stierstorfer Michael	Latinitas iuvenescens. Zeitgenössische viva Latinitas in Populärkultur und Unterricht am Beispiel von Harrius Potter et sodales	S. 54–58
Laes Christian	Quo vadimus? Latin and Greek in Flemish secondary schools	S. 58–60
Lederer Bernd	Der Bildungsbegriff und seine Bedeutungen	S. 86–91
Ledermann Elias	Nox Latina quinta. Quid faciam? Carpe noctem!	S. 32f
Lobe Michael	Cäsar und die Macht der Bilder	S. 50–53
Lošek Fritz	Kabarett & Classics II. Weitere Streifzüge durch die österreichisch-deutsche Szene	S. 44–49

Meysel Martina	Nox Latina – prima!	S. 34
Panagl Oswald	„Danke ja!“ und „danke nein!“ im Lateinischen	S. 64–66
Rauscher Erwin	Wer es mit Liebe nicht schafft, schafft es auch mit Strenge nicht	S. 36f
Redaktion	Amicus Thomas Obernosterer	S. 9
Redaktion	Latinitas viva. Schreiben von Wilfried Stroh „Valahfridus Petro praesidi suo s.“ und Rede „Laudata Latina“ des Thomas Lindner Salisburgensis	S. 35
Schreiner Sonja	Mitgeschöpfe auf der Werteskala? Plinius maior über Tiere und den Menschen	S. 40–43
Seitz Martin	„Römer hautnah – am Limes!“ Intensivkurs Latein 2.0	S. 92–98
Vogl Peter	Flacianismus in Eferding	S. 80–82
Weeber Karl-Wilhelm	Warum wir auf Caesar nicht verzichten sollten	S. 70–75
Weissengruber Rainer	Quid novi in terra Italica? Didaktisches Durchstarten im südlichen Nachbarland	S. 62f
Zimmermann Bernhard	Mosaiksteinchen der Literaturgeschichte	S. 76–79

Ausgabe 16/2020

Falck Olsen Astrid	Students Fighting for Latin in Norway. Latin on Sandnes Videregående Skule	S. 25–28
Gelder Henriette van	Klassische Sprachen einen die moderne Gesellschaft (Übersetzung von Andreas Thiel; Originalfassung in cursor 14/2018, S. 15)	S. 29
Glas Renate	Amor als Honigdieb – und Parfumeur. Eine „Bienenstichreise“ durch die Jahrtausende	S. 82f
Glatz Peter	In memoriam Prof. Dr. phil. Klaus Bartels, 19.2.1936 bis 2.4.2020	S. 8–11
Hennebühl Rudolf	Amor und Psyche. Existenzielles und psychologisches Interpretieren im Lateinunterricht	S. 30–33
Janse Mark	Ἑλληνιστὶ γινώσκει; (Acts 21:37). The survival of Cappadocian Greek	S. 49–57
Kahry Yvonne	„Ich hab’ mich wirklich gewundert, wie viel Macht sie mir geben“. Interview. Kabarettist, Satire-Reporter und Universitätslektor Peter Klien über die Macht des Humors	S. 11–15
Khinast Günter	Viktor Frankl – humanistischer Denker und Vorbild für ein der Menschlichkeit verpflichtetes Leben	S. 58–62
Knabl Andreas	Bei Stormy Weather von Kolchis nach Chicago, Wien und China. Zwei Bühnenversionen der Medea aus jüngster Vergangenheit als Plädoyer für die Beschäftigung mit dem Medium Theater im Lateinunterricht	S. 3–7
Korn Matthias	Die Sicht eines Fachdidaktikers auf die aktuelle Stellung des Unterrichtsfachs Latein in Deutschland	S. 16–18
Kreuz Gottfried Eugen	Zirkel Antike Salzburg	S. 71
Laes Christian	Why Classics need Euroclassica	S. 18f
Lindner Thomas	Quatenus lingua Latina etiam nostrae aetati usui sit	S. 63
Lindner Thomas	Variationen über das lateinische Distichon auf dem Salzburger Festspielhaus	S. 64f
Panagl Oswald	Heimlich geliebt – unheimlich gelacht. Allzumenschliche Götter im antiken Mythos	S. 42–45
Panagl Oswald	Ein würdevolles Problem. Überlegungen zur politischen Semantik von lateinisch dignitas	S. 72–74
Panagl Oswald	Mythos und Gegenwart – Klassik und Moderne. Orest als griechische Sagengestalt mit zeitlosen Wesenszügen	S. 75
Schlag Bernhard	„Vergeblich klopft, wer ohne Wein ist, an der Musen Pforte“. Eine kleine Weinzeitreise	S. 76–79
Schmetterer Christoph	Das römische Recht und sein Bedeutung für die Rechtsentwicklung bis heute	S. 66–70
Seitz Martin	Der Lateinunterricht als schulautonomes Experimentierfeld der Begabtenförderung	S. 84–88
Strobl Petra	Schlafstörungen in der griechisch-römischen Welt. Auch die Götter hatten ihre Hände im Spiel	S. 46–48
Taylor John	Latin and Greek in secondary schools in England and Wales	S. 23–25
Turpin Florence	The Situation of Classics in Europe. Evaluation of the Euroclassica questionnaire 2019/2020	S. 20–22
Wesselmann Katharina	Antike Ideale – verschenkte Potentiale? Sperrige Inhalte des Altsprachlichen Unterrichts nach #metoo	S. 34–42
Zödl Ursula	Benedictus Europae Patronus – Litterarum Pugna Latina. VIII. Benedictus-Lateinwettbewerb 2019	S. 80f

Ausgabe 17/2021

Buchberger Bruno	swr***, pleu***, plavate, fluere, flouwen, fließen, flow, ... Etymologie als Hilfe beim Lernen von Sprachen	S. 16–18
Colotte Franck	Enjeux et perspectives de la lecture des textes latins dans le modèle scolaire luxembourgeois	S. 24–28
Dimovska Vesna	Latin and Greek in Secondary Schools in North Macedonia	S. 23f
Dujmovits Walter	Österreichische Bundesolympiade Latein und Griechisch 2021	S. 93
Flaig Bärbel	ECCL – European Certificate for Classics	S. 21f
Glatz Peter, Kautzky Wolfram	Roland Girtler im Interview. Einsichten eines Wanderers zwischen den Welten	S. 19f
Glatz Peter, Knabl Andreas	„Definitiv Odysseus“. Burgtheaterdirektor Kušej im Interview	S. 3f

Holzberg Niklas	Lucretia historisch, dramatisch, elegisch. Von Livius zu Hans Sachs und Ovid	S. 31–36
Hotz Michael	Bratspießchen für den Kaiser. Obeliken im antiken und neuzeitlichen Rom	S. 37–48
Knabl Andreas	„Bieten wir schon Mist, dann nur einen berühmten.“ Antike Mythen im Werk Friedrich Dürrenmatts	S. 64–67
König Robert	Grammatica mystica. Inwiefern eine Sorge um die Sprache eine Sorge um den Geist ist	S. 76–81
Kreuz Gottfried Eugen	Ein Schuss von hinten. Biographische Risikomaximierung eines Renaissancegelehrten	S. 49–55
Leitich Meinhard, Roither Anton, Karolus Johannes	INSCRIPTIONES LATINAE SALISBURGENSES. Auf lateinischen Spuren durch die Salzstadt	S. 14f
Lobe Michael	Res publica restituta? Augusteische Raummetamorphosen I	S. 56–63
Lošek Fritz	Die Seele der Säle. Begriff und Raum – ein lexikalischer Rundgang durch die Pädagogische Hochschule NÖ in Baden	S. 68–75
Panagl Oswald	„Du bist wie eine Blume.“ Florale Motive als Namensspender und als Gegenstände musikalischer Lyrik	S. 82–87
Panagl Oswald	Ēloquēns versus loquāx. Sekundäre Suffixsemantik am Beispiel der lateinischen Adjektiva auf -āx (*-ak-)	S. 88–91
Reischl Aruna Margareta	Die rätselhafte Komplexität der Tragödie	S. 12f
Schön Katharina-Maria	Dionysische Feste als tragische Palimpseste und politische Manifeste. Der Mythos der Bakchen im Spiegel der Zeit	S. 5–11
Stamatis Dimitrios	Graecia capta. Latin Studies in Modern Greece: An International Passport to the Western World	S. 29f
Strobl Petra	Wie man sich bettet, so schläft man. Schlafstätten in der griechisch-römischen Zeit	S. 91–93

Ausgabe 18/2022		
Bauer-Zetmann Martin	Pilgerreise und Welterfahrung. Interkulturelle und interreligiöse Kontakte im Nahen Osten des Spätmittelalters	S. 69–73
Blanquer Jean-Michel, Keramos Niki, Bianchi Patrizio, Prodromou Prodromos	Déclaration conjointe des ministres européens chargés de l'éducation visant à renforcer la coopération européenne autour du latin et du grec ancien	S. 19
Demo Šime	Classics in Croatia	S. 24f
Dragnev Demetrius	Crescunt in Bulgaria studia Latina	S. 22f
Ebner Christoph	Die Genese der Gladiatorenspiele bis in die Zeit Julius Cäsars	S. 43–46
Freinbichler Walter	Vom algorismus zum Algorithmus	S. 101
Giebel Marion	Abzugskanäle statt Prunktheater. Plinius der Ältere und seine Naturgeschichte	S. 32–37
Glatz Peter, Knabl Andreas	Eine blinde Liebe für diese Texte. Welt der Renaissance – Autor Tobias Roth im Interview	S. 57–65
Gottwald Eva	Lateinisches in der Kulturhauptstadt 2024 Bad Ischl	S. 10–13
König Robert	Interimsliebe. Die Einheit von Syllogistik, Dialektik und Mystik	S. 100
Kreuz Gottfried Eugen	Linz 1552. Bilder einer Stadt in Versen	S. 47–56
Laes Christian	Global Classics in Challenging Times	S. 18f
Ledermann Clara	Latin goes WU Wien. Entwicklung eines Werbekonzepts für Langlatein (L6) in Österreich	S. 3–9
Lobe Michael	Res publica restituta? Augusteische Raummetamorphosen II: Die augusteische Transformation des Campus Martius	S. 38–42
Panagl Oswald	Paradoxe Merkmale in lateinischen Stilfiguren. Aposiopese, Praeteritio, Ironie	S. 66–68
Schlager Leopold	Eine mittelalterliche Bilderbibel voller Engel, Tiere und Fabelwesen. Was irdische und außerirdische Gestalten in einem vor acht Jahrhunderten entstandenen „Bibel-Comic“ zu sagen haben	S. 88–93
Schön Katharina-Maria	Politische Idealvorstellung, philosophischer Traktat oder satirische Zeitkritik? Die Utopia des Thomas Morus im perspektivischen Wechselspiel	S. 74–81
Sichrovsky Heinz	Ein Bruderkampf um Troja. Die griechische Götterwelt in Ritual und Literatur der Freimaurer	S. 26–31
Söllradl Bernhard	Zielsprachenorientierte Lateindidaktik. Theoretische Grundlegung und ein methodisches Konzept für erfolgreichen Spracherwerb	S. 14–17
Steiner Susanne	Medizin – von prähistorischer Zeit bis ins frühe Mittelalter	S. 94–97
Stockenreiter Johann	Erlesenes Rom	S. 98f
Traxler Stefan, Ployer René, Lang Felix	Das UNESCO Welterbe „Grenzen des Römischen Reiches – Donaulimes“	S. 82–87
Turpin Florence	Situation de l'enseignement du latin et du grec ancien en France	S. 20f

Ausgabe 19/2023

Colotte Franck	Réflexions sur la didactique sénéquienne	S. 76–81
Ebner Christoph	Die Römer, das Fremde und die Stadt	S. 70–75
Flaig Bärbel	Results ECCL 2022/2023	S. 104
Giebel Marion	Seneca: Wie viel Luxus braucht der Mensch?	S. 42–45
Glatz Peter	ALFA – Abenteuer Latein Faszination Archäologie	S. 3–5
Glatz Peter, Vogl Peter	Lentia Latina. Ein Inschriftenspaziergang durch die Linzer Stadtgeschichte	S. 6–14
Grobauer Franz-Joseph	Ein österreichischer „Cunctator“. Kaiser Friedrich III. in lateinischen Quellen	S. 82–88
Holzberg Niklas	Für den Freund der Antike. 100 Jahre Sammlung Tusculum	S. 28–35
Hotz Michael	Ich komme, grünende Brüder. Die Metamorphose der Daphne bei Ovid, Gian Lorenzo Bernini und Richard Strauss	S. 46–59
Kentane Gert	Greek in Belgium. Teachers and students in Flanders on the barricade!	S. 92f
Korn Matthias	Lateinunterricht in Deutschland	S. 89
Lobe Michael	Res publica restituta? Augusteische Raummetamorphosen III	S. 60–69
Lošek Fritz	Ánthropos. Menschliche Geschichte(n), menschliche Geschicke	S. 94–103
Maysel Martina	Nox Latina – iterum prospera!	S. 41
Nosavich Vanessa	En iterum, fluctus, similes audite querellas. Eine VWA über die Metamorphosen der Ariadne bei Ovid	S. 36f
Redaktion	Wortklaubeereien im Kurier. Wolfram Kautzky ist Philologe und geht gerne den Wörtern auf den Grund	S. 15
Vis Jeroen, Smit Bosco	Classics in the Netherlands	S. 90f
Walser-Bürgler Isabella	Als Europa wirklich lateinisch war (1400–1850)	S. 16–27
Ziegler Judith	Lange Nacht der Antike 2023	S. 38–40

Ausgabe 20/2024

Bērziņa Gita, Gorņeva Ilona	Classics in Latvia ... ut sancte et eleganter ac liberaliter ad Calocagathiam, quo uno vocabulo Graeci bonitatem ac laudem virtutis ac sapientiae complexi fuerunt, scholastica juvenus erudiantur.	S. 46f
Bulwer John	Teaching Classics Worldwide. Successes, Challenges and Developments	S. 45
Flaig Bärbel	European Certificate for Classics. Results 2023/2024	S. 52
Gärtner Ursula	Reperire effugium quaerit alterius malo. Haben antike Fabeln eine Moral oder was können wir aus ihnen lernen?	S. 53–57
Giebel Marion	Demeter in Eleusis	S. 94–96
Glatz Peter	Venit Natalis ad cursorem. Die Amici Linguae Latinae feiern: Das Magazin cursor wird 20	S. 3
Grobauer Franz-Joseph	„Eine ins Leb'n“. Mit Horaz in den Alltag	S. 32–44
Holmes-Henderson Arlene	How does studying Latin impact the English literacy of young children? A summary of findings from the UK	S. 48f
Holzberg Niklas	Dicamus bona verba: venit Natalis ... Römer der frühen Kaiserzeit feiern Geburtstag	S. 4–9
König Robert	Veni, Vidi, GPT. „Künstliche Intelligenz“ trifft Unterrichtsprozesse	S. 10–19
Lindner Thomas	Zur Neuerscheinung der Carmina miscellanea selecta	S. 92f
Lobe Jana Paulina	Da liegt der Hund begraben. Antike Grabgedichte für treue Gefährten	S. 86–91
Lobe Michael	Quo vadis, Europa? Hermann Wellers Gedicht „Europa“ von 1923 und Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes	S. 20–31
Panagl Oswald	Rituale in höchster Kriegsnot. Die Selbstopferung junger Menschen als episodisches Wesensmerkmal euripidischer Tragödien	S. 68–75
Riabtsev Kostiantyn	Res publica litterarum floret in collibus Tusculanis: studia antiquorum revirescunt in Academia Vivarii novi. Profusum sapientiae semen iustitiae alere flamma	S. 50f
Stöllner Herbert	Der Kaisersaal von Kremsmünster. Deckenfresko, Kaiserbilder und Devisen	S. 58–62
Thüry Günther E.	Patriarchat und sexuelle Revolution. Oder: Waren römische Männer Machos?	S. 76–79
Thüry Günther E.	Essgenuss, Kritik und Sünde. Feinschmecker und Moralisten im alten Rom	S. 80–85
Vogl Peter	Iam lucis orto sidere. Anton Bruckner und das Stift Wilhering	S. 63–67



Digitale Version des Index
der Beiträge im Magazin
cursor 1/2003 – 20/2024

Abbildungsverzeichnis

Vorzellner:

S. 3 u. l.: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b52502200s>
 S. 3 u. r.: Markus Vorzellner
 S. 4 o.: https://lb.m.wikipedia.org/wiki/Fichier:Map_of_Versailles_in_1789_by_William_R_Shepherd_%28died_1934%29.jpg
 S. 4 m.: <https://images3.bovpg.net/r/media/1/6/2/9/1/62913.jpg>
 S. 4 u.: https://www.lechorepublicain.fr/versailles-78000/actualites/la-rennaissance-du-bassin-de-latone-dans-le-parc-du-chateau-de-versailles_11532386/
 S. 5 o.: Markus Vorzellner
 S. 5 u. l.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Anne_of_Austria_by_Frans_Pourbus,_1616.jpg#/media/Datei:Anne_of_Austria_by_Frans_Pourbus,_1616.jpg
 S. 5 u. r.: <https://anninateatime.wordpress.com/wp-content/uploads/2011/06/latona-fountain-at-versailles.jpg>
 S. 6 o. l.: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:SchlossStGermaineLayeParterre.jpg#/media/Datei:SchlossStGermaineLayeParterre.jpg>
 S. 6 o. r.: <https://www.ebay.fr/itm/335010674535>
 S. 9: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Wolkenmaschine.jpg#/media/Datei:Wolkenmaschine.jpg>
 S. 10: <https://imslp.org>
 S. 11 o.: https://www.planet-wissen.de/geschichte/persoenlichkeiten/ludwig_der_vierzehnte_der_sonnenkoenig/pwie-ludwigunddiefrauen100.html
 S. 11 u.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Portrait_de_Madame_Marie-Elisabeth_de_Ludres_chanoinesse_de_Poussay,_ma%C3%A9trese_de_Louis_XIV,_repr%C3%A9sent%C3%A9e_en_Marie-Madeleine.jpg#/media/Datei:Portrait_de_Madame_Marie-Elisabeth_de_Ludres_chanoinesse_de_Poussay,_ma%C3%A9trese_de_Louis_XIV,_repr%C3%A9sent%C3%A9e_en_Marie-Madeleine.jpg

Streicher:

S. 12: Viktor Streicher
 S. 13: Viktor Streicher
 S. 14: Viktor Streicher

Hunt:

S. 15: Steven Hunt
 S. 16: Steven Hunt
 S. 18: Steven Hunt
 S. 19 l: Steven Hunt
 S. 19 r: Steven Hunt
 S. 21 o.: Steven Hunt
 S. 21 m.: Steven Hunt

Stöllner:

S. 24 m. r.: Guida d'Italia – Roma, 10. Aufl. S. 299, 2008
 S. 24 u. r.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Portret_van_Lorenzo_Valla_Laurentius_Valla_\(titel_op_object\)_RP-P-1909-4359.jpg#/media/Datei:Portret_van_Lorenzo_Valla_Laurentius_Valla_\(titel_op_object\)_RP-P-1909-4359.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Portret_van_Lorenzo_Valla_Laurentius_Valla_(titel_op_object)_RP-P-1909-4359.jpg#/media/Datei:Portret_van_Lorenzo_Valla_Laurentius_Valla_(titel_op_object)_RP-P-1909-4359.jpg)
 S. 24 u. l.: <https://www.basilicasangiovanni.va/fr/san-giovanni-in-laterano/basilica/costantino-e-la-tomba-di-lorenzo-balla.html>
 S. 25: Herbert Stöllner
 S. 26: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lex_De_Imperio_Vespasiani_-_Palazzo_Nuovo_-_Musei_Capitolini_-_Rome_2016.jpg#/media/Datei:Lex_De_Imperio_Vespasiani_-_Palazzo_Nuovo_-_Musei_Capitolini_-_Rome_2016.jpg
 S. 27: gemeinfrei
 S. 28: Herbert Stöllner
 S. 29 o. l.: <https://www.gliscritti.it/blog/entry/5865>
 S. 29 o. r.: Herbert Stöllner

Bürscher:

S. 30: Lies Maculan
 S. 31: Stift Seitenstetten
 S. 32: Stift Seitenstetten
 S. 33 l: Stift Seitenstetten
 S. 33 r: Stift Seitenstetten
 S. 34: Stift Seitenstetten
 S. 35: Lies Maculan

Einfalt:

S. 36 o.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Diego_Saavedra_Fajardo.jpg#/media/File:Diego_Saavedra_Fajardo.jpg
 S. 36 u.: <https://ia804504.us.archive.org/5/items/ideaprin-pischr00saav/ideaprin-pischr00saav.pdf>
 S. 37: <https://ia804504.us.archive.org/5/items/ideaprin-pischr00saav/ideaprin-pischr00saav.pdf>

Lobe:

S. 39 o.: https://dewiki.de/Media/Datei:Boxer_of_quirinal_hands.jpg
 S. 39 m.: https://dewiki.de/Media/Datei:Pugiliste_des_Thermes_Massimo_1055.jpg
 S. 40: https://www.reddit.com/r/SF6Avatars/comments/19eqsae/1986s_prime_mike_tyson/?tl=de&rd=61834
 S. 41 o. l.: https://de.wikipedia.org/wiki/Antiker_Faustkampf#/media/Datei:Relief_Faustk%C3%A4mpfer1.jpg
 S. 41 o. r.: https://de.wikipedia.org/wiki/Antiker_Faustkampf#/media/Datei:Relief_Faustk%C3%A4mpfer2.jpg
 S. 41 m.: https://en.wikipedia.org/wiki/Joe_Louis_vs_Max_Schmeling#/media/File:Louis-schmeling-weigh-1938.jpg
 S. 42 o. l.: https://rocky.fandom.com/wiki/Ivan_Drago?file=Capture-0.PNG
 S. 42 o. m.: https://www.reddit.com/r/Davie504/comments/fflloo/omg_didnt_know_davie504_is_this_buff/?utm_source=share&utm_medium=web3x&utm_name=web3xcs&utm_term=1&utm_content=share_button
 S. 42 o. l. o.: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/emmanuel-macron-posiert-auf-foto-als-boxer-was-steckt-dahinter-19605834.html>
 S. 42 o. l. u.: https://www.bfmtv.com/politique/elysee/le-chancelier-autrichien-offre-des-gants-de-boxe-a-emmanuel-macron_AD-202404050096.html
 S. 43: https://de.wikipedia.org/wiki/Antiker_Faustkampf#/media/Datei:Boxer_of_quirinal.jpg

Gärtner et al.:

S. 44: LIDAL
 S. 45: LIDAL
 S. 46: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/f/fb/Master_of_Parral_-_St_Jerome_in_the_scriptorium_-_Google_Art_Project.jpg
 S. 47: Ursula Gärtner
 S. 48: Kunsthistorisches Museum Wien
 S. 49: Bibliotheken, Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2002, Abb. 155 (Zeichnung: G. Gorski)
 S. 50: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/e3/Codex_Hammurapi_Prologue_-_AO10237.JPG
 S. 51: <https://nakala.fr/10.34847/nkl.ea831313>

Weissengruber:

S. 52: Immanuel Caesar
 S. 53 o.: Immanuel Caesar
 S. 53 u.: Immanuel Caesar
 S. 54 l. o.: Immanuel Caesar
 S. 54 l. u.: Immanuel Caesar
 S. 54 r. o.: Immanuel Caesar
 S. 55: Immanuel Caesar

Glatz & Kapeller:

S. 56 o.: Ferdinand Neumüller
 S. 56 u.: Ferdinand Neumüller
 S. 57 l. o.: Ferdinand Neumüller
 S. 57 r. o.: Ferdinand Neumüller
 S. 57 l. u.: Ferdinand Neumüller
 S. 57 r. u.: Ferdinand Neumüller

Anglmayer-Geelhaar:

S. 58: Fotostudio Franz Pfluegl

Hotz:

S. 62 o. l.: Google Earth Studio
 S. 62 o. r.: <https://www.blagovest-info.ru/index.php?ss=2&ss=3&id=94815>
 S. 62 u.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gian_Lorenzo_bernini_selfportrait.jpg#/media/Datei:Gian_Lorenzo_bernini_selfportrait.jpg
 S. 63 o.: [https://www.roger-pearse.com/weblog/2020/04/09/a-colour-fresco-of-old-st-peters-half-](https://www.roger-pearse.com/weblog/2020/04/09/a-colour-fresco-of-old-st-peters-half-demolished-but-with-the-obelisk-in-position/)

demolished-but-with-the-obelisk-in-position/

S. 63 u.: <https://www.limesonline.com/carte/pianta-del-vaticano-1684-14669484/>
 S. 64 o. l.: Google Earth Studio
 S. 64 o. r.: Google Earth Studio
 S. 64 u.: <https://maps-rome.com/img/0/nolli-map-of-rome.jpg>
 S. 65 u. l.: Google Earth Studio
 S. 65 u. r.: Google Earth Studio
 S. 66 o. l. (Vorder- und Rückseite): Museum August Kestner / Detlef Jürges (CC BY-NC-SA) // CC0 @ Museum August Kestner
 S. 66 o. l.: <https://www.academia.edu/figures/7054087/figure-2-nolli-detail-of-piazza-pietro-with-addition-of>
 S. 66 m.: <https://discourse.mcneel.com/t/evolute-of-a-curve/112841/2>
 S. 66 u.: Mathias Rizy
 S. 67 o. l.: <https://www.flickr.com/photos/24364447@N05/6060247574/in/photostream/>
 S. 67 o. r.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/6e/Sint-Pietersplein%2C_RP-P-2016-887-16.jpg und <https://www.flickr.com/photos/24364447@N05/6060247574/in/photostream/>
 S. 68: <https://www.meisterdrucke.at/kunstdrucke/Unkown/1419443/Ebtorfer-Weltkarte.html>
 S. 69 o.: <https://www.italien.de/poi/petersplatz>
 S. 69 m. l.: <https://www.flickr.com/photos/quadralectics/27397034586>
 S. 69 m. r.: <https://open.arch.kit.edu/arbeiten/aggiornamento/>, Mathias Rizy
 S. 70 o.: <https://www.k-tv.org/pilgerreise-nach-rom-zum-25-jaehrigen-jubilaum-von-k-tv-07-12-09/>
 S. 70 m.: <https://www.turismoroma.it/de/places/petersplatz>
 S. 71 o.: <https://www.katholisch.de/artikel/24548-wie-der-petersplatz-an-ostern-zum-paradiesgarten-wird>
 S. 71 m.: <https://romaculta.com/kulturrubrik/die-statuen-von-sankt-peter/>
 S. 71 u.: <http://www.keyofsolomon.org/Pope%20Sixtus%20V.php>
 S. 72 o. l.: <https://www.uni-wuerzburg.de/uniairchiv/persolichkeiten/gelehrtentafeln/athanasius-kircher/>
 S. 72 o. r.: <https://pacobellido.naukas.com/2023/03/21/los-obeliscos-astronomicos-de-roma/>
 S. 73 o. l.: <https://www.verenigingrembrandt.nl/nl/kunst/gezicht-op-amersfoort>
 S. 73 o. r.: https://www.myheimat.de/hannover-gross-buchholz/c-freizeit/rom-ii-petersplatz-petersdom-papstaudienz-video_a2464778
 S. 73 m.: <https://animalia-life.club/qa/pictures/piazza-san-pietro-bernini>

Söllradl:

S. 74 o.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/05/Ridolfo_del_Ghirlandaio_-_Ritratto_di_Cristoforo_Colombo_%281520%29.jpg
 S. 74 m.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/2e/Amerigo_Vespucci_3.jpg
 S. 75: https://de.wikipedia.org/wiki/Amerigo_Vespucci#/media/Datei:Domenico_ghirlandaio_madonna_della_misericordia_ognissanti_Firenze.jpg
 S. 76: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/db/Waldseemuller_map_closeup_with_America.jpg

Titelbild:

S. 1: Immanuel Caesar

Karikaturen:

S. 88 o.: Thomas Wizany
 S. 88 u.: Thomas Wizany



VERITAS

Lernen verbindet uns



Medias In Res! L6. 3-4. Lehrplan 2023 Latein für den Anfangsunterricht (6-jähriges Latein)

SBNR 220.844 (Buch inkl. E-Book)
SBNR 200.258 (Buch mit E-Book PLUS)

Aufgefrischt und runderneuert präsentiert sich die neue Generation von *Medias In Res!*

Die *catta* Cleopatra begleitet die Schüler:innen durch sieben Blöcke zu je 5 bzw. 4 Lektionen. Themen aus Alltag, Mythos und Geschichte sind in gut fassbaren Texten aufbereitet. Neue Aufgabenformate und multimediale Angebote erleichtern einen kompetenzorientierten, attraktiven Lateinunterricht.



Was ist neu?

- 30 statt 35 Lektionen – in 7 Themenblöcken
- „Auftaktseiten“ vor jedem Themenblock: kulturkundliche Informationen, Anekdotisches, Arbeitsaufgaben, die mithilfe von Medien (Videos, Audios, Links) zu lösen sind ...
- „vorentlastende“ Arbeitsaufgaben VOR und kompetenzorientierte Arbeitsaufgaben NACH dem Lektionstext
- Vier Seiten mit abschließenden Übungen nach den Lektionsblöcken: *Repetitiones*, Wortschatztraining, Wortklauberei, *Quid iam scio?*
- Methodisches Handwerkszeug
- Arbeit mit Originaltexten
- Digitales: Audios (Hörgeschichten zu Redewendungen), Videos, Links auf externe Angebote, filterbare Vokabelliste ... per Code hürdenfrei zugänglich
- PLUS-Angebot mit ganz neuen, kompetenzorientierten interaktiven Übungen



Stowasser. Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch

SBNR 180.091

Der STOWASSER stellt Benutzerfreundlichkeit und einfache Auffindbarkeit ins Zentrum:

- Die Bedeutungsangaben sind nach Relevanz und Frequenz geordnet.
- Komplexe Einträge sind klar hierarchisch gegliedert.
- Verben sind im Infinitiv angegeben.
- Relevante Einträge sind auf der obersten Ebene zu finden.
- Alle angeführten Textzitate sind auch übersetzt.

Die zugrundeliegenden Texte reichen bis in die Gegenwart.

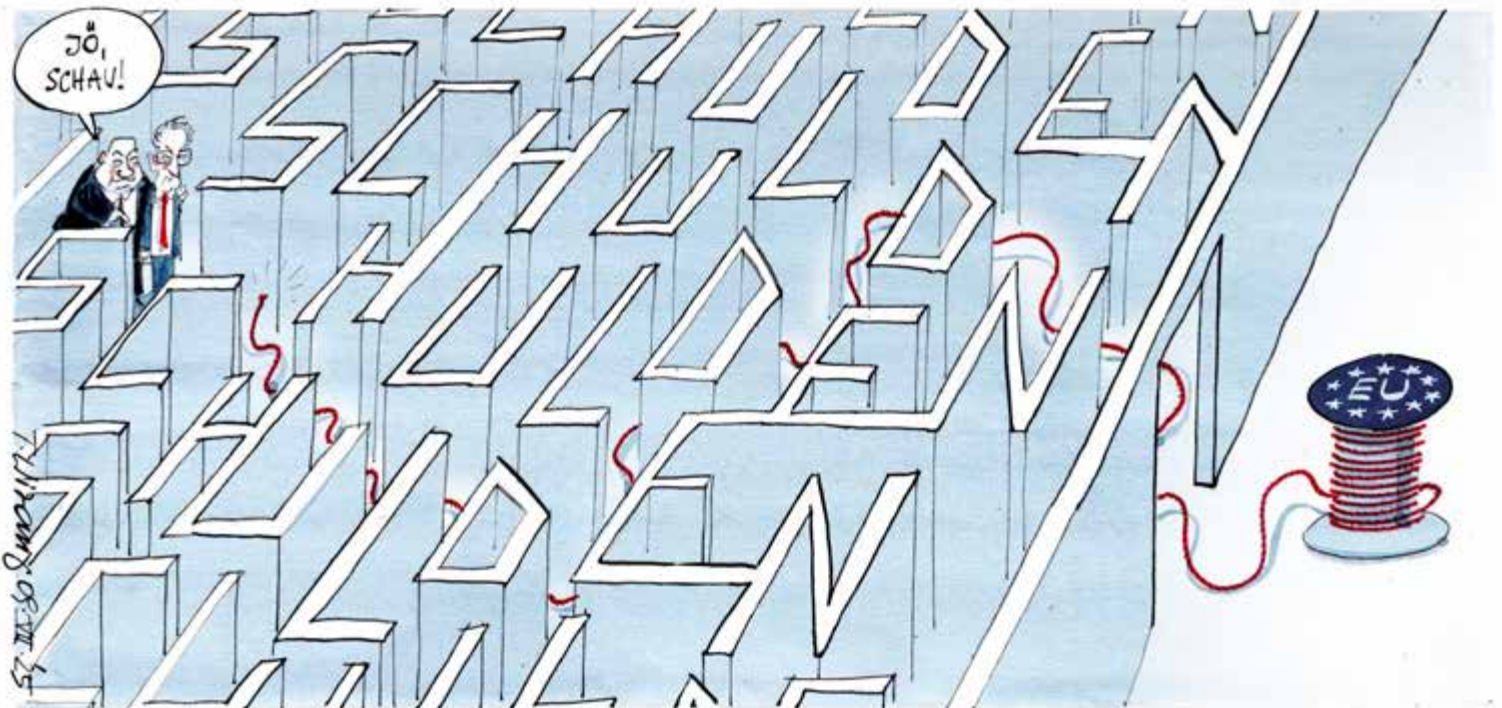
Erhältlich direkt beim Verlag oder bei Ihrem Buchhändler

✉ kundenberatung@veritas.at
☎ +43 732 776451-2280
🌐 www.veritas.at





Willkommen im Oval Office ...



Defizitverfahren ...